Die Neuordnung der Welt von Germanicus

Es wäre gewiß sehr schön, wenn nach all diesem Grauen des Mordens und der Verwüstung die Welt neu und sozusagen für die Ewigkeit geordnet erstünde. Solche Illusion ist aufzugeben und mit ihr zugleich der Glaube, daß die neue Weltordnung durch die Macht Deutschlands ihr Schwergewicht und ihre Oberaufsicht bekommen wird. Das Eine ist nämlich heute schon gewiß, daß am Ende des Krieges nicht eine sieghafte und für absehbare Zeit unbesiegbare Hegemonie aufragen wird. Und das Andre ist kaum weniger deutlich: daß die großen weltpolitischen Probleme und Konfliktsmöglichkeiten sich nicht gar so wesentlich verschoben haben werden; die bisherigen Drehpunkte und die Richtungsachsen der Weltpolitik sind erhalten geblieben. Es bestätigt sich die Erkenntnis, daß auch noch so gewaltige Ereignisse von heute auf morgen nicht Weltgeschichte zu machen vermögen, sondern bestenfalls gewisse politische Klärungen bewirken. Im Gang der Entwicklung ist auch der Weltkrieg, unbekümmert um die Millionen seiner Opfer, nur eine Stufe. Womit zugleich gesagt ist, daß nicht zum letzten Mal die Erde unerhörte Ströme Blutes getrunken haben wird. Der Wille zu einem dauernden und allgemeinen Frieden hat sich durch die dreieinhalb Jahre des Krieges ohne Zweifel außerordentlich verstärkt; die Wahrscheinlichkeit, daß solchem Willen die Auswirkung ermöglicht wird, ist wohl um manches größer geworden, aber sie ist noch längst nicht absolut. Dieser Tatbestand wird allein schon dadurch besiegelt, daß, wie der Krieg schließlich auch ausgehen möge, England nicht von dem bisher eingenommenen Platz verdrängt sein wird, daß es, wie bisher, noch oft genug wird den Versuch machen können, die Schicksalsfäden zu seinem Besten zu knüpfen und den Weltrechtszustand, soweit es ihn erstrebt, unter seine Macht zu stellen.

England ist nicht besiegt worden, und England wird auch im weitern Verlauf des Krieges nicht besiegt werden. So weit wie wir heute zu sehen vermögen, bleibt es dabei, daß neben Deutschland England als zweiter Sieger aus dem Kriege hervorgeht. Dabei setzen wir von vorn herein voraus, daß die Niederlage, die das englische Heer auf dem Kontinent vielleicht schon in allernächster Zeit erleidet, furchtbar und wahrhaft vernichtend sein wird. Wir rechnen mit einem katastrophalen Zusammenbruch Frankreichs und mit einer nachhaltigen Zerstörung des englischen Versuchs, den europäischen Kontinent durch die Gewalt englischer Waffen zu beherrschen. Selbst wenn das aber alles gelingt, wovon wir überzeugt sind, so bleibt doch die alte Wahrheit bestehen, daß England nur als Seemacht besiegt werden kann, und daß es nicht besiegt ist, solange seine Flotte die Meere regiert. Wir teilen nicht den Optimismus des Fürsten Bülow, daß der Sieg der deutschen Heere, der die kontinental-politische Vormachtstellung Deutschlands bestätigt,

auch den deutschen Häfen neues Leben geben, uns den Weg auf das Weltmeer öffnen und für alle Zukunft freimachen wird. Nun leugnen wir keineswegs die schmerzhafte Bedrohung, die der englischen Seemacht durch unsre U-Boote bereitet wird; wir glauben aber nicht daran, daß ein technisches Mittel weltpolitische Entscheidung zu erzwingen vermag, und wir sehen andrerseits noch in keiner Weise unwiderlegbar begründet, daß die Zeit der englischen Seeherrschaft und damit zugleich des englischen Imperiums abgelöst werden könnte. Die Vernichtung der englischen Hochseeflotte wäre vielleicht der Beginn solcher England-Dämmerung. Solange uns aber solche Tatsache nicht gemeldet wird, scheint uns jede Voraussetzung dafür zu fehlen, daß der Krieg, der jetzt bereits seinem Ende zugleitet, England in die Ohnmacht gedrängt hätte. Das Gegenteil ließe sich weit eher nachweisen. Das englische Imperium hat sich befestigt; die Belastungsprobe, die die Dominions bestanden haben, eine Probe, die vor dem Kriege keineswegs sehr wahrscheinlich war, bestätigt die Festigung. Sowohl der Seeweg wie der Landweg nach Indien ist während des Krieges noch mehr als bisher gesichert worden. Und schließlich die anglo-amerikanische Zusammengehörigkeit im Verlauf des Krieges um vieles deutlicher und kompakter geworden. An diesem Tatbestand kann es garnichts ändern, daß Kanada sich in letzter Zeit weniger kriegsfreudig gezeigt, daß Australien die Wehrpflicht abgelehnt, daß Persien, dessen Einverleibung in das britische Imperium schon so gut wie vollzogen war, wieder einige Aussicht auf Selbständigkeit bekommen hat. Selbst wenn es möglich wäre, Belgien völlig aus Englands Einflußbereich herauszuziehen oder gar zu einem gegen England gerichteten kontinental-europäischen Brückenkopf auszugestalten, selbst dann ließe sich nicht ohne weiteres zugeben, daß das weltpolitische Machtverhältnis durch den Krieg wesentlich zu Ungunsten Englands verschoben worden wäre. Das Einzige, was so etwas wie einen Abbruch der englischen Welthegemonie bedeuten könnte, ist die Erkenntnis von der Gefährlichkeit dieser Hegemonie. Wir möchten meinen, daß solches Kriegsergebnis immerhin ein Schritt vorwärts ist, und zwar nicht so sehr darum, weil sich dadurch der Kampf Aller gegen die anglo-amerikanische Machtanmaßung versteift, als vielmehr darum, weil sich so die Notwendigkeit ergibt, der anglo-amerikanischen Einheit eine andre möglichst nicht minder mächtige entgegenzustellen und zugleich zu versuchen, zwischen diesen beiden Einheiten, von Macht zu Macht, zu vermitteln. Die Spannungszentren haben sich geklärt und vielleicht auch fester geballt; erst damit aber ist die Voraussetzung geschaffen für die Einleitung der entscheidenden Entspannung, einer Entspannung, die allerdings den Weltfrieden bedeuten würde, von der wir aber nicht glauben, daß sie kommen kann, ohne daß zuvor noch mehr als einmal die Welt im Flammenmeer des Völkermordes zu verbrennen droht. So sehr wir nun aber auch mit solchen Zusammenstößen rechnen, so wenig wird, wenn im weitern Verlauf und beim Abbau des Krieges

sich wirklich die grundsätzliche Gegnerschaft des anglo-amerikanischen Blocks zum kontinental-europäischen ergeben sollte, dies Gegeneinander als unversöhnliche Todfeindschaft zum Ausdruck kommen. So gradlinig pflegen weltgeschichtliche Entwicklungen nicht vor sich zu gehen. Wir glauben darum auch nicht an den unerbittlichen Handelskrieg, der zwischen den beiden Blockgrößen ausbrechen soll, und der jedenfalls den heutigen Mittelmächten angedroht wird. Dazu sind denn doch die Wirtschaftsinteressen der Welt viel zu sehr ineinander verzahnt; Rohstoffboykott und Hafenverschluß lassen sich auf die Dauer nicht durchführen. Diese Einsicht wiederum zwingt uns, den kontinental-englischen Gegensatz nicht überflüssig und voreilig zu vertiefen. Grade weil wir uns als Sieger fühlen, weil wir aber zugleich wissen, daß auch England das Gefühl des Siegers in sich tragen muß, werden wir danach zu trachten haben, mit diesem Partner, dessen Gegnerschaft wir keineswegs verkennen, gute Beziehungen zu suchen; unsre Ehre würde es nicht einmal verletzen, könnten wir dies nur als Junior-Partner tun. Ein Junior-Partner Englands, der das zu leisten vermochte, was Deutschland geleistet hat und nicht zuletzt gegen England leisten konnte, darf sich immerhin sehen lassen. Wir können aber den von einigen deutschen Politikern angestrebten scharfen und schärfsten Gegensatz zu England auch darum nicht für wünschenswert halten, weil wir den europäischen Kontinent noch keineswegs so gefestigt vor uns sehen, wie dies notwendig wäre, um das Risiko der grundsätzlichen kontinentalen Gegnerschaft gegen England aufnehmen zu können. Noch sehen wir den Revanchegedanken trotz aller seiner Enttäuschungen nicht so verblaßt, daß selbst offenbare Interessengemeinschaften ein politisches Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland sicherstellten. Noch scheint uns selbst in einem arg zerrütteten und erst aus Trümmern sich wieder erhebenden Rußland der westliche Expansionsgedanke nicht für alle Zeit ausgetilgt zu sein. Man sollte doch nicht vergessen, daß dreihundertjährige Herrschaft eines politischen Ideals sich nicht so ohne weiteres, auch nicht durch so gewaltige Operationen, wie sie der russische Körper jetzt erfahren mußte, ausstreichen läßt. Die Sehnsucht nach dem durch den großen Peter aufgebrochenen westlichen Fenster und nicht zuletzt der Trieb nach Konstantinopel werden noch für absehbare Zeit latent und damit auswirkbar bleiben.

Aus all diesen Erwägungen heraus scheint uns darum der Eifer, mit dem sich einige politische Schulen, darunter auch Sozialdemokraten, einseitig auf die östliche Orientierung festlegen wollen, außerordentlich bedenklich. Es ist gewiß richtig, wenn, zum Beispiel, Max Cohen in den Sozialistischen Monatsheften darauf hinweist, daß England die sich anbahnende europäische Festlandsverständigung nach Möglichkeit zu hintertreiben suchen wird; aber es ist nicht weniger richtig, daß solcher Versuch Englands von vornherein aussichtslos wäre, wenn die europäische Festlandsverständigung (und zwar bis tief nach Asien hinein) so ohne weiteres selbst-

verständlich oder auch nur möglich wäre. Solange das aber nicht zutrifft, müssen wir, selbst auf die Gefahr hin, daß manche Krise der Vorkriegszeit, die durch unser Pendeln zwischen Rußland und England bedingt war, sich wiederholt, nach wie vor und unbekümmert um unsre guten russischen Beziehungen zu England Fühlung behalten. Wir können darum nicht gelten lassen, jedenfalls nicht in dieser schroffen Unbedingtheit, was Cohen sagt: „Wollte man jetzt noch nach der westlichen Seite schielen und dadurch das wahre Gebot der Stunde unerfüllt lassen, so würde das Versäumte uns später wohl durch nichts zurückgebracht werden können." Daß andrerseits eine prorussische Orientierung, für die auch Quessel (in der ‚Glocke'), aber bedächtiger als Cohen, eintritt, für uns eine Notwendigkeit ist, haben wir ja während der Friedensverhandlungen mit Rußland einigermaßen bewiesen. Doch können wir uns nicht der Erwägung verschließen, daß durch die Ausscheidung größerer Landesteile aus dem russischen — wohl nicht für immer maximalistischen — Staatsverband keimhaft Sprengminen gegen jene kontinentale Einheit, die die Voraussetzung einer grundsätzlichen Englandfreundschaft sein müßte, gelegt worden sind.

Alles in allem: der Abschluß des Krieges wird keine dauernde Vereinigung der Welt oder auch nur Europas zu bringen vermögen. Wohl aber wird er die Ansätze hierzu deutlicher herausarbeiten, und er wird vor allem, des allerdings sind wir gewiß, zum mindesten keimhaft die Atmosphäre schaffen, aus der heraus künftig die unvermeidlichen Auseinandersetzungen solange wie irgend möglich mit bessern Mitteln als mit denen des Völkermordes zur Erledigung kommen könnten. Zu solcher Hoffnung gibt uns vor allem die Tatsache der durch den Krieg geförderten Demokratisierung (wobei wir nicht zuletzt an die Durchbrechung der Geheimdiplomatie denken) berechtigten Anlaß. Wir fühlen uns nicht abgeneigt, uns zu der Formel zu bekennen, die kürzlich Johann Plenge geprägt hat: daß der Krieg, der für Deutschland als ein Verteidigungskrieg begonnen habe, ein Begründungskrieg geworden sei, und daß der eigentliche Gewinn des Krieges Raum für gesunde Wachstumsmöglichkeiten, und zwar nicht nur für Deutschland, sondern für alle an dem Kriege beteiligt gewesenen Staaten, sein werde.

An das neue Jahr von Franz Rudolphy

Die Zeichen, unter denen du in die Welt trittst, sind nicht schlecht; und man kann wohl annehmen, daß du dieses Licht vorauswirfst, dessen Helligkeit jetzt beginnt, die Nacht zu scheuchen.

Wir haben es bereits seit längerer Zeit aufgegeben, Zeichen zu deuten und Prophezeiungen zu wagen; und so hüten wir uns, Vermutungen darüber anzustellen, wie du aussehen wirst. Aber unsre Hoffnungen sind sehr vertrauensselig und begrüßen dich mit leidenschaftlicher Erwartung.

Du weißt es jedenfalls, welch ungeheuerliche Erbschaft du antrittst; und dir zu sagen, welches deine Aufgaben sind, wäre auch dann sinnlos, wenn ein menschlicher Mund dazu fähig wäre. Aber ich möchte dir doch mit wenigen Worten andeuten, worum es sich handelt.

Früher (es ist nun schon lange her) waren wir einmal Herren der Zeit. Wir befahlen ihr, und sie mußte gehorchen. Alle ihre Tage, alle Stunden neigten sich demütig und ehrfürchtig und waren willig, uns zu dienen. Viele waren geschäftig wie nette Heinzelmännchen, uns ausgespitzte und maßlose Vergnügungen herbeizutragen, nach denen wir mit stets neu gestacheltem Spürsinn unabläßig suchten. Andre wehten uns mit großer Leichtigkeit in ferne Länder, sie fuhren mit uns über die Ebenen, durch steile Berge hindurch, keines Widerstandes achtend, bis an entfernte Meere, deren Anblick Jauchzen und demütigen Dank in unsre Herzen goß; sie schenkten uns Blumen, in denen die holdesten Träume zur sichtbarsten Wahrheit wurden, und zeigten uns fremde Frauen, die das Blut mit unbekannten Erregungen bezauberten. Wieder andre mühten sich, die Freuden der Gesundheit zu bringen und das Gefühl wachsender und von sehr heiligen Quellen genährter Kraft, die damals noch nicht Ursprung unbegreiflicher Qualen war. Kurz: alle Stunden waren uns untertan und mit sklavischem Eifer unterwürfig nur darauf bedacht, unser inneres Leben zur lautersten und höchsten Flamme zu nähren.

Und plötzlich beschloß die geknechtete Zeit, sich zu rächen; als hätte zu lange dauernder Druck in ihr die wildesten Kräfte gelöst, so empörte sie sich gegen uns, und geheimer Ingrimm, der sich jedenfalls in ihrem Herzen gesammelt hatte, entlud sich zerschmetternd. In Einer Nacht riß sie alle Macht an sich und hob sich zur selbstherrlichen Tyrannin über uns; und nun herrschte sie mit einer Grausamkeit, deren Maß zu erfassen keines Lebenden Gedanken weit genug sind. Wer die mächtigsten Worte versammeln könnte, die je auf der Erde gewesen sind: wahrlich, auch dieser müßte dennoch verzweifeln, ihre Ungeheuerlichkeit zu sagen.

Wir wurden Alle ganz gering vor ihr. Sie tilgte Unzählige aus, so vollkommen, daß kaum der Gedanke ihres Daseins erhalten blieb; und Derer, die sie zerdrückte und zerstampfte, waren so viele, daß man zwar mit einiger Mühe ihre Zahl sagen, aber niemals begreifen kann. Nun waren wir es, die ihr dienen mußten; sie zerrte jeden zu sich heran, auch wenn er sanft war und von Gott erfüllt und wenig geschaffen, ihr furchtbares Werk zu verrichten.

So hob sich ein Jahr aus dem Dunkel und ein neues und wieder eines. Jedem wurden die ausschweifendsten Hoffnungen entgegengetragen, und viele Menschen traten auf und suchten, mit Klugheit und mit Gewalt die Zeit zur Milde zu überreden. Aber es gelang ihnen nicht; und es lag ein Zauber über der Welt, daß jedes neue Jahr dem vergangenen gleich sein mußte an unbeugsamer Härte.

*

Du nun bist vielleicht berufen, dich aus der magischen Kette zu lösen und das Licht zu tragen, das wir mit entsetzter Ungeduld erwarten.

Es ist keine Macht, die dir gebieten könnte, und noch immer sind wir dir hilflos überantwortet. Und doch sollst du es wissen, was wir von dir erhoffen, erflehen, verlangen —:

Sei unähnlich deinen Brüdern, die vor dir kamen! Nichts, garnichts sei dir gemeinsam mit ihnen!

Und wenn du tust, was wir auf den Knieen von dir erbitten, so sendest du deine Tage zu allen Menschen und läßt sie, zu einem jeden, die Worte sprechen, die alten heiligen Worte, die eines Gottes Mahnung durch die Dunkelheit der Zeiten tönen: „Heute, so du die Stimme hörest, so verschließe dich nicht!"

Die Sozialdemokratie und die Intellektuellen

von Cienfuegos

Im Jahre 1878 kommt Eduard Bernstein — so erzählt er in seinen Erinnerungen, die unter dem Titel: ‚Aus den Jahren meines Exils' bei Erich Reiß erschienen sind — als Privatsekretär von Karl Hoechberg in die Schweiz. Der Sohn armer Leute hat wenig von der Welt gesehn, der nicht eben überreich besoldete Bankbeamte betritt zum ersten Mal süddeutschen Boden. So kommt es, wie es eben kommen muß, und Ueberraschung folgt auf Ueberraschung. Es ist nicht einmal so die Südschweiz als Landschaft, die damals immerhin noch unverkitscht und dem Fremdenverkehr einigermaßen unerschlossen war. Einen tiefern Eindruck noch macht auf den jungen Berliner die Tatsache, daß der Süddeutsche (eine Tatsache, die sich heute in einer nur an Ort und Stelle ausgesprochenen Opposition gegen Norddeutschland äußert) — daß der Süddeutsche sich dem großen Ausgleichprozeß entziehen und sich nicht mit dem gleichmäßigen neutralen Grau überstreichen lassen will, das nördlich des thüringer Waldes beginnt. In Zürich wird unter allgemeiner Teilnahme der „Bög" verbrannt, und in der damals schon bedeutenden Industriestadt wird, unbekümmert um den Weltverkehr, das ehrliche gute „Zürritütsch" gesprochen, das so tief in der Kehle sitzt und bei sämtlichen Botschaften die Anstellung eines besondern Dragomans notwendig macht. Man sitzt auf dem Dolder oben, noch nicht in greuelsäligen ‚Restaurants', sondern in den kleinen einfachen Weinkneipen, wo der Spießer und der Gelehrte und eidgenössisches Patriziat den mitgebrachten Käse auswickelt und sich zum Weine setzt und eigentlich immer ziemlich schwer ladet. Und wer damals einiges Glück hatte, konnte Gottfried Keller treffen, der ebenfalls recht schwer geladen hatte und hinterher bei irgendeinem Spieß auf der Straße nach seiner (Kellers, jawohl, nach seiner eigenen) Wohnung sich erkundigte: „He, chönnet Ihr mir nit sage, won ich wohn?" Antwort: „Der Tuusig, Ihr seid ja der Gottfried Keller!" Worauf Keller grob wurde: „Dum-

mer Chaib! Han ich Eu gefragt, wer ich bin? Ich han Eu gefragt, won ich wohn!"

Dann kommt in Deutschland das Sozialistengesetz, und ein Verfolgter nach dem Andern sucht Zuflucht in Zürich. Zu Italienern und Südfranzosen stoßen russische Sozialisten aus Peter Krapotkins blutiger Zeit. Leise romantisch wird notwendigerweise alles, was man treibt. Spitzel werden entlarvt, und allen, die (unter falschem Namen natürlich) die deutsche Grenze passieren wollen, werden mit virtuoser Technik verbotene Druckschriften um den Leib geschnürt. Und selbst der Parteikongreß des Jahres 1880 tagt unter systematischem Vorpostendienst und allen übrigen Sicherungen im Rittersaal eines halbverfallenen einsamen Edelsitzes.

Die Verbannten, inmitten teetrinkender Russen, umgeben von Lock- und gewöhnlichen Spitzeln, vergessen ihre bürgerliche Vergangenheit: die ehemaligen Handwerker, Parteisekretäre, Redakteure, Bankbeamten und verabschiedeten Offiziere leben plötzlich in einer wein- und liederseligen Atmosphäre, die beinah altburschenschaftlich anmutet. Kautsky und Vollmar und selbst so stahlharte Wirklichkeits-Menschen wie der alte Liebknecht, der ganze im „Thalegg" zu Hottingen bei Zürich tagende Mohrenklub — sie alle werden irgendwie verstrickt in den halb bourgeoisen, halb romantischen Zauber der Stadt: nach der Arbeit Bergwanderungen und studentisches Zechen, bei dem Liebknecht Jeden, der Wert darauf legte, unter den Tisch trank. Das olle ehrliche Lied vom Bürgermeister Tschech („Er erschoß uns auf ein Haar unser teures Königspaar . . . .") wird zu Vollmars Zitherbegleitung gesungen, und der alte Bürkli gibt sein Glanzstück zum besten: einen alten eingeborenen Pastor, der im zürcher Dütsch seine Agende vorliest und dabei Satz um Satz im allersalbungsvollsten pastoralen Hochdeutsch von einem norddeutschen jungen Theologen abgelöst wird . . .

Im Jahre 1914, kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns, ist Edward Bernstein wieder in die Schweiz gekommen: Hotel an Hotel, Kasten an Kasten . . . Lugano . . . Zürich . . . alles umgemodelt für den grauen gleichmäßigen Strom von Amtsrichtern, Shopkeepern, pensionierten Regierungsmandarinen und andern nützlichen Individuen, die alljährlich kommen, und denen zuliebe die Länder der ganzen Welt immer mehr verunstaltet werden. Der Sechziger, Siebziger (ich weiß nicht genau) sieht wehmütig die Verwüstung: „Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast Jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten: das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit . . ."

Und hier, scheint mir, streift er leise und vielleicht wider den eigenen bewußten und klaren Willen eine Schicksalsfrage, die hinter seiner eigenen Lebensarbeit steht. Wie verträgt sich eigentlich diese physiologische Entwicklung zur Romantik und zum aesthetischen Unterscheiden mit dem Sozialismus?

Ja, wie verträgt sie sich! In Berlin gab es vor sieben Jahren eine Ausstellung von Arbeitermöbeln: einfache Arbeit, anständige Proportionen, ungestrichene gute Hölzer und, vor allem, unbedingte Vermeidung jedweden Kitsches. Das alles hatte natürlich mit Romantik nichts zu tun, aber es wandte sich eben doch schon an einen differenziertern Arbeiter, an Menschen mit Lebensfreude und Geschmack. Und wie reagierte damals die sozialdemokratische Presse darauf? Ich habe freilich nur eine Kritik im Gedächtnis, und ich bin sogar um den Namen der Zeitung verlegen und glaube mich nur zu erinnern, daß es die Leipziger Volkszeitung war. Die Worte jener Kritik aber sind mir in absolut deutlicher Erinnerung: „Mag sein, daß das alles gut ist, und daß das Kunsthandwerk zum mindesten seinen guten Willen beweist. Aber das Plüschsopha und der althergebrachte Nußbaumschrank mit dem Muschelmotiv erscheinen fast als das getreuere Abbild des proletarischen Weltbildes . . ."

Der Kritiker war ein Esel? Mag sein. Weiter also: ich lese alte ‚Fackeln' (infam aktuell, grade jetzt!) und finde in der vom ersten Juni 1909 eine Arbeit (nicht von Karl Kraus, sondern) von Robert Scheu über Victor Adler. Was steht dort zu lesen über die innere Entwicklung der oesterreichischen Sozialdemokratie, soweit Victor Adler sie beeinflußte? „Die Sozialdemokratie brach bewußt mit der Lassalleschen Tradition, welche den Bund der Intellektuellen mit der Arbeiterschaft verkündet und in flammenden Farben hingezaubert hatte. Das war die magische Anziehungskraft des Sozialismus gewesen: die erlesensten Geister mit den Arbeitern in einem monumentalen Bunde zu verschmelzen. Um diese Lassallesche Theorie zu durchbrechen, wurde in Deutschland und in Oesterreich geflissentlich das unpersönliche System in den Vordergrund gestellt. Will man den Beweis haben, so lese man die parteioffizielle Ausgabe der Werke Lassalles, bei der man im Zweifel ist, was man mehr bestaunen soll: die Kühnheit, mit der ein führender Kopf der deutschen Nation zensuriert und abgekanzelt wird — oder den Mangel an Pietät, die eine Partei ihrem Heros und Gründer entgegenbringt. Bei festlichen Anlässen darf Lassalle sich als Gipsbüste sehen lassen. Die Art, wie Victor Adler mit Studenten, aber auch mit Gelehrten von Rang verkehrte, hatte etwas ganz Eigentümliches. Sie mochten sich immerhin in Arbeiterschulen, Volksbildungsstätten nützlich machen. Aber die wunderbare Kühle, mit der man sie im übrigen behandelte, bezeichnete symptomatisch eine bedeutungsvolle Phase: man hatte darauf verzichtet, die Ansprüche des Intellekts mit dem Sozialismus in Einklang zu bringen."

Selbstverständlich: Der Arbeiter, der statt zehn Tagesstunden deren sechs oder acht Nieten klopft, kommt in Gefahr, die frei gewordene Zeit in einer die Partei-Interessen gefährdenden Weise zu verwenden. In der gleichen Weise, wie er wandert, Sport treibt, liest, ins Theater geht, in demselben Maße, wie er differen-

zierter wird, muß er innerlich dem Weltbild des Sozialismus (ohne daß etwa Herr von Gräfe deswegen auf ihn hoffen dürfte) verloren gehn. Robert Scheu beweist, wie einer der Führer aus der Partei die Intellektuellen ausschaltet. Mit gutem Grunde und richtigem Instinkt: an Verfeinerung, Kultivierung und erwachter Kritik des Einzelnen könnte schließlich die Stoßkraft der Massen erlahmen. Täglich fast sitze ich in einem Vorortzug Rücken an Rücken mit zwei jungen Munitionsarbeitern. Ich glaube nicht, daß es Aristokraten ihres Standes sind. Aber tagtäglich sprechen sie von seltsamen Dingen. Vor acht Tagen davon, daß ihnen Wedekind wenig sympathisch sei. Gestern aber von ‚Michael Kramer', der ihnen in irgend einem volkstümlichen Abend vorgelesen worden ist. Bedenkt es und staunt und fragt, was morgen aus einer Partei wird, die sich bislang auf Undifferenziertheit stützte und weder die Differenzierung noch den wachsenden aesthetischen Willen gegen die Tyrannei der Maschine hindern kann.

Eduard Bernstein wandert über die Höhen um Lugano und ballt die Faust gegen die Riesenbauten. Vergißt er, daß Riesenhotels statt der alten Postwirtshäuser, die ekelhaften Wohnmaschinen statt der kleinen Bauten mit dem Mansardendach, diese Notunterkünfte für eine ausgemergelte Menschheit, nichts andres sind als ein Ausdruck eben jener Wirtschaftsformen, die die Maschine und mit der Maschine die Sozialdemokratie schufen?

Er ballt die Faust gegen das eigene Werk! Ist er konsequent genug, es bei sich zu gestehn? Oder mag er es lieber nicht in voller Klarheit sehen, dieses Dilemma, das einmal die Welt umgestalten wird?

„Wie kommt solche Unaufrichtigkeit in die Partei?" fragte vor bald neun Jahren eben jener Analytiker Victor Adlers. Der Krieg hat das Schicksalsproblem der Sozialdemokratie für seine Dauer verhüllt. Hinter den Hüllen spielt das unerbittliche Uhrwerk weiter.

Parlamentarier von Erbe

IV.

Stresemann

Nehmt alles nur in allem: das Erbe Bassermanns zu tragen, kann nicht allzu drückend sein. Immer hübsch auf der mittlern Linie, weder links noch rechts gar zu heftig angestoßen; wenn aber irgend einer der ohnehin unbeliebten Extremen wieder einmal den Chor der Entrüstung herausgefordert, dann kraftvoll eingestimmt und jenes Pathos hervorgeholt, das sonst nur gegen London und Paris gekehrt oder gegen exporthemmenden Bürokratismus geschleudert werden konnte, also nutzlos vertan wurde.

Auch dieser glatteste Schnellredner des Reichstages hat sich zum „Arbeiter- und Soldatenrat" gesellt, jenem ganz geheimen interfraktionellen Ausschuß der Juli-Mehrheit, auf den die Kon-

servativen glühende Kohlen sammeln, dieweil nicht sie es sind, die hier Kronrechte bedrohen. Aber Gustav Stresemann, zu dessen Partei neben dem Verständigungsdiplomaten Richthofen und neben dem Linksreformer Schiffer immer auch noch der Zechen-Syndikus und Longwy-Forderer Beumer und schon gar der Unterwerfungsstratege Fuhrmann gehören — Gustav Stresemann unterläßt nie zu betonen, daß die Nationalliberalen weder mit den Kriegszielen noch mit dem innern Programm der losen Gemeinschaft Ebert-Payer-Spahn einverstanden sind. Aber versuche einmal einer die Kriegsziele der Nationalliberalen oder ihre innerpolitischen Forderungen zu ergründen: er höret nichts als den Wasserfall der Stresemannschen Rede, eintönig, nimmer müde, ohne Ende. Und während der neue Führer der Mittelpartei im weiten schwarzen Gewand, den glatten Kopf gedankenschwer gesenkt, nach Bassermanns Eckplatz im vordersten Halbrund schreitet, weiß man soviel wie vorher.

Die Armen von Harry Kahn

Man hatte bei Paillard Canard à la Rouennaise und Crêpe Suzette gesessen, dann im Alhambra eine halb zärtliche, halb zotige Strophe von Mayol gehört, in der Abbaye de Thélème die Jrroy-Gläser viertelgeleert gelassen, weil einem der Halsansatz der Diseuse nicht gefiel; man hatte im Tabarin eine Maxixe Brésilienne mitgetanzt und darauf bei der grade en vogue befindlichen Diane oder Gaby ein Schäferstündchen verbracht — nun, gegen Vier, fauchte der 60-PS.-Panhard den Fortifications zu. Der Wagen hielt an irgendeiner düstern Ecke, wo siebenstöckige Mietskasernen in den mattbesternten Himmel steilten, und ging unter der Führung eines Herrn vom Konsulat, der gute Beziehungen zur Geheimpolizei unterhielt, ein bißchen erregt, die gasüberflammte Gasse hinauf, stieg zuletzt, die leise Furcht vor dem Ungewohnten für ein Staunen haltend, eine auswurfbesudelte Treppe hinab, auf die durch eine Ritze ein gelblicher Lichtfaden fiel, und trat schließlich in einen kaum erträglichen Dunst von niederm Alkohol, üblem Atem und übernächtigem Achselschweiß ein. Man nannte das: die tournée des grands-ducs . . .

Nach den Ausschweifungen der Liebesjagd und des Spießerhasses, nach den gründlich durchgekosteten Kasteiungen der Rassen- und Klassenzwitterung, nach den Selbstzerfleischungen um persönliche und öffentliche Tat ist Heinrich Mann nun an der letzten Station auf dem Passionsweg der Sensationen angekommen: dem sozialen Mitleid. Schon in ‚Madame Legros' wunderte er sich baß darüber, daß die Roture auch einen Kalbsbraten auf dem Rost hatte, und die Fäulnis der obern Welt war seiner Darstellungskraft unendlich vertrauter und geriet deshalb bei aller Differenzierung weit runder als die Gefühle der niedern Schicht, deren Festgelegtheit auf eine spruchbandmäßige Formel wie mittels Glei-

chung höhern Grades errechnet schien. Nicht gar anders steht es auch um diesen, seinen neuesten Roman (den Kurt Wolff verlegt hat). Der Arbeiter Balrich, dessen Aufstand wider den (aus dem — noch nicht in Buchform veröffentlichten — ‚Untertan' balzacisch herausentwickelten) Ausbeuter Heßling als symbolhaft für den Auftrieb seiner Klasse gelten soll, ist gesehen mit den Augen Eines, der nie Arbeiter war; diese Armen sind gezeichnet mit der schmalfingrigen, beringten Hand Eines, der nie arm war.

Man wird mich nicht für einen von den Flachgeistern halten, die es etwa Karl May vorwerfen, daß er nicht in Arizona und nicht im Sudan war. Das ist ja, und dies eigentlich das einzige, Kriterium für das Vorhandensein ursprünglichsten Kunsttriebs, daß Einer in einem Zimmer zu Radebeul sitzt und sich in Abenteuer träumt, über die die tausendjährigen Korkeichen Kaliforniens, und in die die Katarakte des Nil rauschen. Ein andres aber ist das Bild, ein andres die Seele des Bildes; ein andres die Gestimmtheit des Wesens, ein andres die Lineatur der Gebärde. Wenn mitten in den riesenmäßigen Ritten und den farbentollen Fantasien Karl Mays die gemütvoll sächselnde Seele eines deutschen Mittelbürgers vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts sichtbar oder gar die kümmerliche Mystagogik eines Dreigroschen-Dostojewskij erkennbar wird, so nötigt einem solche Diskrepanz nur ein Lächeln ab. Wenn aber ein Stoffkomplex, in dem das heißeste Herzblut der Zeit kreist, gestellt (eher denn dargestellt) erscheint als das sorgfältig balanzierte und distanzierte Figurenspiel Eines, der alle Kurse durchschmarutzt hat, so ist die ernsthafte Frage nach der Legitimation gewiß berechtigt; und wenn statt sehnlichst erwarteter Wärme Aufgeregtheit gegeben, (vielleicht! vorhandene) Anteilnahme in nichts als teils temperamentvolle, teils ironische Abenteuer umgesetzt wird, so dürfte Absage selbst an einen sonst bewunderten Künstler wohl angebracht sein. Daß die Reichen, die Mächtigen, die Staatserhaltenden bei Heinrich Mann nicht gut wegkommen, ist hierzu weder Widerspruch noch Entschuldigung. Denn der Haß gegen sie dokumentiert sich nicht minder wohlfeil als die eintönig-kalte Pathetik, in der sich das Mitleid mit den Enterbten manifestiert. Es mag hingehen, daß das rein Pragmatische sich mittels einer Dokumenten-Affäre vollzieht, die jedem Dreyfus-Prozeß und jedem Detektiv-Schmöker anstünde; fast unerträglich jedoch ist die Schiefheit der seelischen Konstruktion der Hauptfiguren, die attrappenhafte Hohlheit des ganzen Ambiente.

Heinrich Mann hat, wie aus allerhand essayistischen Veröffentlichungen hervorgeht, viel über Emile Zola nachgedacht, und dem stoffverhafteten Blick möchte es erscheinen, als verdanke er diesem Franzosen Wesentliches. Nun ist es wohl keine Blasphemie, wenn man den psychischen Aufbau der Menschen in Zolas berühmtesten Romanen nicht einwandfrei findet, und wenn man die von ihm hitzig geübte Monumentalisierung verblasen nennt. Aber alles wird hier doch zusammengehalten, erfüllt, zum Erlebnis ge-

steigert durch die monomanische Wirklichkeitsliebe dieses Notizen-Nimrods. Das blühende Fleisch verdeckt und das fließende Blut belebt immer wieder das willkürliche und im Grunde unlebensfähige Gerüst. Aber wo bei Zola Fleisch und Blut, Puls und Nerv ist, da ist bei Mann nur Drapierung, und es bedarf keineswegs eines röntgenhaften mal'occhio, um durch sie hindurch das mißgeschaffene Skelett zu erkennen.

So bleibt der Roman ‚Die Armen' ein höchst fragwürdiges Gebilde. Jedoch sein Verfasser müßte nicht der Dichter der „Jagd nach Liebe' und der ‚Stürmischen Morgen', der Schöpfer Ninos und Pippos sein, wenn nicht auch in diesem Buche Szenen und Bilder verstreut wären, die einem das Blut heißer machten. Wo immer Heinrich Mann mit dem Herzen wirklich dabei ist, wie etwa bei der pubertativen Vergötzung einer begehrten Frau, gelingen ihm Absätze wie dieser, dessen lyrische Bild- und psychologische Ausdruckskraft kaum ihresgleichen hat in deutscher Sprache: „Er lief, und ihm voran lief sein Herz. Es war schon angelangt, es sah sie schon, sein Herz sah ihr Gesicht schon, das es so sehr fürchtete um seiner Schönheit willen — und wie sie ihre weißen Arme auseinanderschlug . . . Plötzlich fand er sich auf der Landstraße, noch immer hier, kaum hinaus über Klinkorum. Am Himmel, der sich erhellte, flitzten Schwalben dahin bis über die Stadt, bis über ihr Haus, kehrten um, waren zurück und bebten noch. So war sein Herz." Und Heinrich Mann müßte nicht der geistvolle Schriftsteller sein, der er, jenseits alles Programmatischen, doch bleibt, wenn nicht manchmal blitzhafte Lichter herniederschössen, die verriegelte Tiefen aufrissen, wie dies: „Die Armut aber ist mehr, viel mehr als ein Gesetz der Wirtschaft; die Seele will sie." Schade, daß dieses herrliche Wort nur ein Erkennen, kein Erleben bedeutet. Es müßte das Motto zu dem Buche sein, als welches es jetzt im Entferntesten nicht gelten kann.

Einen Dichter gab es, einen Landsmann Emile Zolas, über dessen gesamtem Schaffen es in leuchtender Fraktur stehen könnte; ein Dichter, dessen Werke den Deutschen für die seligen Zeiten, da der Weltpostverein wieder funktionieren wird, ans Herz und in die Hand gelegt seien: Charles-Louis Philippe.

Garten der Jugend von Alfred Polgar

Diese Komödie in vier Aufzügen von Thaddäus Rittner ist ein liebenswürdiges, fast zu liebenswürdiges Stück. Ein zartes Spiel vom alternden Menschen, der nicht altern will, vom Zauber der Jugend, von Liebe und ihrer Macht und Narretei, von Verjüngungstränken, die nur wirken, wenn die Hand der treuen Gefährtin sie reicht, von Eitelkeit und Verzicht und der weise führenden Natur. Spielt irgendwo und irgendwann. Ein Stück Leben, zur Lustigkeit des Märchens verdünnt und verflüchtigt. Das Gesetz der Schwere ist aufgehoben, holde Unwahrscheinlichkeit regiert,

Menschen und Dinge schweben in einer rosenroten Wolke (die immerhin aus Erdendünsten aufgestiegen).

Der alternde König, durch Künste seines Arztes äußerlich jung, sehnt sich nach Rausch und Abenteuer und seligem Ich-Gefühl seiner frühern Jahre. Er nimmt Abschied von Weib und Thron und sucht bei einer Freundin von ehemals den Traum der Jugend wiederzuträumen. Der König hat einen Sohn, einen charmanten Jüngling, den er von Herzen liebt, soweit ihn nicht des Jünglings aufsteigendes Sein an den eigenen Abstieg gemahnt. Diesen Sohn sendet die kluge Königin dem Gatten heimlich nach. Er wird, fühlt sie, für des Vaters ausschwärmende Sehnsucht die sicherste Hemmung sein.

Auch jene Freundin hat ein Kind, eine charmante Jungfrau, zu der die Mutter in ähnlicher Beziehung steht wie der König zu seinem Sohne. Das Mädchen wächst in Heimlichkeit groß, unterm Glassturz, indes die Mama, einen Kreis alter verliebter Thoren um sich, die Illusion ihrer dauernden Jugend, Schönheit, Wirkung durch Tempo und Mittelchen aufrechthält. Der einzige Mann, den die Jungfrau kennt, ist der blau-wollene Prinz im Wandteppich ihres Zimmers. Daß er, „wenn die Stunde gekommen ist", herabsteigen und leibhaftig wandeln wird, ist tote Märchengewißheit. Eigentlich sind alle Figuren wie dieser Prinz: farbige Wolle, durch Dichters Phantasie aus ihrem Gobelindasein in den Raum erlöst. Wäre das Stück von einem ungarischen Poeten, so spielte die erste Szene bei einem sonderbaren, hutzligen Antiquitätenhändler, von dem der Graf für seine Geliebte einen kostbaren alten Wandteppich zu kaufen wünschte. Vor dem gewebten Kunstwerk versänke er dann in tiefe Betrachtung — die Komödie — und sagte in der letzten Szene, wieder beim Antiquitätenhändler: „Senden Sie den Teppich meiner Frau .... Diesen alten, bequemen Lehnstuhl aus dem sechzehnten Jahrhundert aber nehme ich für mein eigenes Zimmer."

Nun kommt also der König, begleitet von seinem Leibarzt, an den Liebeshof. Indes die Herrin und ihre burlesken Anbeter zeitweilig vom Schauplatz abtreten — zu welchem Zweck der Apparat der Komödie, hörbar ächzend, einigermaßen mühevolle Arbeit leisten muß — verliebt sich der König in die Sechzehnjährige. Er ist in bestem Zuge, da läßt ihn der Leibarzt, der Königin treu ergeben, im Stich. Er verschwindet, und mit ihm des Königs angezauberter Jünglingsglanz. Wie die Jungfrau das merkt und es ihn in ahnungsloser Grausamkeit fühlen läßt, das gibt die lieblichste, von Heiterkeit und Melancholie zart durchsponnene Szene des Stückes. Was folgt, versteht sich von selbst: das Erscheinen des Königssohnes, wie Jugend (durch natürlichste Magie) zur Jugend findet, das Erwachen der Mädchenseele aus ihrer Unbewußtheit, das kristallreine C-dur der Liebe. Hier sind wir recht im Garten der Jugend, Natur und Menschenherz fangen wie ein gestimmtes silbernes Glockenspiel zu musizieren an, Blumen und Brunnenfiguren

sprechen, alles ist Zärtlichkeit und Duft und holdes Fieber, Leben wird Märchen, Märchen Leben, das Mysterium des Aeußern ist d'accord mit dem Mysterium des Innern, und an der Jungfrau vollzieht sich das süßeste Mysterium des Unterrichts. Im Dunkel aber steht der alte König und verbirgt sein faltiges Antlitz wie seinen Gram.

Der Schlußakt spielt wieder bei Hofe. Der König ist zurückgekehrt, weiß und weise. Nur daheim nützt das Elixir, nur für die liebende Frau hat der geliebte Mann dauernde Jugend. Oder auch so: in der Fremde wirken Verjüngungstränke nicht, und daheim sind sie überflüssig. Des Königs Herz bezwingt alle Bitterkeit, die die Götter vors Glück der Erkenntnis gesetzt, und das beunruhigende Gespenst der eigenen Jugend weicht dem Tageslicht einer neuen Lebensfreude. Daß Juljane ihren Prinzen bekommt, wird dich, milder Leser, nicht überraschen.

Eine angenehme Komödie. Schmerzlos-geistreich. Voll Grazie, Schelmerei und sanfter Traurigkeit. Nur ein wenig süß, und im Poetischen hie und da ein wenig konventionell-lieblich. Die Rosen im Garten der Jugend rascheln manchmal mit einem papierenen Laut; und das goldblonde Juljanchen duftet und schimmert wie eine kandierte Jungfrau. Aber das tut den vielen hübschen Dingen des ‚Gartens', seinem zart blühenden Lyrismus, seiner hauchdünn von Melancholie umschleierten Heiterkeit wenig Abbruch. Abend- und Morgendämmerung des Lebens, ineinanderfließend, spannen über ihn einen tremolierenden Lichtbogen. An Vollblütigkeit leidet die Komödie nicht. Grade ihre Rosigkeit verrät ihre Blässe. Das Netteste an dem Spiel ist seine Unschwere; und wie es, auf Zehenspitzen, zwischen Laune und Wehmut, in zierlichen Achtern spazieren schwebt.

Im Burgtheater erhielt das Stück, auch szenisch, weiche Linien und Farben. Die Bühne sah „gar hold und jugendlich" aus. Der Garten des dritten Aktes, blühender Rosen üppigst voll, schmetterte: Sommer. Und hörbar harfte die Mondnacht durchs Land. Fräulein Mayen paßt gut in den süßen Zauber. Ihre Naivität ist ein bißchen unwirklich. Aber hat eine Märchenprinzessin wirklich zu sein? Sehr hübsch traf sie das Schmerzvolle in der Lust der ersten Liebe. Auch Herr Walden ist in Rosengärten und sonstigen Nachtigall-Quartieren zu Hause. Er war sehr fein, sehr sachte. Seigneural, duftig, melodisch. Ich glaube, auch die Bienen müssen auf ihn fliegen. Frau Retty ist die kluge, sanfte Königin. Man kennt ihre vollkommene Art, klug zu sein und ein Sanfterl. Herrn Schotts jünglingshafter Ungestüm klingt nicht übermäßig hell. Seine echte Jugend ist wie mit Schminke der Jugend gedeckt, seine frische Natur mit einer tüchtigen Schicht Theater. Herrn Tiedtkes Arzt war von behutsamster Komik, die Herren Lackner und Frank rollengetreu humorlos. Als überreife, viel geliebte und die Liebe liebende Lady gab Frau Witt munterste Temperamentstriller zum Besten, die karge Figur einer Gouvernante beschenkte Fräulein Mayer mit

etlichen winzigen, aber aparten Humorchen. Das Publikum fühlte sich ungemein wohl. Der Dichter, wie es schien, auch. Rechtens und erfreulicherweise.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn ich das „Niveau“ eines Dichters beurteile, unterscheide ich Anschüttung und gewachsenen Boden.

*

Glücklich sein ist ein absolutes Gefühl. Wem es „relativ gut“ geht, dem geht es meistens miserabel.

*

Im Verkehr mit minderwertigen Leuten genügt es nicht, abzurücken, um die gewollte Distanz zu bewirken. Sie rücken nach. Man muß es verstehen, jene von sich zu entfernen.

*

Immer wenn ein genialer Dichter die Welt erfüllte, gab es eine zeitgenössische Dichtung, die sozusagen aus der Luft gegriffen war.

*

Der Mensch und der Dichter müssen völlig Eines sein im Dichter. Was gilt die Nachtigall „als Vogel“!

*

Ihr müßt vom tiefen Denker nicht auch Schlagfertigkeit verlangen. Erinnert euch der mathematischen Genies, die schlechte Kopfrechner sind.

*

Um Ja- und Nein-Sagen zu lernen, braucht man das Studium eines ganzen Lebens.

*

Nichts wegwerfen können ist ein Zeichen von Schlechtrassigkeit.

*

Wenn einer auch gar kein Gesicht hat, ein wichtiges bringt er immer noch zustande.

*

Mancher hat den Ruf, schlechter zu sein als sein Ruf.

*

Die Zeit heilt Wunden und schlägt Narben.

*

Wenn jedermann, bevor er eine seiner Angelegenheiten einem Andern anvertraut, sich gewissenhaft fragte: Was gälte das mir, wenn mir der Andre eben diese Angelegenheit als die seine erzählte? — ich glaube, Milliarden Geständnisse unterblieben.

*

Wer immer offen ist, wird bald leer.

*

Was an Menschen gesündigt wird, denen man „leicht Unrecht tut“, wird ebenso leicht durch Wiedergutmachen überkompensiert. Jene kommen schließlich dahinter und sind auf ihren Vorteil bedacht.

*

Sechse fielen in einen Müllhaufen. Bevor sie daran gingen, sich zu reinigen, erklärten sie sich zunächst einmal solidarisch.

*

Die Ungezogenheit ist in gewissen Kreisen zu einer Art Zeremoniell geworden. Man rülpst mit Stilgefühl.

Das junge Deutschland

Das junge Deutschland: immer wieder verlangt sichs sein Daseinsrecht. Und erhälts, wenn es sichs nicht zum Vergnügen, sondern unter unwiderstehlichem Zwange verlangt hat. Hinterher, und manchmal schon vorher, benennt eine knappe Formel das Chaos, das einen tanzenden Stern geboren hat oder gebären wird. Eines heißt Sturm und Drang; eines Romantik; eines, genau wie dies letzte, das junge Deutschland; eines, das vorletzte, Freie Bühne. Der natürlichste Vorgang von der Welt. Meistens nach einem Menschenalter sind die Formen der Kunst so erstarrt, daß der spezifische Geist der Zeit seinen Ausdruck nicht mehr in ihnen findet. Also sucht er. Unsre suchenden Väter folgten gläubig einem Wort Wilhelm Scherers: „Alle Poesie ist Stümperei, welche nicht das umgebende, augenfällige, greifbare, fühlbare Leben zu gestalten weiß." Sie griffen hinein. Eine Fülle neuen Lebens lag ja bereit für die Poesie, eine Fülle neuer Stoffe, neuer Konflikte, neuer Figuren. Die satte Behaglichkeit des deutschen Kaiserreiches war gründlich aufgestört, war umgeschüttelt und durchgerüttelt worden; der politische Zersetzungsprozeß des deutschen Bürgertums hatte begonnen. Die Welt beschäftigte sich mit den Rechten und Pflichten des Menschen, mit der sozialen Frage und ihrer Lösung. Der Redekampf der Parteien und Volksversammlungen, der wirtschaftliche Krieg der Streiks und Boykotte, die Erregungen des Sozialistengesetzes, die sozialen Vorlagen der Regierung: alles Das hatte den Vierten Stand in den sogenannten Vordergrund des Interesses gerückt. Die Erkenntnis sozialer Lebensbedingungen steigerte das Erbarmen mit der Kreatur. Das Studium des Proletariats, seiner physischen, geistigen und moralischen Not, wurde Ziel und Inhalt der dichterischen Bestrebungen. Die Naturwissenschaft lieh die Methode, nach der das Werk der Kunst gestaltet wurde. Denn die Weltanschauung der Zeit war naturwissenschaftlich. Wem es versagt war, das Wesen der Welt anders als rationalistisch zu begreifen, der mußte sich an die pure Wirklichkeit halten und so getreu wie möglich Das abkonterfeien, was sich von ihr erfassen ließ: die Beschaffenheit und Bedingtheit des Menschenlebens durch das Natur- und Kulturmilieu. Dem Diesseitswahn der Zeit entsprach der esprit de recherche et de l'observation, der die Kunst der Zeit zu beherrschen begann. Nach Zolas Vorgang gaben auch deutsche Künstler ein unerbittlich vollständiges Protokoll erlebter, geschauter und gehörter Wirklichkeit auf Grund der Lebenseindrücke, die sie in den Volkstiefen empfangen hatten. Solche Nachahmung äußerer Erscheinungen war eine Tätigkeit des ausgebildeten Intellekts, die selbst wieder an den Intellekt appellierte und darum nirgends auf so viel Verständnis rechnen konnte wie in Berlin. Berlin war von den Künsten immer wenig beachtet worden. Wenn es jetzt zuerst in Deutschland und gegen das übrige Deutschland dem Naturalismus in der Literatur zum Sieg half, so geschahs nur, weil sich einmal das augenblickliche Bedürfnis der Zeit mit dem ewigen Bedürfnis der Stadt getroffen hatte: der pedantische Naturalismus, der alle Kraft und Wirkung aus der reinen Vernunft zog und unlogischen Regungen von Gefühl und Phantasie sich gern entwand, lag im Zug ihrer Ueber-

lieferung, die von Nicolai her unverändert die gleiche geblieben war. Daß in dieser Stadt zur rechten Zeit die rechte Aufgabe an die rechten Männer kam, war ein seltener Glücksfall. Wie die zeitgenössische Literatur aller Gattungen Anschauungsmaterial zu den Sätzen der zeitgenössischen Wissenschaft beibrachte, so lieferte im Berlin des Jahres 1889 der junge Gerhart Hauptmann unabsichtlich die dramatischen Beweise für Otto Brahms kritische Lehrmeinungen.

... Fast dreißig Jahre später, am dreiundzwanzigsten Dezember 1917, sitzt Dramenbaumeister Solneß im Ersten Rang des Deutschen Theaters und spitzt die Ohren, wie die Jugend an seine Türe klopft. Er sieht nicht aus, als hätte er Angst. Ueber Brahms Dogma ist er hinausgewachsen. Und selbst wenn er mit fünfundfünfzig Jahren zu Ende wäre: an seinen fünfundzwanzig Bühnenwerken werden noch Generationen zu knacken haben. Das weiß auch die nächste Generation; und das nimmt der neuen Bewegung den Schwung der vorletzten. Für eine frisch-frohe Revolution ists nötig, daß zunächst einmal alles zertrümmert wird; und zertrümmert zu werden verdient. So steht es hier kaum. Die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf: soweit das nicht jederzeit jeder Künstler sagt, kanns in unsern Tagen kein Revolutionär mit Verstand und gutem Gewissen sagen. Die ältere Generation hat mit Mitteln der Kunst eine Macht des innern Wertes begründet, in deren unangefochtenem Besitz sie nicht gegen den Nachwuchs zu kämpfen braucht. Von Hauptmann wirds Hasenclever schwerlich ergehen wie von Heyse einst Hauptmann. Also es fehlt zum flammenden Aufruhr zweitens der Widerstand. In den achtziger Jahren mußte um einen Fußbreit Bodens gerungen werden. Dichter, Kritiker, Bühnenleiter, Mimen und Publikum bildeten eine kompakte Majorität, die ihre Habe mit einer Verzweiflung verteidigte wie die konservative Partei ihr Wahlrecht. Umso nachhaltiger war dann freilich der Sieg des Fortschritts. Heute werden den Jünglingen Ehrenpforten errichtet, vor denen die Kontrolle sich auf den Geburtsschein beschränkt. Zwanzig Jahre? Passiert. Alle sind berufen, keiner bleibt unausgewählt. Austausch der Rollen: nicht mehr rennt der fertige Autor die Theaterkanzleien ein, sondern dem Embryo werden die schönsten Stätten für seine Rampenniederkunft zur gefälligen Auswahl angeboten. Wozu da eine Sonntagsmittagsvereinigung? Aus Gründen der Organisation. Die gleichen Brüder sollen unter Eine Kappe gebracht, mit ihrem Herzblut soll keine Kasse gefüllt, und von der Behörde soll keine Bevormundung ausgeübt werden. Funktionär: Max Reinhardt. Dessen Liebe gehört nicht eigentlich dem Theater als der ergänzenden Dimension der dramatischen Literatur. Er hat den Selbstzweck des Theaters — wo nicht entdeckt, so doch glanzvoll aufgerichtet. Kein Zufall, daß er den lebenden die toten Dichter vorzieht, die ihn nicht hindern können, in ihren Werken seine Visionen auszudrücken. So wäre Gefahr, daß uns die Zukunft des deutschen Dramas allzusehr im Bilde der Gegenwart des Deutschen Theaters erschiene, wenn dieses nicht aus Instinkt zu solchen Dramen griffe, die unter seinem Einfluß entstanden sind.

In Reinhard Sorges ‚Bettler' stammt von Max Reinhardt die Behandlung des Lichts. Scheinwerfer erhellen einen Ausschnitt der Bühne,

dann einen andern, dann einen dritten, während jeweils der Rest im Dunkel bleibt. Das ist bezeichnend für den blutjungen Sorge. So tastet sein seherisch begabtes Auge das Leben ab, ohne es doch mit Einem Blick zu umfassen. Es wird von dem lastenden Jammer der elterlichen Behausung geredet: aber diese wirkt durchaus behaglich. Der Vater wird für verrückt erklärt: aber er spricht nicht verrückter als alle Erfinder und Poeten. Er bittet den Sohn um Gift: aber aus Versehen trinkt die gesunde, keineswegs todesbedürftige Mutter mit, geht dabei drauf, und der schuldige Sohn hats in der nächsten Minute vergessen. Soll man moralisieren und nach der Wahrscheinlichkeit fragen? Des Dichters Aug' in holdem Wahnsinn rollend: hier haben wirs vor uns. So will Sorge, so befiehlt er. Willkür ist alles. Am Anfang weiht uns der Sohn, der der Dichter selber ist, in die Entschlossenheit seiner künstlerischen Absichten ein, die er keiner Erfolgsmöglichkeit aufopfern wird: am Ende blättert er in der Handschrift des Opus, das uns soeben vorgespielt worden ist. Ein Rahmendrama voll romantischer Pathetik statt der romantischen Ironie, die zu erlangen dem Dichter die feindliche Kugel nicht erlaubt hat. Aber er hat ja vor dem Kriege Muße gehabt, seine Sehnsucht fiebernd herauszuschreien, ohne sich um die Gesetze der alten oder der neuen Aesthetik zu kümmern. Seine Prosa wirft sich auf einmal rhythmisch; im Literaten- und Huren-Café, wo der Geist sich ebenso unbedenklich prostituiert wie der Körper, sitzt plötzlich, atmend und monumental zugleich, ein Fähnlein Flieger, die von der schmutzigen Erde in den reinen Aether aufsteigen; und zuletzt erfährt man sogar, weshalb dieses Szenenbündel ‚Der Bettler' heißt: weil der Dichter allmählich in die ärmlichste Dachkammer sich hinaufgedichtet hat und durch die Liebe dafür entschädigt werden muß, daß er nicht in einer Welt lebt, wo gänzlich undramatische Dramen aufgeführt werden, wenn der Verfasser tot ist.

Kein Zweifel: von dem lebengebliebenen Sorge hätte die Bühne nicht früher Kenntnis genommen, als bis auf diese Verheißung die Erfüllung gefolgt wäre. Was er hinterlassen hat, ist das Werk der Dichter, in denen das Gewichtsverhältnis der Mischung von Lyriker und Dramatiker sich umkehren müßte, um im Theater eine Wirkung zu tun. Seine Ekstase ist sichtbar: aber sie teilt sich nicht mit. Er stellt sich steil auf die Zehen und breitet die Arme aus: aber er kann nicht fliegen. Sein eigenes Herz schlägt stürmisch: aber nicht das Herz seiner namenlosen Typen. Der weltschmerzliche Weltfreund übertreibt nicht, wenn er um sich herum, an die beseelten Dinge und an die toten, die ihm nicht tot sind, mit glühender Innigkeit singt: „Ich höre euch ganz. Ihr seid die Sterne und Stimmen, mit denen ich immer lebe. Eure Zeichen habt ihr in mich gemeißelt, diese Zeichen reden nun immer zu mir. Wenn ihr sprecht, wird alles Ewigkeit und schöner Trost." Aber nur für ihn — nicht für uns. Er singt — nicht: es singt. Er lebt mit den Sternen und Stimmen — nicht der Zuschauer. Oder doch für fünf Akte zu selten. Denn so ergreifend es ist, so ist es zuwenig — oder zuviel, weils schließlich automatisch geschieht —: daß immer wieder die Decke sich öffnet und die himmlischen Lichter feierlich ruhig auf die irdische Wirrsal blicken und blinken; daß magische Chöre brausend den kleinen Lärm des tatsächlichen

Vorgangs übertönen; daß der Alltag sich mystisch verklärt. „Der Toten eingedenk begrüßen wir das Leben“: so mögen die Herren des ‚Jungen Deutschland‘ mit dieser Veranstaltung haben sagen wollen. Aber wahrscheinlich hat nicht Pietät allein bei der Wahl gewaltet. Es sollte wohl auch ein Weg betreten werden, auf dem es weiterhin vorwärts gehen wird. Und so gewiß beim ersten Schritt das Ziel noch nicht zu erkennen ist, so fragt man sich doch und möchte sich gerne antworten. Man würde in diesem Fall die Vermutung äußern, daß es auf eine Durchdringung des Naturalismus mit Symbolik hinausläuft, wenn das irgendwie neu wäre, wenn nicht der Dramenbaumeister Solneß, unter anderm, in seinem Glashüttenmärchen Das gekonnt hätte, wovon Reinhard Sorge wortreich geträumt hat.

Soweits möglich ist, hat Max Reinhardt diesen Träumen Gestalt gegeben. Man begriff, daß er selbst sich in jede seiner Szenen verliebt hatte und jede zögernd von der nächsten ablösen ließ. Auf Kosten des Tempos und der Abwechslung. Zu gleichmäßig langsam gedieh die undramatische ‚Dramatische Sendung‘ zu einer noch weniger dramatischen von vier Stunden. Der Gewinn: ein Reichtum von kleinen und großen, heimlichen und unheimlichen Einfällen. Reinhardts Schüler Sorge schreibt einmal vor: „Die Stimmen der Kokotten kommen dem grellen und nackten Eindruck des Scheinwerfers zu Hilfe.“ Man kann sich denken, wie der Meister ihm diese Gelehrigkeit dankte. Alle seine Wesen lebten an diesem Mittag vom Licht. Lebten und waren wie abgestorben: das lautlos lärmende Caféhaus bewies, wie beide Eindrücke zu vereinen sind. Aber es blieb nicht bei solchen verblüffenden Virtuosenstücken der neuen Regiekunst. Manchmal glaubte man in wahrhaft kosmische Räume gerissen zu sein. Der Hall von wenigen Akkorden: und es klang wie die tröstlichste Sphärenmusik. Dann wieder breitete vages Grauen des Irrsinns beklemmend sich aus. Darin hätte unfruchtbare Stilspielerei die Personen zur Panoptikumsstarrheit gelähmt. Reinhardt empfand ganz richtig, daß eine so lymphatische Dichterei das nicht vertragen, das heißt: daß unser Anteil dann nicht durchhalten würde, und trieb seine Leute an, den Sorge als schauspielerisches Material nicht von Shakespeare zu unterscheiden. Die Losung war nicht: Linie, sondern, höchst unrebellisch: Körper. Ein Mäzen von Jannings: knirschendes Fleisch. Das Alter war durch die ungern alternde Eysoldt als vergrämte Mutter und den jugendlich-gesunden, vollblütigen Wegener als angeblich geistesgestörter Vater minder naturgetreu denn artistisch reizvoll vertreten. Ihr Sohn Ernst Deutsch glich mit der schwarzen Locke, die sich am Ohre ringelt, einem Widder — eine Tierart, die ja auch jüdisch aussieht — und vertuscht durch keine Geistesinbrunst, daß sein Jünglingstum einen greisenhaften Zug hat. Gradezu anbetungswürdig: Helene Thimig als Jungfrau-Mutter. Wenn die Lehmann der üppige Herbst der deutschen Schauspielkunst ist und die Höflich der strahlende Sommer, so ist die Thimig nur darum nicht ein knospender Frühling, der wunderbare Blüte und prangende Frucht verspricht, weil beides schon da ist. Das ‚Junge Deutschland‘ aber soll Vorfrühling sein. Es habe als Motto, was die drei Engel des Dramenbaumeisters Solneß und seines Hannele singen. Und schwebe zu Höhen der ewigen Reiche.

Die Sühne

Eine ostjüdische Geschichte, mitgeteilt von M. J. bin Gorion

In den Tagen des Gesetzlehrers und Meisters Rama ging in der Stadt Krakau eine schwere Seuche um, an der viel Volk, Männer, Frauen und Kinder starben. Der Meister war darum schwer bekümmert. Da bestimmte er eines Morgens, daß man die Toten, die an diesem Tage sterben würden, nicht begrabe und sie bis zur Nacht in dem Vorraum des großen Bethauses liegen lasse. Das wurde befolgt. In der Nacht kam Rama in die Vorhalle und befahl, ihm jeden Toten zu zeigen, damit er sein Gesicht sehe. Er schaute jedem Toten ins Angesicht und gab dann Befehl, die Leichen nach einander zu bestatten. Nur von einem Toten, das war ein Lehrer, der den Kindern des Ortes den ersten Unterricht erteilte, bestimmte der Meister, daß er noch bis zum nächsten Tage liegen bleibe.

Am folgenden Morgen befahl Rama, die Füße des verstorbenen Schullehrers an die Schwänze zweier Pferde zu binden und die Leiche in dieser Weise durch die Straßen der Stadt zu schleifen. Danach suchte der Meister den besten Platz auf dem Gottesacker aus und ließ den Dahingeschiedenen mit großen Ehren zu Grabe tragen. Wie nun der Tote beigesetzt ward, stand die Seuche still, und Ruhe kam in die Stadt.

In der Nacht darauf erschien der Verstorbene dem Meister Rama und sprach zu ihm: Warum hat mir mein Herr einen solchen Schimpf zufügen lassen? Meine Taten sind vom himmlischen Gerichtshof geprüft, und es ist an mir keine Sünde erfunden worden, derentwegen ich eine solche Schmach zu erdulden verdiente. Ich sollte in den Garten Eden gebracht werden, durfte aber nicht eher dorthin gelangen, als bis ich meinen Herrn um den Sinn seiner Handlung befragt hätte.

Darauf erwiderte der Gesetzeslehrer: Dich allein habe ich für wert ersehen, diese Unehre zu erfahren, damit durch dich der ganzen Stadt vergeben würde; ich habe unter allen Einwohnern keinen gefunden, der so rechtschaffen wäre wie du.

Alsdann bat Rama den ihm Erschienenen, daß er ihn über die Ursache der Seuche, von der die Stadt heimgesucht worden war, aufkläre; ihm selbst war das Wissen darum vom Himmel vorenthalten worden. Der Tote sprach darauf: Mein Herr komme mit mir, ich will ihn den Grund des Unglücks sehen lassen. Und die beiden gingen zusammen, bis sie sich außerhalb der Stadttore befanden. Hier wies der Verstorbene den Meister auf eine Höhle hin, in der Rama einen reichen Bürger der Stadt mit zwei Weibern, andrer Männer Ehefrauen, buhlen sah. Er richtete seinen Blick auf den Sünder, und dieser wurde zu einem Haufen Gebeine.

Übersetzt von R. R

Aus einem neuen Band der Sammlung „Der Born Judas", die im Insel-Verlag zu Leipzig erscheint.

Mozart von El Ha

Im elektrischen Wirbel seines Wesens knistern die Rasereien des Mittags. Seine fieberraschen Pulse kennen den Sonnensturm! Der da gewaltiger ist als das irdische Unwetter. Wütender als der stärkste Orkan. Mächtiger als Blitzschlag und Donner

Süßer Ansturm der Sonne! Gärten im Mai, überschäumend von Blütenkraft. Jugend und Liebe. Moschusgeruch und Todeständelei. Wildester Frühlingsrhythmus. Die Passion des Lebens! Ein Funke der Ewigkeit! Mozart! Er beglückt uns mit dem unbändigen Herzschlag der Lust.

Bilanz von Lorarius

Die Jahresrückblicker jammern. Es ist kein Raum für Bandwürmer. Wir schlucken nur Pröbchen des statistischen Archivschutts. Das schadet der Problemverdauung gewiß nicht. Ganz im Gegenteil: Je weniger Zahlen, umso frischer Blut und Hirn. Vielleicht wird diese Setzerschonung dauernd. Das wäre ein prachtvolles Ergebnis der Kriegspapiernot.

Was sehen wir hinter uns? Zunächst mehr Organisation und noch mehr Organisationsmängel. Die extremen Kandarenmänner sind blamiert. Sie haben die Preise nicht gezügelt, und ungeheure Mengen sind ihnen entschlüpft. Sollen wir ihnen die Nichtgefährdung der Kriegführung danken? Wir wissen es nicht, denn die Gegenprobe konnte nicht gemacht werden. Jedenfalls haben wir einen rapiden Zuwachs an Kriegsmillionären, Schleichhändlern und Steuerdefraudanten erlebt. Man nennt das „Vermögensverschiebung". Kletternde Preise, springende Dividenden, darbende Mittelständler: der Gegensatz hat sich verschärft trotz Gehaltserhöhungen und Teuerungszulagen. Der Wert der Hirnarbeit sank noch tiefer. Für ein Pfund Kaffee konntest du zwölf Offenbarungen einhandeln.

Immerhin: wir sind durch. Sie haben uns im Jahre 1917 nicht ausgehungert. Die Festungsmauer wurde gedehnt, zum Schluß des Jahres im Osten durchbrochen. Mit Sparsamkeit, Zusammenlegung, Anpassung und Ersatz haben wir die Knappheit erfolgreich bekämpft. Der Milliardenkreislauf brachte die gewünschten Riesensummen in die Reichskasse, ließ sie in die Wirtschaft zurückströmen und sich wieder in den großen Becken der Kreditzentralen ansammeln. Die Reichsbank wahrte ihren Goldschatz. Sie hat ihn, als einzige Notenbank der kriegführenden Länder, seit Kampfbeginn fast dauernd erhöht. Um nicht weniger als zweiundneunzig Prozent. Der Reichsmarkkurs erholte sich schon. In Berlin schossen die Kurse der fremden Devisen abwärts. Die Valuta-Angst ist verflogen, der Außenhändler atmet auf.

Wieder sind Industrie-Erfindungen gemacht und ausgebeutet worden. Die Exportpioniere rüsten sich. Die Reservekeller sind angefüllt. Schiffahrt und Schiffbau erhalten neues Blut. Die Uebergangswirtschaft kann beginnen. Hat im Osten schon eingesetzt. Sogleich zeigte sich die Ueberspannung des Organisationsgedankens, der sich ja mit der Schematisierung der Kriegswirtschaft nicht begnügen konnte. Kommt 1918 der allgemeine Friede, so wird die Selbständigkeitswut die Schranken wegbrechen. Ueberall regt es sich. Der Kapitalshunger bellt, der Erweiterungsdrang stößt vor, eine Welt von Kaufleuten geht mit

Plänen schwanger. Drei Jahre fünf Monate Ketten! Gierig werden sich die Menschen auf jede Freiheitsmöglichkeit stürzen.

*

Tränenden Auges wird der Kriegswucherer die Bilanz des Jahres 1916 betrachten. Weinen wird er beim Anblick der Riesenzahlen. Das Jahr 1917 schließt mit einem peinlichen Wuchermißakkord ab. Die Inventur macht kein Vergnügen mehr. Mancher, der sich im November noch zu Eifelturmpreisen eindeckte, sitzt jetzt traurig auf seinen Beständen. Will er nicht noch mehr verlieren, so muß er die Schieberware schleunigst abstoßen. Ewig ist kein Glück auf Erden, auch das Wucherglück nicht. Einmal mußte der Hieb kommen. Er kam nicht von der Hand des Staatsanwalts, des Strafrichters; er kam von Osten. Der Waffenstillstandsvertrag mit Rußland hat das ganze Wuchergebäude ins Wackeln gebracht. In Oesterreich begann das Abbröckeln, und nun kommt auch in Deutschland der Wucherzusammenbruch. Schon kann sich die Hausfrau vor Angeboten nicht mehr retten. Jeder Schieber will noch schnell ohne Verlust seine Ware los werden. Drei Jahre fünf Monate hindurch hat man sich bemüht, den Drachen zu töten. Der erste freie Wind über die Grenze ist ein Gasangriff gegen ihn. Das ganze Problem ist ja nur Annäherung der Schleichhandelspreise an die Höchstpreise. Mindert sich die unerhörte Differenz, so ist auch der Schleichhandel zum Tode verurteilt. Nicht von heute auf morgen wird er aufhören, aber er muß abbauen. Schieberexistenzen werden vernichtet. Doch was kümmert uns das! Wir wollen keine Schieber, wir wollen Bohnen, Tee, Kakao, Speck, Schinken, Eier, Wurst, Tabak, Reis, Gänse und Hühner. Es gibt in Deutschland auch noch Leute ohne Pulveraktien und ohne ein Dutzend Aufsichtsratsmandate. Diese Leute haben gar kein Interesse am Kriegswucher, weder am Lebensmittel- noch am Industriewucher. Sie haben nur Interesse an einer gerechten Zuteilung zu erschwinglichen Preisen. Sie haben ferner Interesse an einer schleunigen Beseitigung des Ladenterrors. Inbrünstig sehnt die Hausfrau die Zeit der Käufer herbei. Sie hat lange genug unter den Grünkram-Napoleons gelitten. Sie schreit nach Verkäuferhöflichkeit und Wucherkatastrophe. Bräche sie bald herein, dann wäre vielleicht die ganze Kodifizierung der Wucherbestimmungen überflüssig.

*

Vor einiger Zeit hat der „Präsident" der A. E. G., ein Mann von seltener Aktien-Ubiquität, nachdem er Jahre hindurch sich eifrig bemüht, Weltgründe aufzudecken und Wegweiser zu werden, seine Verwaltungserfahrungen niedergebracht. Das Buch oder vielmehr Büchlein von Walther Rathenau heißt: ‚Vom Aktienwesen, Eine geschäftliche Betrachtung' (und ist bei S. Fischer erschienen). Die Handelspresse hat ablehnend und zustimmend Stellung zu den zweiundsechzig Seiten Verwaltungsextrakt genommen und zwar mehr zustimmend als ablehnend. Die Ablehnung war sozusagen eine Repräsentation des Rückgrates, vor der Verbeugung, die die Herren dem Sohne Emil Rathenaus zu machen pflegen, was er auch beginnen mag.

Bevor ich diese Zeilen schrieb, habe ich die zweiundsechzig Seiten zum zweiten Male durchgelesen. Rathenau zeigt sich hier wieder als Problemanschneider. Man hat das unangenehme Gefühl, daß dieser Mann keinen Vertiefungswillen oder keine Vertiefungskraft besitzt, daß er sich aus schnell Geschautem Probleme zusammenzimmert und diese Probleme nun mit eleganter Hand in die Diskussion wirft. Immer wieder habe ich die Empfindung, eine Zwittrigkeit zu erleben: nicht Ge-

schäftsmann und nicht Forscher. Auch nicht Publizist. Ich glaube, er hat einmal irgendwo von der Notwendigkeit des Problemanschneidens gesprochen, wohl aus der Einsicht oder Empfindung, daß er weder induzieren noch deduzieren kann.

Natürlich durchrast er auf den zweiundsechzig Seiten das ganze Riesengebiet des Aktienwesens, streift unterwegs noch einige Grundfragen der Gesellschaftsordnung und gibt uns einen Ausblick auf Das, was ich die Dreistufigkeit der Wirtschaft nennen möchte. Wir sehen aber selbstverständlich nur etwas Blasses, denn wirklich deutliche Konturen hat Rathenau noch niemals gezogen. Vielleicht kann ich noch einmal an Einzelheiten der Schrift Fehlblick und Mängel der Stellen, die sich als Geschichte des Aktienwesens präsentieren, und bezeichnende Widersprüche mit frühern Behauptungen des Autors aufzeigen. Für heute sei gesagt, daß die Schrift, aus Unklarheit geboren, die Verwirrung über ein wichtiges wirtschaftliches und sozialethisches Problem nur vermehren kann.

Jedenfalls würde sich der Aktienkritiker freuen, Herrn Rathenau als Praktiker des Aktienwesens von den Grundsätzen und Anschauungen der zweiundsechzig Seiten abkommen zu sehen. Nicht als ob die Uebereinstimmung von Prinzipien und Tat unerwünscht wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Aber man gewinnt den Eindruck, daß die Theorie hier zur Verteidigerin einer Praxis wird, die weder der Aktiengerechte noch der Sozialethiker verteidigen darf. Mir war, als läse ich die Einleitung zur diesjährigen Generalversammlung der A. E. G. Denn in dieser Generalversammlung hat Herr Rathenau sich zu den Bilanzierungsgrundsätzen seines Vaters bekannt. Ist das die Bilanz des Mannes, der sich als Pionier der Wirtschaftsethik gibt? Der Vater fehlte gegen die Bilanzierungserfordernisse, weil er eigenwillig, kraftvoll und wahrhaft stolz war. Der Sohn . . . ?

Antworten

Moriz Seeler. Sie wünschen „mit ein paar Worten aufmerksam zu machen auf das stellenweis sehr amüsante Bändchen: ‚Der rasende Pegasus', das ein so genannter Paul Bernhardt soeben (im Verlag Heinz Barger) herausbringt. Das ist beileibe nicht etwa ein vollwertiger Mauthner redivivus, aber immerhin — es ist der („zeitgemäße") Ersatz eines Gumppenberg-Ersatzes (und Gumppenberg ist selber wohl eigentlich schon Ersatz). Kaum irgendwo der unentrinnbare Parodisten-Griff, der den armen Sünder von Dichter unbarmherzig bei seinem Sterblichen und bei seinem Unsterblichen zu packen kriegt und mit einem einzigen Ruck den ganzen Kerl aufdreht (Mauthner machte die Literaturgeschichten überflüssig!) — aber zuweilen doch mehr als bloßer Scherz: die Däubler-Persiflagen geben vielleicht für die Erkenntnis des Dichters Wesentliches. Vorzüglich auch die beiden Erzählungen, die hoffentlich manchem die Augen öffnen über den Novellen-Fabrikanten Sternheim und den dämonischen Pausback Edschmid. Nur schade, daß der Pegasus-Jockey den Kontrast zwischen preziöser Form und gleichgültigem Inhalt, der letzten Endes das Wesen der Parodie ausmacht, nicht scharf genug herausgearbeitet hat; so glaubt man zuweilen eher einen fingerfertigen Sternheim- und Edschmid-Epigonen als Parodisten vor sich zu haben. Ja, bei Rilke und George ist der allgemeine Ton so beängstigend gut getroffen, als ob diese Gedichte ursprünglich ernst gemeint gewesen wären. Aber trotz alledem: im Ganzen ein gelungener literarischer Scherz! Der Verlag hat das Seine getan, ihn gelingen zu lassen:

ein Einband, der den Büchern vom ‚Jüngsten Tag' zum Verwechseln ähnlich sieht, eine Lithographie von Ottomar Starke und eine lustige Einleitung von Mynona. Schade, daß der nicht noch eine Parodie auf sich selber beigesteuert hat."

Zwei Provinzler. Mainz ist zu klein und Würzburg erst recht. Zuviel verlangt, daß ich die Thespisse eurer Städte vor ihren Rhadamantyssen beschütze. Diese verfolgen jene, weil sie Strindberg und Kaiser spielen. Nun ist das Analphabetentum ihrer Philippiken unbestreitbar. Aber was würde es nützen, wenn ichs verbreitete? Und wen würde ein Abdruck, den ihr „zur Bestrafung" empfehlt, überraschen? Woher sollen vertrocknete Aktenwürmer, die bei Wilbrandt und Sudermann aufgewachsen sind, die Organe für Kunst beziehen? Und schließlich: Sind eure Pauker und Rechtsanwälte, die abends den Helikon erklimmen und dort im Alter zu finden wünschen, womit sie ihre Kindheit geschmückt haben, nicht immer noch sympathischer als diejenigen unsrer berliner Musageten, die aus Angst, den Anschluß zu verpassen, mit heraushängender Zunge und fliegenden Rockschößen in jeder neuen Richtung einherkeuchen? Sie fallen auf alle Schwindler und Pfuscher hinein, an denen es keiner „Richtung" fehlt, und habens durch diesen Mangel an Unterscheidungsvermögen dahin gebracht, daß das Publikum weder ihnen noch den Künstlern über den Weg traut, und daß die Empfindung für Echtheit auf dem Gefrierpunkt angelangt ist. Aber ich muß euch noch schmerzlicher enttäuschen. So wenig ich die armen Tintenkleckser, die da aus Eitelkeit oder zu Nebenerwerbszwecken sich als Lokal-Aristotelesse aufgetan haben, verurteilen kann, so wenig kann ich die Bühnenleiter lobpreisen. Sie sollen ihr Publikum heben, schön. Allein nicht ohne Sinn und System. Nicht aus dem Sumpf auf mehr oder minder steile Gipfel, sondern zunächst einmal auf die feste Erde. Und nicht ohne Kenntnis seiner Wesensmischung. Mainz ist eine Hochburg des Klerikalismus und Würzburg erst recht. Eure kleinen Reinhardts, die größere Neumann-Hofers abgelöst haben, in allen Ehren. Aber ists vernünftig und pädagogisch, daß sie von ‚Sherlock Holmes' zu ‚Rausch', von den ‚Mottenburgern' zu den ‚Bürgern von Calais' ohne Zwischenstufe hinüberspringen? Es scheint doch, als ob nicht bloß das menschliche Leben, sondern auch das Metier des Volkserziehers eines der schwierigsten sei. Da ist Kayßler, der in die Volksbühne einrückt. Seine beiden Vorgänger haben mit ‚Götz' und den ‚Räubern' begonnen. Er beginnt mit ‚Merlin' von Immermann. Rührend die reine Kunstliebe, die sich darin erweist. Aber noch rührender die vollendete Ahnungslosigkeit. Denn dies Werk ist ohne hingegebenes Studium überhaupt nicht zu fassen; und den Mitgliedern der Freien Volksbühnen würde selbst das hingegebenste Studium nicht zum Verständnis verhelfen. Also laßt mich im Lande bleiben und mich von den Böcken meiner heimischen Sonntags- und Alltagsjäger der Bühne redlich nähren. Ihr habt nur ein Mittel, mich für eure Städte fruchtbar zu machen. Schenkt beiden Parteien das ‚Jahr der Bühne', sämtliche Bände. Die Thespisse werden daraus erfahren, was für ihren Spielplan in Frage kommt und was nicht, und die Rhadamantysse werden einfach ihre Chiffre vor meine Kritiken setzen. Und damit wird den Theaterbesuchern, den Zeitungslesern und der Bühnenkunst am weitaus besten gedient sein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Gefährliche Unklarheit von Germanicus

Schon in der letzten Betrachtung wurde darauf hingewiesen, daß die Ausscheidung größerer Landesteile aus dem russischen Staatsverband von vorn herein die kontinentale Einheit und damit die Machtvoraussetzung einer mit England sich ausgleichenden Politik, wenn vielleicht auch nicht während des maximalistischen Interims, so doch mit größter Wahrscheinlichkeit unter einer spätern kadettischen Regierung gefährden müßte. Deutlicher auf die Gefahren der am achtundzwanzigsten Dezember im Namen der Mittemächte einsetzenden deutschen Taktik hinzuweisen, schien weder angemessen noch zweckmäßig. Inzwischen hat sich die Lage peinlich geklärt. Bereits die bolschewistische Regierung protestierte, und zwar unbekümmert um angeblich vorgenommene, ihr aber nicht genügende Volksabstimmungen, gegen die „wohltemperierte" Lostrennung russischer Landesteile. Leider konnte sie dies so gut begründet tun, daß dadurch die deutsche Diplomatie nicht nur vor der lauernden Entente, nicht nur vor wohlwollender und gerechter Sachlichkeit, sondern auch vor dem deutschen Interesse ins Unrecht gesetzt wurde. Der Unterschied zwischen dem, was Deutschland am fünfundzwanzigsten, und dem, was es am achtundzwanzigsten Dezember den Russen zu sagen für richtig hielt, war eben gar zu deutlich und trotz aller Verschleierung zu durchsichtig, als daß nicht das, was dann auch prompt gekommen ist, zu erwarten gewesen wäre. Man darf und muß von einer Niederlage der deutschen Diplomatie reden. Sie erklärt sich wohl am einfachsten aus der Unfähigkeit und, man darf wohl sagen, aus der verhängnisvollen Unmöglichkeit, die Mischung der bei uns wirksamen Kräfte zu klären. Noch immer machen wir — und zwar aus Schwäche und Instinktlosigkeit — Mischmasch-Politik. Wir wollen annektieren und sollen zugleich alles beim Alten lassen; wir wollen Demokratie und müssen gleichzeitig die Forderungen der militärischen Gewalt erfüllen. Hoffentlich wird uns der unangenehme Zwischenfall von Brest-Litowsk — von dem sich im Augenblick noch nicht sagen läßt, ob er beigelegt wird oder sich zu einem dauernden Zustand auswächst — nun endlich belehren, daß sich mit kleinlichen Mitteln grundsätzliche Konflikte nicht beheben lassen, und daß Klarheit des Wollens die Voraussetzung des Erfolges ist.

Es wäre zwar eine Verleugnung des Verteidigungskrieges, aber immerhin real gewesen, wenn man den Russen von vorn herein gesagt hätte, Deutschland müsse auf der Abtrennung eines gewissen Teils der nördlichen russischen Provinzen bestehen. Das hätten die russischen Unterhändler vielleicht verstanden, jedenfalls hätte man ihnen diese Forderung unter dem Druck der militärischen Lage einigermaßen nahebringen können. Sehr bedenkliche Folgen

mußte es jedoch haben, dem Schein nach auf die demokratischen, vielleicht utopischen Vorschläge der Russen einzugehen — und dabei hinter Phrasen eine Weichenstellung vorzunehmen, die den Eroberungszug in die Station bringen sollte, die ihn aber, wie einige Voraussicht erkennen konnte, zur Entgleisung bringen mußte. Ob es notwendig ist, unsre Ostgrenze nach dem Rat der militärischen Sachverständigen zu verbessern, können wir nicht entscheiden; ist es aber notwendig, Grenzsicherung über Friedenssicherung zu stellen, dann soll man, besonders, wenn die Verhandlungen darüber vor der Oeffentlichkeit vor sich gehen, gradlinig handeln und nicht Wolken von vielschillernden Worten abblasen, in der Hoffnung, daß hinter solchem Schutz sich die entscheidenden Operationen vornehmen lassen würden. Für harte Kraft hätten die Russen ohne Zweifel ein besseres Verständnis gehabt als für die feingesponnenen Regiekünste, womit die deutschen Unterhändler ihnen beizukommen suchten. Freilich, eins darf nicht vergessen werden: wenn schon eine bolschewistische Regierung nicht den Mut zu haben scheint, ohne die Ostseeprovinzen vom Friedenstisch heimzukommen — wieviel stärker wird eine spätere kadettische Regierung gegen solche Verkürzung des russischen Staatsgebietes sich widersetzen! Die Gefahr eines östlichen Elsaß-Lothringen wird sichtbar. Aber immerhin: wenn die militärischen Erfordernisse so sind, daß diese Gefahr gewagt werden muß, und wenn die militärischen Sachverständigen dafür — soweit dies überhaupt möglich ist — Sicherheit bieten, daß solche Gefahr jederzeit pariert werden kann, so mag der Schnitt getan werden. Zu erwägen bliebe nur, ob nicht die militärische Sicherung, die durch eine Veränderung unsrer Ostgrenze auf Kosten des bisherigen russischen Staatsgebietes erreicht werden würde, zum größten Teil wieder ihre Aufhebung fände in der Lockerung und dauernden Beunruhigung des kontinental-europäischen Zusammenschlusses, die möglicherweise, vielleicht sogar notwendig die Folgen sein würden. Das aber zu erwägen ist eine Angelegenheit, die, bevor man den Russen gegenüber den Mund auftut, einseitig durch die beteiligten deutschen Stellen erledigt sein muß. So, wie in Brest-Litowsk verfahren worden ist, hat man den Eindruck, als wenn solche vorherige Uebereinstimmung der militärischen und der politischen Tendenzen auf deutscher Seite nicht erreicht worden sei. Die Russen scheinen dies erkannt zu haben, und tatsächlich ist denn auch durch ihren Widerstand und durch die so sich zeigende Möglichkeit, daß der östliche Frieden an unsern Landansprüchen scheitern würde, in Deutschland eine Verwirrung ausgebrochen, die unmöglich hätte ausbrechen können, wenn die notwendige Klarheit von vorn herein vorhanden gewesen wäre. Wir verkennen keinen Augenblick die peinliche Lage, in der sich unsre Unterhändler befunden haben mögen, als sie unter militärischem Druck den Russen gegenüber eine Forderung vertreten sollten, deren Gefährlichkeit sie wohl erkannt haben mögen. Aber solch schwankender Zustand ist eben keine richtige Voraussetzung für einen Verhandlungserfolg. Es gibt hier nur ein Ent-

weder-Oder. Es geht nicht an, daß hinter der Maske dessen, was man eigentlich möchte, das angestrebt wird, was man selbst für falsch hält, aber was man erreichen muß, weil es zu erreichen befohlen ist. Das Opfer des Intellekts muß sich in solcher Sachlage bitter rächen. Die Wirkung ist denn auch nicht ausgeblieben. Es läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß die Waffenstillstandsverhandlungen einen viel reinern Stil zeigen als ihre diplomatische Fortsetzung. Die Reinheit des Stils aber entscheidet auch über die Qualität der Politik. Das sollte grade Herr von Kühlmann, von dem man sagt, daß er die Politik als eine Kunst höchsten Grades betreibe, am besten verstehen. Er mußte sich sagen, daß ihm ein Erfolg nur sicher sein konnte, wenn zuvor das Programm, das er vertreten wollte, in jeder Hinsicht rein und einheitlich war. Womit wir natürlich nicht leugnen wollen, daß der Staatssekretär nicht von Anfang an seine Taktik auf Zermürbungspsychologie, und zwar auf eine nach beiden Seiten hin wirksame, gegründet hatte. Die Tatsache, daß zuvor auch bei uns einige Hartnäckigkeiten (von dem alldeutschen Wahn zu schweigen) mürbe zu machen waren, kennzeichnet übrigens die schwierige Lage unsrer Unterhändler und rechtfertigt vielleicht trotz alledem Kühlmanns Kandierungstechnik, die schließlich Deutschland doch nur so wiederspiegelt, wie es nun einmal ist: ein Uebergangstypus.

Für solchen Uebergangstypus kennzeichnend war nun auch eine Begleiterscheinung der Zwangsrutschbahn von Brest-Litowsk. Man hat mehrere und zwar entscheidende Tage das deutsche Volk über das, was kommen mußte, völlig im Unklaren gelassen, und dies, obgleich man keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, einfach darum nicht, weil — mögen auch die Nachrichten der petersburger Agentur reichlich verschärft worden sein — sofort am achtundzwanzigsten Dezember im direkten Anschluß an das vermummte deutsche Annektionsprogramm die Russen mit der sie gut kleidenden Brutalität erklärt hatten, daß sie die deutschen Pläne durchschauten und ablehnten. Zum Vexierspiel ist die gegenwärtige Zeit wahrhaftig wenig geeignet. Auch hier wiederum zeigt sich die Unfähigkeit, grundsätzlich zu handeln. Entweder macht man die äußere Politik gemeinsam mit dem Parlament, oder man hütet sie eifersüchtig hinter verschlossenen Türen. Aber beide Stile zu mischen, gibt ein ungenießbares Ragout; solche nicht bekömmliche Speise zu servieren, hätte der vom Parlamentarismus, wenn auch nur wenig überschattete Hertling vermeiden sollen. Er hätte dies umso eher vermeiden können, als er anscheinend niemals ernstlich den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker, und zwar genau so, wie ihn die Russen auslegen, verleugnet hat noch verleugnen wollte, und als er andrerseits die Gewißheit haben mußte, daß die Mehrheit des Hauptausschusses so, wie es geschehen ist, sich jederzeit zu dieser Auslegung bekennen würde. Man möchte sagen, daß die Verhandlungen und Bekenntnisse des Hauptausschusses wenigstens noch einiges von dem gerettet haben, was die deutsche Tradition in Brest-Litowsk verdorben hatte.

Was nun kommen wird, läßt sich nicht übersehen, zumal wir ja nicht wissen können, ob nicht inzwischen wiederum Ereignisse eingetreten sind, deren Kenntnis uns die Amtsstellen vorenthalten. Eine peinliche Unsicherheit; und ein durch nichts wegzudisputierendes Symptom für den Kindheitszustand der deutschen Weltpolitik. Es gehen seltsame Gerüchte um. Der Kampf der verschiedengearteten Interessen, deren Durcheinander das Versagen der eingeengten Diplomatie in Brest-Litowsk verschuldet hat, scheint in eine Krise gekommen zu sein. Als Tatsache wird gemeldet, daß Trotzki und die russischen Delegationen wieder an den bisherigen Ort der Verhandlungen sich begeben. So bleibt also zunächst die Hoffnung berechtigt, daß die östliche Stillegung des Krieges doch noch gelingt. Geschieht dies, so wird wenigstens einigermaßen der Schaden, der durch die bisherigen mißratenen Verhandlungen angerichtet worden ist, wieder gut gemacht werden. Ueber die Bedeutung dieses Schadens darf man sich keinen Illusionen hingeben. Es bedürfte nicht der Regiegeschicklichkeit der Entente, um nunmehr der Welt klarzumachen, daß Deutschland so, wie man es immer orakelt hat, auf Raub ausgeht und eine hinterhältige Politik betreibt. Daran ist nun nichts mehr zu ändern. Wir werden stark genug sein, auch diese Last noch zu tragen. Immerhin: sie hätte uns erspart werden können. Sie würde sich vervielfachen, wenn der östliche Ausgleich endgültig scheitern sollte. Wohlverstanden: wir sind davon überzeugt, daß unsre militärischen Kräfte völlig ausreichen, den Sieg, so wie wir ihn brauchen, zu erkämpfen, auch wenn die Ostfront aktiv bleibt. Geschieht dies, so würden die Russen fürs erste wohl kaum besonders nennenswerte Gegner sein. Aber selbst wenn sie im Verlauf von ein bis zwei Jahren mit amerikanischen Millionenheeren durchsetzt würden, dürften wir ihnen begegnen können. Wir sind also nicht ängstlich, aber wir fänden es doch glücklicher, wenn es gelänge, was eigentlich nach den Gesetzen der politischen Logik im Interesse beider Parteien gelingen müßte, mit Rußland in Uebereinstimmung zu kommen. Darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß der Krieg, der sich nun über dreieinhalb Jahre hinschleppt, zum Abschluß gebracht werden kann nur durch ein Auseinanderreißen der uns bedrängenden Koalition. Und daß ferner solch Riß, soweit wir heute zu blicken vermögen, nur im Osten möglich ist, weil er dort im Interesse des gegenwärtigen Gegners liegt. Damit ist aber festgestellt, daß nichts unklüger sein kann, als Rußland die Wahrnehmung seiner Interessen zu erschweren, daß es aber gradezu eine Versteifung der gegen uns gerichteten Koalition wäre, wenn wir es nicht unterlassen könnten, Rußland noch mehr als bisher in die Gewalt der Ententeherrschaft zu hetzen. Wir sollten nicht vergessen, daß bereits Nikolaus der Zweite die Absicht hatte, mit den Mittemächten in Friedensfühlung einzutreten. Die Entente hat uns die Möglichkeit, mit dem Zarismus Frieden zu machen, was ohne Zweifel leichter gewesen wäre, als mit den Bolschewiki zu verhandeln, vereitelt. Wir sollten ihr nicht zu dem Triumph

verhelfen, die größte Gefahr, die ihr droht, durch unsre eigene Torheit unwirksam gemacht zu sehen. Kommt der Ostfrieden zustande, wovon wir vor allem im Hinblick auf die Nöte und auf den Selbsterhaltungstrieb der Russen immer noch überzeugt sind, so soll uns das umso mehr freuen, je weniger dabei die Grundsätze zerstört werden, von denen wir seit Kriegsbeginn gesagt haben, daß sie unsre Politik regieren. Daß Kühlmann ein Wächter dieser Grundsätze sein will, davon sind wir überzeugt, und dafür danken wir ihm. Kindisch aber, und außerdem diktiert, ist die Hysterie, mit der die Vossische Zeitung gegen den Staatssekretär loswütet. Solche Geschichtsfälschung geht denn doch zu weit. Nicht Kühlmanns Landhunger hat den östlichen Frieden gefährdet. Soll überhaupt ein Verschulden des Staatssekretärs konstruiert werden, so kann es nur darin gesehen werden, daß er versucht hat, unzuständigem Drängen nach angeblich notwendiger Grenzregulierung nachzugeben. Er hätte fester darauf vertrauen sollen, daß im Zeichen der Weltdemokratie Tauroggen eine Vokabel bleiben muß.

Parlamentarier von Erbe

V.

Graf Westarp

Es wird den Konservativen oft nachgesagt, sie wünschten deshalb kein Eingehen auf innerpolitische Reformen im Kriege, weil sie nur bei ihrer Aufschiebung bis nachher ihr Scheitern erhoffen könnten. Ob das richtig ist oder Graf Westarp den sagenhaften Burgfrieden bewahren will — jedenfalls beweisen seine Reichstagsreden im Kriege eine Zurückhaltung, die mit der Presse und andern Aeußerungen der Partei in erkennbarem Gegensatz steht.

Der Führer der Rechten im Reichstag ist — ob in der Johanniter-Litewka oder in völligem Zivil — einer der kältesten Redner. Keine Handbewegung, kaum eine Wendung des immer korrekten Kopfs, ein scharfes eckiges Sprechen, das sogar schon die Fünfzahl unsrer Selbstlaute als übergroße und schlappe Variabilität zu empfinden scheint. Als Graf Westarp noch klar seine politischen Grundsätze aussprach, da waren sie sehr einfach: Wer Staat und Wirtschaft anders haben will, als sie sind, der schließt sich aus und ist unter Beiseitesetzung papierner Rechtsgleichheit rücksichtslos zu verfolgen.

Der Graf war einmal Polizeipräsident in Schöneberg-Wilmersdorf und wurde dann berufen, an oberster Gerichtsstelle die preußische Verwaltung zu überwachen.

Mit Parlamentarisierung und Demokratisierung will Graf Westarp nichts zu tun haben. Er und die Seinen sehen keine neue Zeit und denken nicht daran, ihr die Reverenz zu erweisen. Aufrecht und ungebeugt erwarten sie den eventuellen Sturm, der sie gegebenenfalls hinwegfegen könnte.

Graf Westarp, der im Antipolenkompromiß zu Bomst-Meseritz Erwählte, ist nicht vorstellbar im Tumult stürmischer Wählerversammlungen. Entweder Bomst krönt ihn wieder, oder er dürfte uns das nächste Mal abhanden kommen — denn es scheint, als ob die Parole: „Machtfrieden!" untergehen sollte in dem massenstimmigen: „Macht Frieden!"

Wilhelm Schäfer von Leopold Ziegler

Lieber Wilhelm Schäfer!

Es ist und bleibt doch in vielerlei Hinsicht eine wunderliche Aufforderung Benvenuto Cellinis an seine Leser, wenn er mit der ihm eigentümlichen gutgläubigen Anmaßlichkeit behauptet, ein Mensch, der Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht, solle mit der Niederschrift seines Lebens, jedoch nicht vor dem vierzigsten Jahr, beginnen. Manches Mal habe ich in einer müßigen Stunde darüber gegrübelt, in welchem Sinne dieser Aufforderung eine höhere Wahrheit entsprechen möchte, und fast meine ich, einer solchen allmählich auf die Spur gekommen zu sein. Denn mit vierzig Jahren, bedünkt es mich, wird sich ein tüchtiger und vorwärts schreitender Mensch versucht fühlen, ein wenig frischen Atem zu schöpfen und sich darüber zu besinnen, wohin es nun eigentlich mit ihm hinauswolle. Absichtlich sage ich nicht, wohin er selber hinauswolle, weil dies die verhältnismäßig untergeordnete Angelegenheit willkürlicher Entschließung ist, jenes dagegen die schwer zu erringende Erkenntnis unsrer triebhaften und daher uns selbst unheimlichen Strebungen und Richtungen betrifft, deren verborgenes Walten unser Geschick ungleich entscheidender zu bestimmen pflegt als das vernünftige Wollen unsrer selbstbewußten Ichheit. Wohin also ein dauernd unterirdisches Es mit uns hinauswolle, wird der angehende Vierziger wirklich einmal endgültig zu ergründen trachten und, was vielleicht richtiger ist, endgültig zu ergründen fähig sein: auf diese Weise lege ich mir den Ausspruch unsres florentinischen Tausendsassa zurecht, der es ja mit erheiternder Grazie versteht, eine bescheidene Wahrheit in das malerische Gewand üppiger Uebertreibungen einzuhüllen.

Zu dieser zeitgemäßen Neugierde des Vierzigers, sich endlich einmal selbst zu erkennen, gesellt sich aber doch noch das Andre, daß der Mann, dem in einem sehr bemerkenswerten Unterschiede zur Frau eine ‚Vergangenheit' erlaubt, ja notwendig ist, in diesem Lebensalter vielleicht zum ersten Mal seine Vergangenheit in ihrer vorläufigen Abgeschlossenheit und Rundung überschaut. Jetzt in vielerlei Betracht bereits ein Gewordener, lüstet es ihn nach ehrlicher Rechenschaft, wie er geworden ist, wobei er glücklicherweise diese Anwandlung nicht mit dem Verzicht bezahlen will, sich noch je und je als ein Werdender zu fühlen. Es wird also, kurz gesagt, im fraglichen Lebensabschnitt der Mann erstmals tauglich, sich mit

einiger Gewißheit selber zu erkennen, indem er sich selbst als eine abgeschlossene Vergangenheit von der und der Beschaffenheit wahrnimmt. Und falls er in eben diesen Jahren, zur Selbstbesinnung, Selbstdarstellung gereift, zum Genuß des feierlichen Augenblicks die innerliche Gelassenheit fände, sähe er wahrhaftig wie Mörikes traumgesichtete Mitternacht „die goldene Wage nun der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn . . .“

Neigen wir danach tatsächlich zu Beginn unsres fünften Jahrzehnts dazu, unsre eigene Fragwürdigkeit näher ins Auge zu fassen und das Ergebnis des bisherigen Daseins redlich zu überschlagen, so gilt es freilich nicht auch schon jetzt für herkömmlich, etwa von den Andern zu erwarten, daß sie sich gleichfalls mit unsrer Person rückblickend, erkennend, abwägend, bewertend befassen sollten. Gewiß hat man sichs sauer genug werden lassen, um sich endlich, zwar ohne Eitelkeit, aber nicht ohne ein erlaubtes Zutrauen gleichsam selber gegenständlich zu machen. Nach alter und vielbewährter Sitte ist jetzt indes die Zeit selbst für den Tüchtigen noch nicht gekommen, wo er nicht nur das Urteil seiner eigenen Person, sondern außerdem auch schon der Freunde und Feinde, der Gleichfühlenden und Gegensinnigen zur Festlegung herausfordern darf. Diese größere Ehrung bleibt vielmehr dem Eintritt ins sechste Jahrzehnt vorbehalten, indem wir mit vierzig ehestens uns selbst, mit fünfzig ehestens der Welt bewiesen sind. Wobei gottlob auch für den Fünfziger der Umstand gilt, bei einem freilich erheblich vergrößerten Schlagschatten von Vergangenheit immer noch Licht und Zukunft genug und übergenug vor sich zu wissen, um sich aufrichtigen Herzens darüber zu freuen, daß ihm nunmehr die Umwelt verpflichtet ist, den Lebensertrag mit Wohlwollen, womöglich sogar mit Dankbarkeit zu überprüfen. Es ist mir, lieber Wilhelm Schäfer, leider nicht bekannt geworden, ob Sie etwa dem Ratschlag des florentinischen Goldschmiedes beizeiten Folge geleistet und eine Geschichte Ihres Lebens ungefähr seit zehn Jahren in Angriff genommen haben — wenn ich auch fast vermute, die Versuchung dazu sei Ihnen nicht ganz fremd geblieben. Aber mit desto größerer Lebhaftigkeit empfinde ich heuer, wo Sie die Fünfzig bald erfüllen, unsre eigene Verpflichtung, als Mitfühlende und Mitstrebende uns einmal so recht gegenwärtig zu machen, was Sie uns eigentlich sind.

Hier, bei der Erinnerung an die Zeitspanne des von Ihnen durchlebten Halbjahrhunderts, wird mir erst voll bewußt, wie schwer es Ihnen die Zeit gemacht haben mag, das einstweilige Erträgnis am heutigen Tage unter Dach und Fach zu bringen. Mit einigen Andern Außenseitern unsres Schrifttums, die ungefähr zur gleichen Zeit mit Ihnen oder etwas früher die Fünfzig erreichten — ich denke hier an Paul Ernst, an Richard Dehmel, an Emil Strauß —, fiel Ihre erste Jugend in die siebziger, Ihre zweite in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In beiden Fällen hat Ihnen die Umwelt alles dargeboten, was Ihrer besten

Art fremd oder zuwider sein mußte, und hat Ihnen alles verweigert, was Ihnen gemäß gewesen wäre. Hineingeboren in das Deutschland, welches sich anschickte, gleichsam das edle Bürgerhaus seiner Vergangenheit gewaltsam einzureißen, um eine öde Mietshöhle, Mietshölle an seiner Stelle zu errichten, wären Sie wahrscheinlich noch schlimmer daran als wir Jüngern, die wir diese Höhle doch wenigstens als fertiges Obdach vorfanden, ohne zunächst von einer würdigern Behausung das Mindeste zu ahnen. Sie dagegen spielten mitten im Lärm des Niederbruchs und Neubaues Ihre ersten Knabenspiele, träumten Ihre ersten Jünglingsträume, und es wird Ihre Lage nicht erleichtert haben, daß vermutlich früh in Ihnen der Wunsch regsam ward nach eigener Hervorbringung und Gestaltung. Denn ihrer Natur nach ist ja jede frühe Hervorbringung notwendig Nachbildung eines schon Vorhandenen; was aber Ihnen die Zeit zur Nachahmung darbot, war bestenfalls belanglos, meist jedoch gradezu schlecht, verkehrt, unsinnig und gemein. Einerseits welkten die Formen eines Lebens und einer Kunst ab, die einst eine deutsche Wirklichkeit von hoher Weihe und Geistigkeit ausgedrückt hatten. Auf der andern Seite schossen die neuesten Gebilde ungeheuerlich wie eine Giftsaat aus Drachenzähnen ordnungslos hervor, unter dem Tamtam der Marktschreier, lärmend, verwirrend, beleidigend, wie die ganze Herrlichkeit der neuen Zeit. Um überhaupt noch menschlich zu bestehen, gab es hier nur zwei Möglichkeiten: entweder den überzeugten Anschluß an die emporstrebenden Naturalisten des Lebens, der Sitte, der Künste, der Wissenschaften, die eben mittels einiger Rezepte eine neue Menschengemeinschaft wie weiland Famulus Wagner seinen Homunkulus zusammenbacken wollten — oder ein unsäglich mühsäliger Beginn von vorn, eine entschlossene Absage an die Zielsetzungen der Zeit, eine selbständige Grundlegung auf den ewigen Gesetzmäßigkeiten menschlicher Betätigungsweisen.

Die Annahme, Sie wären niemals zwischen beiden Entscheidungen hin- und hergezerrt worden, hieße Ihnen Uebermenschliches ansinnen, weil sie Ihnen zumutete, immerdar ohne Irrtümer und Schwankungen das Richtige zu tun, das Irrige zu vermeiden. Wichtiger, als es diese eitle Behauptung wäre, ist es sicherlich gewesen, daß Sie in der Hauptsache zur zweiten Möglichkeit klar entschlossen waren und in der Absicht, Schriftsteller zu werden, kurzerhand dort begannen, wo echte Künstler und echte Künste in Zeiten der Zerrüttung wieder beginnen müssen, nämlich beim Handwerk. Wohl mit etlichem Befremden durften Sie feststellen, daß die zeitgenössischen Naturalisten und Impressionisten des Worts gar keinen richtigen Satz mehr niederschreiben konnten, daß sie die Sprache nirgends mehr als ein Darstellungsmittel von eigener Art und eigener Gesetzmäßigkeit zu meistern vermochten. Die Kunst, in ihren Ursprüngen weder ein Programm noch eine Doktrin noch eine Prophetie noch eine Revolution, sondern ganz einfach ein Handwerk, hatte vergessen, ein solches zu sein, und in den Büchern

sprangen, wie das Nietzsche einmal als sicheres Merkmal einer schlechten Stilistik tadelt, die Seiten aus den Abteilungen, die Sätze aus den Seiten, die Worte aus den Sätzen. Beobachtend, daß die ebenmäßig dahinfließende Stetigkeit eines sprachlichen Zusammenhangs kaum noch von Einzelnen bewußt angestrebt wurde, fingen Sie sozusagen schrittweise mit der Erlernung dessen an, was für die Sprache wie für die Musik die unerläßliche Vorbedingung jeglicher Hervorbringung bleibt: Sie bemühten sich, den ‚Satz' zu beherrschen als rhythmisches Gefüge einzelner Worte von bestimmter Länge und Kürze, Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Helligkeit und Sättigung, Klangfarbe und Wertigkeit. Eine solche Zusammensetzung lautlicher Einheiten zu einem Gefüge, ja zu einer Fuge mußte ihre eigene Bewegung und ihr eigenes Zeitmaß aufweisen können, wenn anders sie zum dichterischen Darstellungsmittel erhoben sein wollte, und dieser anspruchsvollen Forderung verschlägt es nichts, daß die Regeln des poetischen Satzes nicht in eben dem Maße als Generalbaß und Kontrapunkt feststellbar und erlernbar erscheinen wie die des musikalischen Satzes.

Von dieser grundsätzlichen Abweichung war es aber auch bedingt, daß Sie so wenig wie sonst jemand das verlorene Handwerk des dichterischen Satzes gewissermaßen in abstracto üben konnten, wie dieses dem Musiker ohne weiteres geläufig ist. Im Unterschied vom bloßen Klang und seinen Verbindungen hat jedes einzelne Wort seine besondere Bedeutung, jedes Wortgefüge seinen entsprechenden Sinn. Um eine Kunst des Schreibens wieder in Schwang zu bringen, konnten Sie sich daher nicht einfach vom Klang des Sprachlautes und seinen Verwandtschaften tragen lassen, sondern mußten sich einer sinngemäßen Absicht durchaus unterwerfen. Will heißen: Sie mußten im Gegensatz zum Tonsetzer, im Gegensatz aber auch zu gewissen heutigen Futuristen jeweils eine deutliche Gesamtvorstellung des in Worten mitteilbaren Zusammenhangs besitzen und in Uebereinstimmung mit diesem beherrschenden Zweck die Spracheinheiten verknüpfen. Irgendeinen wörtlich zu bezeichnenden Vorgang, eine Abwickelung, eine Geschichte mußten Sie zu berichten trachten, falls Sie ein Künstler des Satzes zu sein bestrebt waren, und diesem sachlichen Gebote kam Ihre persönliche Neigung so weit wie möglich entgegen, wenn Sie dabei zunächst auf das ‚Anekdoton' verfielen, als welches im Griechischen ziemlich dasselbe bedeutet wie die ‚Novella' im Italienischen: nämlich ein noch nicht herausgegebenes, unbekanntes, unveröffentlichtes und infolgedessen neues Vorkommnis. Ob diese Neuigkeit der Sage, der Geschichte, dem Kalender oder dem persönlichen Erlebnis entnommen war, hatte Sie wenig zu kümmern, ja nicht immer darauf brauchten Sie Gewicht zu legen, ob der zur Kenntnis gebrachte Inhalt als solcher schlechterdings für neu gelten dürfte, da er Ihrer Ueberzeugung gemäß eben durch die künstlerische Absicht des Berichterstatters zur Neuheit und Neuigkeit geformt ward. Derart erzählten Sie uns tatsächlich neu jenen berüchtigten Vorfall am Hofe

des sechzehnten Ludwig, der die ungeheure Umwälzung unsrer Welt so unheilkündend androhte; erzählten uns ferner neu die anmutigsten und bedeutsamsten Sagen des deutschen Rheines; neu eine stattliche und hoffentlich bald noch vermehrte Reihe von ergötzlichen oder traurigen, witzigen oder verhängnisvollen Vorkommenheiten des Alltags: aber doch auch schon hier und da ein Stück eigenen oder befreundeten Geschickes, Mißgeschickes, nicht zu vergessen einen ersten selbstgesponnenen kleinen Roman.

Was Sie uns hier mit allmählich befestigter Meisterschaft darzubieten wußten, war aber auch in dem etwas andern Wortverstande neu, als diese Art einer prunklosen und sachlichen Berichterstattung von hoher schriftstellerischer Qualität seit ungefähr den Tagen Johann Peter Hebels, Heinrich von Kleists oder der Gebrüder Grimm bei uns kaum noch mit künstlerischem Ernste und Gewissen geübt worden war, obschon die Ursprünge einer solchen Novellistik grade in unsrer Rasse bis zu den erstaunlichen Versuchen der isländischen und norwegischen Skalden rückwärts verfolgt werden können. Sie bringen also mit Ihren Anekdoten gleichsam ein uraltes Besitztum an unser Volk zurück, ein Besitztum, dessen blühende Bewirtschaftung wir leider in den letzten Jahrhunderten überwiegend der Sorgfalt unsrer westlichen Nachbarn überlassen hatten. Denn die genaue und zarte Vollendung, die makellose Abrundung und Glättung im Kleinen und Kleinsten hatte seit dem ausgehenden Mittelalter immer mehr die Tugend des französischen Schriftstellers ausgemacht, und es ist jedermann geläufig, was diese insbesondere in der literarischen Gattung des petit fait geleistet haben — brauche ich doch nur den Titel von Balzacs ‚Tolldreisten Geschichten' hinzuschreiben, um ihren weiten Vorsprung auf diesem Gebiete kund zu geben. Nun aber traten Sie mit dieser bescheidenen und doch so unendlich anspruchsvollen Kunst des Fertigmachens in ernsthaften Wettbewerb und lehrten die Deutschen langsam wieder ein Handwerk schätzen, welches seine höchste Ehre dreinsetzt, einem anvertrauten Stücklein Weltenstoff Formen des Menschengeistes aufzuprägen.

Bedauerlicherweise haben wir ja aus dem Begriff des Verse-Schmiedes einen Ekelnamen gemacht, da es doch rätlich schiene, die Kunst des Wörter-Schmiedens zu ihrem vormaligen Ansehen zu bringen. Was es mit einem wirklichen feurigen Durchglühen der sprachlichen Substanz auf sich habe, bis sie jede vom Geist gewollte Gestalt nachgiebig in sich aufzunehmen fähig wurde, das können wir Jüngern kaum bei einem andern Schriftsteller unsrer Zeit mit gleicher Vorbildlichkeit erlernen. Fast scheint mir hier etwas von jener sprichwörtlichen deutschen Treue, die vielleicht besser deutsche Andacht heißen sollte, im Spiel zu sein, die, sehr viel mehr als eine bloße Fingergeschicklichkeit, einstmals gewisse Gattungen des deutschen Kunsthandwerkes, sogar nach dem Zeugnis des eingangs von mir berufenen florentinischen Tausendsassa zu den ersten ihrer Zeit gemacht hat. (Schluß folgt)

Bulgarische Lyrik von Alexander Balabanoff

Funken

Heulet, Stürme, dreist und dreister —
Singt, unholde Poltergeister,
Singt in Frost und Winternacht!
Auf und nieder meinen langen
Weg bin ich zu Ende gangen —
Da: ein Herd in Feuerpracht.
Funken flammen, flattern, flimmen,
Flunkern, glitzern und verglimmen,
Schwärmen, leben, leuchten schwül.
Kecke Feuerzungen lohen,
Zischen, knistern, knattern, drohen —
Heißes Gnomenschlachtgewühl.
Glühend stieben rote Dolden —
Eins der Fünkchen schwingt sich golden,
Schwebt — und husch, ist es im Schlot.
Prassel nur, du tolles Junges!
Freu dich deines kurzen Schwunges!
Birst und stirb den Flammentod!
Und ein zweites regt sich leise,
Schimmert schüchtern, schwebt im Kreise
Auf mich zu, gemach und lind.
Ist es blind, daß es mich blendet?
Hat die Hölle dich gesendet
Mir ins Auge, Teufelskind?
Fünkchen, Träume, Lieder, Flammen —
Hexen, Jugend — all' beisammen
Lodern auf von diesem Herd . . .
Erste Sehnsucht, erste Plage —
Ach, wo seid ihr, ferne Tage . . . ?
Ausgelöscht und brandverzehrt.

Mein Herz

Mein Herz — es ist das welkeste aller Blätter —
Ein zarter Hauch wird es von dannen wehen.
Es muß ein Wölkchen nur am Himmel stehen —
So stirbt mein Herz, erschlagen von dem Wetter.

Schlummer

Die Sonne ging noch nicht zur Rüste —
Mir ist, als ob ich schlummern müßte.

Schlummern, träumen . . . Lieder singen . . .
Oder mich zu Rosse schwingen?

Toben, lieben, rasen, fechten
Mit dem Säbel in der Rechten?

Heiß nach meiner Jugend jagen?
Oder weinend, stumm entsagen?

Genehmigte Uebersetzung von Roda Roda

Das Jahr der Bühne

Das Vorwort zum sechsten Band, der ja doch einmal erscheinen wird.

Das fünfte Vorwort war von Goethe, dem 1823 ein Theaterkritiker meiner monströsen Art — bezeichnenderweise auch ein Berliner — untergelaufen war. Seine Verteidigung meines besessenen Ahnherrn übertrug ich auf mich. Nach dieser Atempause des vorigen Jahres soll nichts mehr mich hindern, meine Verteidigung selber zu führen. Als Kritiker freut mich das Leben nur, wenn ich loben kann; und die Hartnäckigkeit, womit ich manche künstlerischen Landplagen verfolge, bekommt ihren Unterton von Gereiztheit daher, daß ich diesen Erscheinungen ihren völligen Mangel an Lobenswürdigkeit bitter verüble. Sie verwehren mir, meine beste Eigenschaft zu entfalten; und diese Stockung macht mein Blut trüb und störrisch. Einer der Schönheitsflecke, die man an mir vermerkt, hat hier ihren Ursprung. Aber man vermerke ihn, man vermerke sie alle getrost. Denn als Objekt der Kritik freut das Leben mich nur, wenn ich getadelt werde. Dieser Tadel hebt die lähmende Wirkung des Tadels, den ich leider aussprechen muß, wieder auf: er erhält mich geschmeidig. Er läßt meine Selbstkritik nicht einschlafen. Er zieht in den fünfundsiebzig gedruckten Meinungsäußerungen, die sich seit meinem letzten Bericht über die Einwände meiner Beurteiler aufgesammelt haben, meine Augen magnetisch an und zwingt mich, seine Berechtigung zu prüfen. Ich brauche mich öffentlich mit diesem Tadel nicht zu befassen: einmal, wo ich ihn rundweg ablehne, weil er sichtlich von der Dummheit oder der Rachsucht oder dem Neid erhoben ist; und zweitens, wo ich ihm bedingungslos zustimme, weil da ja wohl die Wirkung genügt, daß ich künftig um einen Grad weniger tadelnswert sein werde. Ich befasse mich öffentlich mit ihm, wo ich von einer Aussprache eine Klärung erhoffe.

Der meisterhobene Vorwurf ist, daß ich mich auf Berlin beschränke. Dreihundert Uraufführungen habe Deutschland im Berichtsjahr gehabt, und davon seien in meinem Buch vier besprochen! Die Reichshauptstadt führe nicht mehr; sie bringe nicht allein keine neuen Dichter mehr in den Vordergrund, sondern auch keine schauspielerischen Talente. Und wenn ich öfters Theater von München, Hamburg, Stuttgart besuchte, so würde ich in der Provinz als selbstverständlich vorfinden, was die Berliner als Ausnahme höchlichst preisen. Und kurz und gut: „er darf sich nicht länger zum Mauerweiler machen, er muß über Berlin hinausschauen und hinausgreifen. Er ist ja heute der Einzige in Deutschland, der Theaterkritik als alleinigen, den ganzen Kerl ausfüllenden Beruf betreibt.“ Nun, hoffentlich sind nicht alle Argumente so unstichhaltig wie dieses. Ich bin nämlich nicht bloß Theaterkritiker, sondern mit derselben Verbissenheit Herausgeber einer Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft und möchte nicht sehen, in welchen Zustand diese geriete, wenn ich zum Rundreisekritiker würde. Vor dem Kriege beehrte das Hauptblatt einer Provinzhauptstadt mich mit dem Antrag, bei ihren Uraufführungen jeweils als Kritiker zu gastieren. Schon das erwies sich als undurchführbar. Und da verlangt man, daß ich in jede Provinzhauptstadt fahre. In jede. Denn wer gewöhnlich andrer

Meinung ist als seine Genossen, der kann sich auf keinen Rat und keine Auswahl verlassen, der muß, um den Weizen herauszusondern, auch die ganze Spreu durch die Zähne ziehen. Eine furchtbare Vorstellung. Der berliner Kritiker ist am Schluß des Winters dem Selbstmord nahe: der deutsche Kritiker säße nach vier Wochen im Tollhaus. Außerdem ist ja für keinen alten Berliner die Regie- und Schauspielkunst selbst der besten Provinztheater genießbar oder gar ein Genuß. Und kurz und gut: ich werde doch wohl als Mauerweiler verbraucht werden müssen.

Mein Berlinertum also wird mir zur Last gelegt; mein Deutschtum aber wird mir energisch abgestritten. Nicht von Allen; ja nicht einmal von allen Christenmenschen deutschen Geblüts. „Jacobsohns Tendenz: Emporhebung der Theaterkunst zu einer ernsten nationalen Sache. Diese nationale Seite seiner Kritik ist angefochten worden von jenen Kreisen, die mit Unrecht meinen, daß sie allein über das Deutsche in der Kunst und im Leben im klaren seien." Eine Stimme aus jenen Kreisen: „Es ist nicht eine Kritik, die dem Volke in seiner Gesamtheit dient, sondern einem ziemlich deutlich umrissenen Kulturkreise, der seine ganz und gar nicht auf deutschem Empfinden beruhenden Anschauungen als die allein maßgebenden anerkennt." Das muß er immerhin, sobald er zu wirken beginnen will. Ich wüßte wenigstens nicht, wie ich mit einigem Nachdruck Anschauungen sollte verfechten können, von deren Gültigkeit, in strittigen Fällen: von deren Alleingültigkeit ich nicht überzeugt wäre. Und das deutsche Empfinden? Ein kitzliges Ding. Wenn die Sprache nicht gänzlich unverräterisch für den Menschen ist, so will ichs mit allen Reventlows der Aesthetik aufnehmen. Mögen sie mir ein Kapitel dieses Buches nach-schreiben! Nur eines dürfen sie nicht verlangen: daß ich, wie sie, den Deutschen Blücher über den Deutschen Goethe stelle. Und daß ich, weil mir die Deutschheit Lenzens, Büchners und Hauptmanns wonnevoll auf der Zunge zergeht, vor Bernard Shaw im Bogen ausspucke. Und daß meine Schätzung einer Kritik gälte, die dem Volke in seiner Gesamtheit dient. Solche Kritik hat es nie gegeben und wird es nie geben. Schon deshalb nicht, weils keine Gesamtheit des Volkes gibt. Was unter dem Strich der ‚Deutschen Tageszeitung' unmöglich, ist unter dem Strich des ‚Vorwärts' möglich; und umgekehrt. Und Conrad Schmidts wie Richard Nordhausens Leser gehören zum deutschen Volk. Von Lessing über die Schlegels bis Schlenther hat Kritik einem ziemlich deutlich umrissenen Kulturkreis gedient, und ihre Tiefe hat nichts mit seiner Enge zu tun. Aber das wird schwerlich ein Gegner begreifen, dems als Verbrechen erscheint, daß „der Mensch von heute, wie er in diesen Köpfen sich malt, das Maß aller Dinge ist". Wär' ich nicht der Unehrlichkeit, der geistigen Unreinlichkeit schuldig, wenn sichs anders verhielte?

Was sagt da mein Gegner erst zu meinem Geständnis, daß der Mensch, der diese Kritiken schreibt, sich selber das Maß aller Dinge ist? Hier wird ihm freilich sofort Unterstützung. Einer rügt: „Jacobsohns Selbstbewußtsein berührt nicht immer angenehm." Sein Nachbar: „Mag manchem Leser die starke Betonung des Ich-Standpunktes, die Jacobsohn beliebt, nicht recht behaglich sein . . . " Wär' nicht der

Dritte im Bunde ein weißhaariger Berliner, ich würde darauf erwidern, daß der Kritiker der Provinz, wie jung er immer sei, aus jener guten alten Zeit stammt, wo man eine heilige Scheu trug, mit seinem Ich überhaupt hervorzutreten, wo man erklärte, daß „wir uns gestern sehr gelangweilt haben", und das nach Aufführungen, die nur den Kritiker gelangweilt hatten. Ich maße mir keine Majestät an. Ich teile mit, daß niemand weiter als ich sich gelangweilt hat. Was Ueberhebung scheint, ist also eigentlich Bescheidenheit; zum mindesten kein Mangel an Bescheidenheit. Gegen den subjektiven Eindruck des Lesers steht der subjektive Eindruck des Schreibers, der vor dem Leser die Gabe voraus hat, seinen Eindruck zu deuten und darzustellen. Hat der Schreiber den Leser oft genug von der ‚Richtigkeit' seiner Einsichten überzeugt, so wird und wächst Das, was man Autorität nennt. Wenn ich die in siebzehn Jahren für eine Anzahl Leser gewonnen habe — ich glaube nicht, daß ich sie mißbrauche. Wenn ich öfter von mir spreche als abgeklärtere Kritiker von sich, so entspringt das nicht einer Eitelkeit, die meinem Wesen fremd ist, sondern dem Wunsch, daß der Leser mich immer besser kennen lerne, daß er mich immer weniger als Pythia oder Pythius nehme, immer mehr als so und so beschaffenen Menschen, dessen Urteil und Geschmack aus einer ganz bestimmten Herkunft, Jugend, Bildung, Art und Unart zu erklären ist. Jedem steht dann frei, überraschende Abweichungen in der Bewertung einer Kunstleistung auf Besonderheiten des Kritikers zurückzuführen, die ihm entweder die Zustimmung oder die Ablehnung verwehren. Ein Kritiker, der diese Kontrolle nach seinen Kräften dem Leser ermöglicht, sollte meines Erachtens eher gelobt als getadelt werden.

Aber ich bin ja dankbar für Tadel. Und da ich bisher, wie längst aufgefallen sein wird, noch kein Wort vom Kriege gesagt habe, so habe ich offenbar unbewußt das gutgemeinte Bedauern gerechtfertigt, daß Jacobsohns Verhältnis zum Kriege „in der Abwehr, besser: in der Negation des gewaltigen Geschehens steckenbleibt". Das ist meine Rettung vor diesem gewaltigen Geschehen, vor dem Andre sich anders retten. „Dem Erlebnis des Krieges erkennt Jacobsohn keine Bestimmungs- und Bekehrungskraft für Das zu, was zur Kunst gehört." Wirklich, da bin ich begriffsstutzig. Aber es ist sicherlich nur ein Beweis meiner Unzulänglichkeit, daß ich grade für die Kunst nichts von Menschen erhoffe, die dreieinhalb Jahre lang diesen Krieg haben führen müssen und ihn vielleicht noch einmal so lange werden führen müssen; und schon garnichts von Menschen, die ihn, daheim und draußen, gerne geführt haben und immer weiter führen möchten. Gewiß kann das mordende Grauen so groß werden, daß es früher oder später Kunstwerke wie Naturereignisse aus sich herausschleudert. Nur: an Kunst und Künstlern hätts auch ohne Krieg nicht gefehlt. Worans fehlen wird, sind die Kunstempfänger. Was der Kriegestaumel, widerwillig ertragener oder freudig begrüßter, aus ihnen gemacht hat, sehen wir täglich. In noch erschreckenderm Grade werden sie zwischen stumpfsinnigster Betäubung und rasender Geldverdienerei sich zerteilen, wenn erst der Friedenstaumel gekommen sein wird. Trotzdem: käm' er doch erst!

Große Oper von Kurt Singer

Während die Leiter unsrer Schauspiel-Bühnen ehrgeizig vorwärtsstreben, greifen die Opernleute wieder einmal zurück, so ziemlich hundert Jahre zurück, um sich die frohlockende Teilnahme des gleichen Publikums zu sichern, das da angeblich erschauernd vor den Rätseln Strindbergs und den Leiden Reinhard Sorges sitzt. Unter den Linden wagt man es kaum je mit einem Neuling (auch Korngolds Ruf mußte erst durch halb Deutschland posaunt sein, ehe man hier auftat: man bleibt beim Zugkräftigen und Bewährten. Was an sich noch unbedenklich wäre. Wenn aber ein Haus von dieser Tradition und mit diesen Mitteln dann einmal, mittendrin einmal ausholt, so scheitert Mozarts entzückendes Buffo-Stück von Belmonte und Konstanze schon an Unmöglichkeiten der Besetzung; dieses deutsche Singspiel aus italienischem Samen verblüht, kaum daß die ersten Lied-Knospen sich zu entfalten wagen. Die melodische Kostbarkeit, von der einst Goethe schrieb: „Die ‚Entführung aus dem Serail' schlug alles nieder" — bei uns schlägt die Große Oper sie und alles nieder.

Was ists mit dieser ‚Jüdin'? Richard Wagner hat ihr 1842 unbegreiflich viel Gutes nachgesagt. Halévy als Vorbild für Alle, denen es ernst ist um die „hohe, wahre dramatische Kunst"! Der Hymnus wäre in der Nibelungen-Zeit zum Zornruf geworden, das gepriesene Muster zwanzig Jahre später mit freierm Deutsch an den Pranger gestellt worden. Das Werk krankt an dem Zwiespalt zwischen Begabung und Sehnsucht, zwischen Wunsch und Vollendung, zwischen seelischer Notwendigkeit und modischer Mache. Das beste Können dieses begabtesten Cherubini-Schülers mußte ihn auf die zarte, liedhafte, empfindungsreiche, sinnfällige Melodie weisen; das Vorspiel, Brognis Kavatine, Rechas Romanze, Eleazars Gebet, Leopolds Serenade und manches andre zeigt den Boden, auf dem ein feines französisches Singspiel, eine lyrische Oper, niemals aber eine Meyerbeeriade wachsen konnte. Die große Gebärde, der Gestus des Dramatikers liegt Halévy nicht: seine Kraft ist eine stille Versonnenheit, eine gefühlssatte Harmonie, eine Freude am Lied — nicht aber das Zusammenraffen von Massenwirkungen, das Anfeuern und Durchleben hochdramatischer Momente, das Hineinknieen in Riesenchöre, Finales, Aufzüge. Tatsächlich rettet sich der erregte Halévy gern in das Fahrwasser des ‚Schwans von Pesaro'; im Wettbewerb mit Meyerbeers Reichtum an auftrumpfenden Kontrasten, an mitreißerischen Bewegungen, an plastischem Ausdruck mutet er arm und blaß an. Lebendig bleibt an dem Werk das zitternde Pathos des Einzelgesangs, die Vibration eines Zusammenklangs von Haß und Liebe. Man fühlt: hier hat vornehmes Können ein Text von brutaler Gewaltsamkeit zunichte gemacht. Halévys ‚Jüdin': eine Ruine, bewachsen von wenig frischem Moos. Man grüßt die Oper wie aus weiter Ferne. Und melodisch kommen Klänge zurück, die unsre Grüße übertönen:

Spontini, Auber, Rossini. Das ists: wenn überhaupt große Oper, dann die echte, massige, rassige — Gepränge, Aufruhr, Versammlungen, Schlachten, Flitter und Tand, Elefanten und Pferde auf die Bühne! „Schau"-Stücke mit obligater Musik. Statt Leidenschaften künstliche Erregung, statt Stimmung Ablenkung, statt Menschen Figuren, statt Oper Kino. Der Ossa auf den Pelion gestülpt, und kinderfroh erkennen wir: alles aus Pappe!

Für die historische große Oper hat Hülsen sicherlich die Ader. Er könnte es mit der ‚Vestalin', mit ‚Olympia', mit der ‚Stummen von Portici' wieder versuchen. Die zartere ‚Jüdin' gab wenig her. Immer wieder Besetzungs-Mühen. Jadlowker sagt den Eleazar ab und bekommt gleichzeitig die Erlaubnis, in der Philharmonie geschmacklose Programme zu singen. Der Gast aus Hamburg (Schubert) spielt die verknöcherte Rachsucht, nicht so die zerfließende, fanatische Liebe; er kämpft mit den strahlenden Tönen. Blech, der Dirigent, und Kemp als Recha machen den Abend genußreich. Tut nichts — die ‚Jüdin' wird verbrannt.

Die junge Generation von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne spielte in ihrem Zyklus ‚Die junge Generation': ‚Marc', Schauspiel in drei Akten von Oscar Maurus Fontana. Marc, der Sanatoriumsdirektor, scheut vor keiner Niederträchtigkeit zurück, um in die Höhe zu kommen. Was er dort, auf der Höhe, eigentlich will, wird nicht ganz klar. Er hat etwas Dämonisches, das ihn treibt. Eine fernige Bestialität, auf die die Weiber flattern. Je zu einem Drittel ist er von Wedekind, von Eulenberg und Theaterbösewicht alten Stils. Die Addition ist von Fontana. Im ersten Akt sehen wir Marcs Anstalt und Charakter in Betrieb. Eben verabschiedet er sich von einem besten Freund, den er aus der Leitung des Sanatoriums hinausgebissen hat. Dann hören wir, daß er einen jungen, Zerquandt heißenden, aber sonst ganz gesunden Mann in der Anstalt gefangen hält. Zwischen Marc und seinem Opfer kommt es zu einer erregten Szene, in deren Verlauf sich der junge Zerquandt über Welt und Leben mit großer, weiß Gott berechtigter Bitterkeit äußert. „Wissen Sie" — sagt er — „was ich in jedes meiner Zimmer schreiben lasse? Hier wird gekotzt." Diesem Sinnspruch getreu, speit er dem Doktor Marc ins Antlitz. Der Zwischenfall ist bezeichnend für das Theater der jungen Generation. Die alte hätte den armen Zerquandt nur vor dem Doktor Marc ausspucken lassen, auf den Boden. So ändern sich Ziele und Richtungen.

Drei Frauen kreuzen Marcs Schicksalsweg. Sie verkörpern drei Spielarten der Hysterie. Minna, die Braut, deren tränenklebrige Inbrunst ihm auf die Nerven geht, und die er los werden will. Esther, die herrische Frau, die er begehrt. Und Karin, Apothekersgattin aus Travemünde, die den jungen Zerquandt befreien will. Ihre Seele trägt die Stigmata der großen Menschenliebe;

trägt sie unter Geschrei und Flügelschlag zur Schau. Im zweiten Akt erklärt Karin, da ihr Rettungswerk bei den Mächtigen keinen Anklang finde, werde sie nun die Armen bei der Hand nehmen, „von Lauge ganz zerfressen, mit Farbstoff gräßlich angeschmiert". Für eine Apothekersfrau aus Travemünde spricht sie pompös genug. Wenn ich zitierte, würde man staunen, wie sie die Sätze verrenkt, die Worte hinstellt, wo sie nicht stehen wollen, und, durch ihre Beziehungen zur jungen Generation übermütig gemacht, die Präposition schonungslos vom Verbum reißt.

Marc, um sich der weinerlichen Braut zu entledigen, erteilt seinem Gehilfen im Bösen — „Satrap" heißt die Kanaille — den Auftrag, Minna zu verführen. In der Zwischenzeit bricht er, durch eine geschickt und kräftig applizierte Umarmung, den Trotz der herrischen Esther. Vor seinem glühenden Atem schmilzt ihr Stolz und vertropft zu einem mehrmaligen „Du!" Marcs Freude über den Erfolg ist ja, zumal wenn Fräulein Felsing die Esther spielt, durchaus verständlich. Aber daß er, nachdem Esther mit den Worten: „Ich bin wie ein zertrümmertes Standbild, lass' mich erst ganz werden" abgestürzt ist, sich monologisch hinstellt — „Fass' ich die Siegesstange?" undsoweiter —, sein Ich bis zu den Sternen wachsen fühlt und den Biceps seiner Seele einen Triumph-Step tanzen läßt, scheint doch ein wenig übertrieben.

Marcs Freude wird durch die Botschaft gestört, daß Minna den Satrap erschossen habe. Im dritten Akt Gerichtsverhandlung, hinter der Szene, gegen Minna. Marc wird enthüllt. Esther wendet sich mit Abscheu von ihm, Minna geht frei aus, der junge Zerquandt darf das Sanatorium verlassen, Frau Karin, entstigmatisiert, fährt nach Travemünde. Also Niederlage des Lasters auf allen Linien. Es steht zum Schluß in tiefster Einsamkeit da. Und Marc, der noch im zweiten Akt, in jenem Sieges-Monolog, sprach: „Ich wirble empor, ich wachse, ich erfülle den Raum", versinkt ins Leere . . . Mit einer Art Reflexbewegung klammert er sich hierbei an den Garderobier des Gerichtssaals; und lädt ihn zum Nachtmahl.

Das ist ein seltsames Stück. Es fiebert von Willen zur Genialität. Unverkennbare Zartheit tut verrucht. Eine stille, leise Stimme brüllt, daß sie das alles nicht sei. Ein empfindsames Herz trommelt rauhe Märsche. Eine feine lyrische Begabung hebt — bitte, wie mühelos! — dramatische Zentner. Sie sind, so erklärt sich das, aus Pappe. Alles ist gehitzt, über-spannt, gequält intensiv. Temperamentsäußerungen, wie die Spucke des Herrn Zerquandt, ersetzen Dramatisches. Charaktere, Geschehnisse, Worte sind stets auf der Flucht vor der Gewöhnlichkeit. Ins Ekstatische, Kranke, Phantastische, Karge, Ueppige, Affektierte, irgendwohin. Es ist die Panik der „jungen Generation". Die Sprache scheint zur Schönheit, zur Bedeutsamkeit torquiert. Kein grader Satz. Wenn Marc zum Beispiel seiner Minna, die ach, nicht vorübergehen will, von einer geendeten Freundschaft erzählt, so sagt er:

„Weißt du nicht, daß wir auseinander gefallen sind?“ Eine stilisierte Sprache, schön. Aber dann dürfte nicht nur die Sprache stilisiert sein und das andre sozusagen normal. Wenn einer sagt: „Wir sind auseinander gefallen“, so darf er auch keinen Stehkragen tragen und hat nicht das Recht, sich eine Zigarette in den Mund zu tun. Er müßte sie zumindest ins Ohr stecken.

Die Dichtungen der jungen Generation sind sehr interessant. Sonderbar genug, daß es doch so viele fatale Augenblicke gibt, in denen man sich bei dieser jungen Generation fühlt wie die Hand des Armen: gräßlich angeschmiert.

Die Trampeltiere von Franz Rudolphy

1.

Das Theater summte und brodelte, es waren viele Menschen, in den Logen saßen Botschafter. Fast betäubend war das Schwirren und Klappern, Knarren, Kratzen und Knurren der vielen Stimmen.

Es stand da ein Mann vor mir, der hatte einen fleckigen, bunten Kragen und ein Hemd von ungewöhnlicher Färbung, das war düsterer als ein Novembertag. Sein Anzug glänzte speckig, sein fettiges Gesicht trug balkanische Prägung; in seinen trüben Augen lag Kummer über ein mißglücktes Buttergeschäft.

Es waren jedoch in dem Theater noch viele andre Leute, die eine beträchtliche Aehnlichkeit mit ihm aufwiesen. Allerdings hatten sie offenbar größern Erfolg gehabt als er, denn viele erglänzten weiß in schönen Fräcken. Sie sahen meist sehr angestrengt aus; ich kann das vollkommen verstehen, denn diese Beschäftigungen sind doch schließlich auch nicht ganz leicht. Zugleich lag auf ihren Mienen jener Ausdruck dyspeptischer Befriedigung oder unzufriedener Behaglichkeit, wie ihn Diejenigen zu haben pflegen, die sich sehr viel und sehr gierig mit Geld abgeben.

Da — was war das? Etwas Schweres, ungeheuer Klumpiges geriet plötzlich in Bewegung, etwas Dickes und sehr Wuchtiges, mit rundem, etwa kugelförmigem Umriß. Das Wesen schien die Absicht zu haben, sich langsam vorwärts zu wälzen; der Fußboden begann protestierend zu knarren, jetzt quietschte er schon, das Theater erzitterte, ich auch —.

Indessen erloschen die Lichter, Dunkelheit fiel jäh über den Zuschauerraum, der Vorhang stieg, das Spiel begann.

2.

Später kam eine Pause, die Menschen schoben sich hinaus, viele Gesichter erglänzten vor ungeduldiger Erwartung auf die Butterbrote, die bald überall aus Taschen und Pompadour steigen würden, schon schmatzten die Eilfertigsten. Ich floß mit dem Strome, etwas in einem leisen und süßen Traum befangen, denn es war schön gewesen, was ich auf der Bühne gesehen hatte.

Plötzlich stieg aus der Masse eine Gruppe von Menschen. Sie standen auf einem Absatz der breiten Treppe, die sich hier nach zwei Seiten entfaltete, vierfach flossen Menschenströme vorüber, jeder mußte sie sehen. Umlagert von geschniegelten männlichen Wesen, die offensichtlich durch das Bewußtsein beglückt waren, als Lebemänner zu gelten, standen zwei grell bemalte Frauenzimmer. Sie hatten winklige spitze Gestalten und hielten in plumpen, schweren Fäusten Zigaretten, mit denen sie hantierten, wie der starke Mann im Varieté mit der eisernen Stange, die er zum Erstaunen aller Anwesenden mit verhaltenem Keuchen in die Höhe hebt. Ein geringschätziges und rohes Lächeln lag gewaltsam gesteigert auf ihren auseinander klaffenden Zügen, die kein Ausdruck zusammenhielt. War es nicht ein Frevel, wenn sie sich das Recht zum Leichtsinn anmaßten, dieses hohe Recht, das nur die Liebenswürdigen, die Verspielten, die mit dem leichten und vergeßlichen Herzen, die reizend Gedankenlosen haben? Sie aber waren plump und tölpelhaft, und in ihrer Nähe entfärbte sich alles Leben und belastete sich mit tiefer Trauer.

3.

Es war schon besser, zu fliehen, ich drang aufwärts durch eine dichte Menge in einen Wandelgang. Ich hatte kaum einige Schritte getan, als hinter einer Loge plötzlich das Gewaltige, Dicke, Mammuthafte auftauchte, das mich vorhin geschreckt hatte. Es wälzte sich langsam mit wuchtigen eindrucksvollen Bewegungen näher, und ich konnte es jetzt genauer betrachten. Es war ein großer Klumpen, oben mit einer aufgesetzten vielfach durchlöcherten Kugel, unten auf zwei säulenartigen Gebilden ruhend, die mit breiten tellerförmigen Untersätzen versehen waren. Es war mit einem bräunlichen mißfarbenen Kleid behangen, das einem augenblicklich die lebhafteste Erinnerung an grüne Plüschmöbel wachrief, an uniformierte Hasen aus Steingut, welche Aschbecher tragen, an rosenumrankte Spucknäpfe, an Hindenburgköpfe, deren Nasen als Zigarrenabschneider gedacht sind, und an saftig und kraftvoll kolorierte Kaiserbildnisse. Denn nach solcher Umgebung sehnte sich das arme Kleid beständig auf das Leidenschaftlichste. Uebrigens war es an verschiedenen Stellen bedeutend zu kurz. Doch davon will ich keinesfalls reden.

Was war das nun, was ich da vor mir hatte? Eine Dampfwalze konnte es nicht sein, dagegen sprach Verschiedenes, so bewegte es sich auf eine seltsame und nicht wenig merkwürdige Weise vorwärts, indem es sich bei jedem Schritt nach der einen oder der andern Seite legte, wie es möglicherweise eine alte leck gewordene Fregatte im Sturme tut. Eher konnte ich schon eine riesige Gans von vorsintflutlichen Dimensionen vor mir haben, die sich aus irgendeinem Grunde in diese Zeit verirrt hatte. Dafür sprach vor allem der watschelnde Gang und die Zufriedenheit mit der eigenen bodenlosen und unsäglichen Dummheit, sowie der tantenhafte Hochmut, den das Wesen ausstrahlte. Andrerseits hatte es aber, das

durfte nicht übersehen werden, gewisse peinliche Aehnlichkeiten mit einem Menschen. Neben ihm ging ein Mann, der glich einer coiffierten Hyäne, es war offenbar der Bändiger des Untiers.

Wäre es nicht interessant, dachte ich, vergleichsweise mal einen richtigen Menschen zu betrachten! Ich sah mich um und ließ meine Blicke ringsumher galoppieren, um etwas Menschenähnliches aufzustöbern. Vergebens! Ein alter Mops kam langsam herangewackelt, griesgrämig und leberleidend. Er schien sehr mißmutig. An seiner Pfote hielt er einen kleinen blassen Jungen mit übernächtigen schlauen Augen und Spinnenbeinen. Dahinter aber tauchten zwei Ungeheuer auf, die dem ersten sehr ähnlich waren, nur schienen sie etwas jünger zu sein. Ab und zu kamen kreischende, blecherne Laute aus ihrem Mund oder ein zerrendes Quietschen, das offenbar Lachen bedeuten sollte. Und jetzt sah ich es erst: der ganze Raum war von solchen Wesen angefüllt. Es waren Trampeltiere aller Spielarten, große, kleinere, jüngere und alte, gelbe, schwarze und fuchsfarbene. Einige hatten sich mit glitzernden Steinen besteckt, im ganzen aber waren sie wenig von einander unterschieden. Viele trugen Geierköpfe, während andre mehr korsettierten Nilpferden glichen —.

4.

Wie, Sie wollen wissen, wo sich das alles ereignet hat?

Es handelt sich, erschrecken Sie nicht, geneigter Leser — es handelt sich um eine berliner Wohltätigkeitsvorstellung.

Largo von Friedrich Sebrecht

Wiesen blühen in den Himmel ein,
Und Herbstbirke sprüht verrauschendes Grün
Im blauen Kreis gewölbter Wogen.
Musik von ferne schwingt schwebende Bogen
Zu Leben und hellem Schein.
Ich aber fühle meine Hände kaum,
Und meine Angst flattert irgendwo.
Ich bin entflohen im tönenden Raum
Und werde jäh von Klagen gepackt,
Und mein blaues Bild zerreißt vor mir —:
Daß doch die graue Mordzeit hinbräche
In Nächte, die sie entlockten!
Ich möchte Mensch! rufen über die Erde
Und Posaunen blasen der Gnade des Lebens,
Daß Waffen erstarrten
Und Blut heimkehrte in aufblühende Leiber
Und Jünglinge hinschritten über jubelnde Aecker,
Fahnen der Freude schwingend zu Gott!
Ich möchte singen ein heiliges Lied
Und brausen in jede Hassesferne,
Daß es erglühte wie Prophetensterne
Ueber den drohenden Nächten . . .

Diktaturen von Lorarius

Wilson strebt eine umfassende Kriegswirtschaftsdiktatur an. Mit Höchstpreisen, Beschlagnahmen, Requisitionen und Verstaatlichungen geht er schnell und schmerzhaft vor. Der Dollarstolz heult auf, die Rekordwettbewerber, die Freibeuter des Manchestertums sind ins Edelste getroffen. Die Börse will den Stoß auffangen. Sie muß zurück und demonstriert nach unten. Es hilft nichts. Auch die Droh- und Bittgänge der Industrie ins Weiße Haus sind fruchtlos. Im Galopp setzt Wilson dem englischen Ministerpräsidenten nach. Die Vereinigten Staaten sollen in einem Jahre werden, was England in dreien wurde: eine einzige Wirtschaftskaserne. Man muß dem Präsidenten Kühnheit und Konsequenz zuerkennen. Er hat fast brutal die Wirtschaft des Landes mit dem schrankenfreiesten Taschengeist auf Staatssozialismus umgestellt. Des Landes der Trustgewalten, der Goldgräberethik, der Wurstigkeit gegen Arbeiterelend, der lächerlichen und widerwärtigen wirtschaftlichen Räuberromantik. Keiner von uns und drüben hätte geglaubt, daß der amerikanische Rekordwahnsinn solche Duschen vertragen würde. Jetzt fordert der Präsident vom Kongreß die Kriegsverstaatlichung der Eisenbahnen. Mit einem Schlage will er die Vielgestaltigkeit der Verwaltung, das Durcheinander der Frachtinteressen, den Wildwestkampf der Rentabilitäten durch Zentralisation vereinheitlichen und beseitigen. Nach beiden Seiten tönt die Lockpfeife. Stocks und Bonds will der Staat nicht im Stich lassen, und das Heer der Eisenbahnbeamten soll höhere Löhne erhalten. Was Zinspflicht und Sozialpolitik übriglassen, soll in die Staatskasse fließen. Also Wirtschaftsdreistufigkeit: Wahrnehmung des Privatinteresses; Berücksichtigung der Arbeiter und Angestellten; Teilhaberschaft der Gesamtheit, des Staates. In allen kriegführenden Ländern sahen wir diese Entwicklung. Der Präsident fordert eine Kriegsverstaatlichung der Eisenbahnen. Er wünscht, so glaube ich, eine Dauerverstaatlichung. Das entspräche durchaus seinen militärischen und politischen Plänen. Die ständige Mobilisierung gegen Japan, Mexiko und das eigene Innere wäre ohne Eisenbahnzentralisation nicht vollständig. Schwierig allerdings ist die Rentabilitätsfrage. Saint Louis und San Francisco, Missouri Pacific, Denver and Rio Grande, Rock Island System, Cincinnati, Hamilton-und-Dayton-Bahn: das sind einige Jammerlinien. Ueber siebzig Prozent des gesamten Anlagekapitals der nordamerikanischen Bahnen blieb schon dividendenlos. Die Regierung steht also nicht nur vor einer Zentralisierungsaufgabe, sondern auch vor einem Sanierungsproblem. Jedenfalls nutzt sie die Kriegsgelegenheit und entwickelt sich schnell zu einer der schroffsten Diktaturen, schroffer als eine Monarchie.

⁂

Die Maximalisten allerdings wollen von Wirtschaftsdreistufigkeit nichts mehr wissen. Sie wollen Einstufigkeit. Mit unglaublicher Energie und Folgerichtigkeit bahnen sie dem Kommunismus, dem nackten, eindeutigen Kommunismus den Weg. Sie sehen nicht nach rechts und links, sie sehen nicht über die Grenzen, sie sehen nur gradeaus. Es ist ein unerhörter Versuch, die Theorie eines Menschen zu verwirklichen. Diese russischen Extremisten kümmern sich nicht um ängstliche Marx-Ausleger, um Bedenken der Entwicklungsvorsichtigen, sie hauen mit echt sozialistisch-radikalen Keulen auf das Privateigentum. Sie treten es, sie roden es aus, sie hacken mit schärfsten Beilen hinein. Sie treiben die lange verlachte und heimlich gefürchtete „Gleichmacherei". Die soziale

Revolution in Rußland ist für mich das gewaltigste Erdereignis seit dem Jahre 1. Man mag den Kopf schütteln, die Hände ringen, das Ende der Welt sehen. Es ist unmöglich, die Riesenzügigkeit des maximalistischen Programms und seiner Durchführung zu bestreiten. Das ist Socialelementarismus, rasch und vernichtend wie ein Wolkenbruch. Der Kassemännchenrentier allerdings kann es nicht begreifen. Auch nicht der Industrieherr im Hause, der Bodenmagnat und der Kreditfürst.

Nachdem sie die Landverteilung dekretiert, ganze Berufsschichten auf Kosten andrer gehoben, die Expropriierung wichtigster Industrie-Interessen und des Handelseigentums angeordnet, haben sie jetzt die Verstaatlichung des gesamten Bankwesens befohlen. Sie haben Silber und Gold in den Stahlfächern beschlagnahmt, renitente Bankdirektoren verhaftet, kurz: alle Privatbanken und Bankgeschäfte mit Aktiven und Passiven, mit Haut und Haaren übernommen. „Kraftvolle Ausrottung der Spekulation, volle Befreiung der Arbeiter und Bauern von der Ausnutzung durch das Großkapital" ist das Ziel. Fünfzig russische Handelsbanken hatten 1916 über neun Milliarden Mark Einlagen und Kontokorrente. Steigerungen und Angstabhebungen werden sich seither einigermaßen ausgeglichen haben. Die Regierung macht also einen erfolgreichen Riesenfischzug. Der Burgstraßenwitzling schüttelt den Kopf und sagt die Monopolpleite voraus. Möglich, daß sie kommt, daß Gewinntrieb und Defraudation des Privatkapitals (um im bolschewistischen Ideengange zu bleiben) zum wirksamen Widerstand, zur Durchlöcherung und schließlich zum Niederbrechen des Gebäudes ausreichen. Man behaupte aber nicht, daß die Praktizierung eines kommunistischen Systems unmöglich sei. Sie ist möglich, und man versteht heute die Hoffnung der Kommunisten auf die Stoßkraft ihres Ideals und das Versagen der privatkapitalistischen Gegenwehr. Ob man die radikale Gemeinwirtschaft, die einseitig-radikale Diktatur verfechten soll, ist eine andre Frage. Durchführbar ist sie. Nicht nur in einer Republik. Auch kommunistische Monarchien sind denkbar. Das werden die schluckenden, verödenden, Selbständigkeiten mordenden Konzentrationswüteriche in allen Ländern sich sagen müssen. Sie und Mars trampeln systematisch alles wirtschaftliche Eigenleben tot.

Antworten

Heinz Barger Verlag. Das ist allerdings schrecklich: daß (in Nummer 1) die Lithographie, die den ‚Rasenden Pegasus' von Paul Bernhardt schmückt, irrtümlich dem Parodierten Ottomar Starke statt dem Parodisten John Höxter, genannt: Otto Starkmaler zugeschrieben worden ist. „Sowohl im Interesse von . . . wie im Interesse von . . . würden Sie uns für eine entsprechende Verbesserung sehr verpflichten." Aber auch nur bis zur Höhe von fünfundsiebzig Mark? die mir neulich ein Verleger für eine literarische Handreichung, nämlich die Besprechung einer seiner Verlagserscheinungen, anbot! Welche beleidigende Einschätzung meines Wertes! Schon im Friden war mein Tarif: von tausend Mark aufwärts, meine Lieben. Und mein Kriegszuschlag steigt von Monat zu Monat.

Leonor U. Sie wollen mir verwehren, abgünstige Kritiken über Carl Sternheims neue Novellen nachzudrucken, solange ich diese nicht selber gelesen hätte. Aber eben, daß ich niemals imstande sein werde, sie selber zu lesen: das zwingt mich, wenigstens zu zitieren, was gute Deutsche vor dieser Schändung ihrer Muttersprache empfinden. Damit will ich fortfahren, solange noch jemand durch seinen Protest gegen

meinen Protest beweist, wie nötig der ist. Das ist ja der Jammer mit Deutschland, daß die Prosaiker Goethe und Kleist und Keller vergeblich gelebt haben. Sonst könnte schwerlich zu literarischer Geltung ein Novellist gelangen, von dem solch ein Satz stammt: „Doch zog vor dieser Erkenntnis sich das Herz noch mehr zusammen, und als an der Station man in den Wagen sprang, schwur mit Schwung das Mädchen, tiefer in sich und Gefühle fliehen zu wollen, die keiner Elektrizität und brausender Eile, aber auch Berlins nicht und keiner Juden bedürften." Werner Mahrholz, der das anführt, bemerkt dazu: „Das ist Banalität lyrisch gemacht durch Notzüchtigung der Sprache." Oder: „Eifrig glaubte sie, auf gleichen Freuden und Leiden brüderlicher Gemeinschaft mit aller Umsicht beharren zu müssen. Eigenes Glück dürfe von dem übrigen sie nicht trennen, Vorrechte kein Leben erleichtern. Wolle sie sich auszeichnen, möge an des Menschenstromes Spitze sie der trotzenden Wogen Gewalt brechen." Und der Kritiker: „Die Spitze des Menschenstromes . . . die Gewalt der trotzenden Wogen, das ist der Stil von Leitartikeln und hinterwinklerischen Provinzblättern. Wenn man sich die ganze Handlung aus dem geschwollenen Phrasendeutsch Sternheims in normale Sätze übersetzt, so hat man reine Gartenlauben-Novellistik vor sich. Sternheim will offenbar konzentriert, gedrungen, kernig, ehern schreiben. Die Mittel, die er dazu anwendet, sind folgende: er übersetzt sein Deutsch in das Deutsch gymnasialer Uebersetzungen aus dem Lateinischen, das heißt: er häuft Partizipien, stellt die Worte grundsätzlich um, verdunkelt ihre Beziehungen zu einander und kommt so zu einem originellen Stil. Man weiß, was man davon zu halten hat: Gutzkow schrieb auch originell, es ist aber doch Schmockstil." Das ist nur ungerecht gegen Gutzkow, nicht gegen Sternheim, der eine Gefahr geworden ist. „Eine Gleichgültigkeit und menschliche Belanglosigkeit in einer schwülstigen Sprache — wir sind mitten drin im neuen Barock, und am Ende erleben wir noch die Wiederauferstehung Lohensteins und Hofmannswaldaus." Wir erleben sie, wenn wir nicht auf der Hut sind. Neben dieser Kritik steht im Literarischen Echo die Mitteilung, daß die bekannte Schauspielerin Eve Lavallière in ein Karmeliterkloster eingetreten ist. Die Grazie flieht aus der Welt, und der greulichste Schwulst nimmt Besitz von ihr. Und da die Zeitungen das nicht hindern, müssens die Zeitschriften tun. Eine, die tapfer dabei geholfen hat, ist leider am Jahresschluß verschwunden: der ‚März'. Erfreulicherweise noch in der letzten Nummer hat er mit einer Presse angebunden, die den Modeschriftsteller Sternheim nicht anzutasten wagt und die Künstler der Zeit so lange totschweigt, bis sie es wirklich sind. Es entsteht ein grundfalsches Weltbild. Und nichts, schreibt Adolf Behne, „ist sonderbarer als die harmlose Vertrauensseligkeit, mit welcher das Publikum das durch die Presse ihm vermittelte Weltbild für richtig und unumstößlich annimmt. Es gäbe die vielleicht nicht unwichtigste Revolution, wenn im Publikum sich einmal die Erkenntnis Bahn bräche: Das Weltbild der Presse ist ein willkürliches Machwerk, willkürlich in seiner bearbeitenden Auswahl, willkürlich in seiner Wertverteilung. Es ist ein beschränktes Bild von Stümperhand, das sich uns vor die Welt gestellt hat! Mit dem Tage solcher Erkenntnis würde ein neuer Abschnitt der Geschichte beginnen: die Geschichte des seiner eigenen Verantwortung bewußten oder, was dasselbe ist, des produktiven Menschen. Vorläufig aber ists leichter, einen Zeitgenossen von der Möglichkeit der Zirkelquadratur zu überzeugen als von der Möglichkeit, daß der Professor X., von dem die Blätter so viel schrei-

ben, etwa nicht der größte Maler seiner Zeit sein könnte — sondern ein andrer, dessen Name noch niemals in einer Zeitung gestanden hat!!!" Eine Verwicklung, die dadurch erst völlig unentwirrbar wird, daß auch der Name des größten Malers einmal aus Versehen in der Zeitung steht, daß es also gar keinen Maßstab für wahre Größe mehr gibt.

Theaterbesucher. Das neue Jahr fängt nett an. Bei Kaisers: „eine ergötzliche Komödie aus der guten alten Zeit in vier Akten". Weder ergötzlich noch Komödie. Mit dem verfänglichen Titel: ‚Der tote Gast', als welcher zum Schluß im Zuschauerraum zu finden wäre, wenn dieses Haus nicht am Schiller-Platz stünde, hinter dem Denkmal des Dichters, der die beiden Zitate: „Doch einen Stachel hat Natur dem Wurm gegeben" und „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei" wahrhaftig nicht zum Vergnügen geprägt hat, sondern zu dem Zweck, daß der Zeitgenosse nötigenfalls sich ihrer mit einem Schrei der Erleichterung tatkräftig bediene. Was das Hoftheater getrieben hat, einen unbescholtenen Rudolf Rieth durch diese Aufführung für eine Weile um die literarischen Ehrenrechte zu bringen: das mag jugendliche Wißbegier zu ergründen suchen. Ein Chronist meines reifen und resignierenden Alters greift nach einer Stunde gebrochen zum Wanderstabe und pilgert in den hohen Osten zu ‚Lili Grün'. Was nun das wieder ist? Die Nichte des ‚Onkel Bernhard', eines von unsre Leut', der voriges Jahr auf vielen deutschen Sommerbühnen die Wehmut eines grauhaarigen Jungfernfreiers im lieblichen Gegurgel seiner fetten Gutturalen hinschmelzen ließ. Der Jargon des Fräuleins ist transleithanisch gefärbt. Das Schmalz stammt von einer genudelten Gans des Komitats Temesvar; und daß Emmerich Földes es mit Griewen umkränzt hat, statt es mit Paprika zu bestreuen: das muß man zur Ehre seiner rituell einheitlichen Kochkünste sagen — aber mehr kann man nicht sagen. Es ist ja damit auch schon gesagt, daß man in diesen verschwenderisch triefenden budapester Speisehäusern obzwar hart an der Grenze eines verdorbenen Magens, so doch oder eben deshalb gesättigter aufsteht als in unsern norddeutschen Mittelstandsküchen. Höchstens wäre noch festzuhalten, daß der Bräutigam der Braut am Verlobungstag einen Schmuck schenkt, und daß bei dessen Anblick der Ruf erschallt: „Das sind Boutons? Das sind Kuchenkrümel!" Das wiegt freilich einen abendfüllenden Leo Walther Stein auf. Besonders, wenn Rosa Valetti das kreischende Schwiegermütterchen ist. Donat Herrnfeld ist leider tot — sie lebe! Und das Residenz-Theater, statt sein verblühtes Gesicht heut in literarisch ehrbare Falten zu legen und morgen zu einem anreißerischen Grinsen zu verziehen, täte vielleicht überhaupt gut, eine neue Partie Klabias zu gründen und aus ihren Erträgnissen Haifisch zur Jagd und Blumentopf vom Kriminalgericht stracks zu seinem angestammten Gericht Schalet gehen zu lassen.

K. T. Der vielbewährte Exzentrik-Komiker Adolf Bartels hat angeregt, daß nach dem Kriege alle Professoren für deutsche Geschichte und Literatur, die Leiter aller deutschen Theater und alle Hauptschriftleiter der deutschen Zeitungen deutschgeboren sein sollen. Warum nicht? Die Sonne, aus Angst, sich zu Tode zu langweilen, würde überhaupt nicht mehr aufgehen, und eine Finsternis würde sich über die Erde lagern, daß die Finsternis, in der wir heute leben, nachträglich wie paradiesische Helle erscheinen würde. Zum ersten Mal würden die Christen merken, was sie an ihren Juden haben. Wir befürworten diese Anregung leidenschaftlich.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die politische Kinderstube von Germanicus

Die Verhandlungen von Brest-Litowsk waren bisher eine politische Niederlage, nicht für unsre Unterhändler, auch nicht für jene Kräfte, die in einem gewissen Gegensatz zu den Plänen der Zivilstellen gewirkt haben, wohl aber für unsre politisch interessierte Oeffentlichkeit und im besondern für den größten Teil der deutschen Presse. Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie töricht es ist, kategorische Urteile zu fällen, ohne über Das, worum es sich handelt, und was beabsichtigt wird, auch nur annähernd unterrichtet zu sein. Zwei Parteien standen sich in bitterm Kampf gegenüber, beschimpften sich, würgten sich; keine von beiden aber vermochte mit klaren Worten anzugeben, worum der Streit eigentlich ging. Phrasenfreudig wie immer meinten die Einen, daß unsre Unterhändler Deutschland in einen schmachvollen Verzichtfrieden hineintreiben wollten. Die Andern waren nicht in der Lage, mit wirksamer Deutlichkeit nachzuweisen, daß und warum solche Befürchtung nicht zutraf. Beinahe komisch wurde die Verwirrung dadurch, daß jene politische Schule (wobei dieser Begriff dem der Kleinkinderbewahranstalt sehr nahekommt), die mit gradezu zärtlicher Naivität nach dem Osten ausschaut, sich aus taktischen Gründen auf die Seite stellte, die Rußland Schlimmeres zufügen will als die andre, die keineswegs die russische Gefahr verkennt, die aber glaubt, daß es Mittel gibt, diese Gefahr einzudämmen, ohne in das russische Reich Revanchestachel zu treiben. Aus solchem Chaos tauchte Kühlmann schließlich als störender Annektionist hervor, und es blieb beinahe unverständlich, warum die Alldeutschen ihn nicht auf ihren Schild hoben. Der Gipfel der Drastik aber wurde erreicht, als plötzlich, nachdem beim Wiederbeginn der Verhandlungen den Russen eine selbstverständliche Standpauke wegen höchst ungebührlicher Treibereien und Winkelzüge gehalten worden war, unsre sogenannten Machtpolitiker ob des endlich gefundenen „rechten Tones" in Glück schwelgten. Diese Schwärmer leben eben nach wie vor von Vokabeln. Blinkt ihnen auch nur ein Reflexlicht von der schimmernden Rüstung des diktierenden Siegers in das blaue Wotansauge, so vergessen sie schwärmend, zu prüfen, ob sich denn nun die Sachlage wirklich wesentlich gebessert oder auch nur geklärt habe. In Wirklichkeit war nichts dergleichen geschehen; es war vielmehr alles beim alten geblieben. Nach wie vor war die Stellung der Mittemächte außerordentlich günstig, aber auch ebenso unklar, und dies weniger durch den Widerstand des bisherigen Gegners als durch die Interessenkonflikte auf der eigenen Seite. Auch heute vermag noch niemand zu sagen (wohl aber vermögen sehr viele darüber mit orakelnder Sicherheit zu schreiben), welches denn nun unsre Pläne gegenüber Rußland sind. Alles, was die zuständigen Stellen uns bisher davon wissen ließen,

ist — und dies vielleicht nicht ohne Absicht — widerspruchsvoll. Nach wie vor bleibt uns nur übrig, zu tasten, worum es geht, und wie es werden wird. Ich bin beinahe der Ueberzeugung, daß ich anstelle der verantwortlichen Persönlichkeiten und gegenüber der sich immer wieder enthüllenden Narrenwelt der Zeitungs- und Versammlungspolitiker kaum anders verfahren würde. Ich gestatte mir aber, aus solchem Zustand heraus mit Beharrlichkeit hinzuweisen auf die politische Unreife des deutschen Volks und damit zugleich auf seine Unfähigkeit, eine Welthegemonie oder irgendeine Herrschaft, die solcher auch nur nahekommen könnte, anzutreten. Wobei ich mich zu der Ueberzeugung bekenne, daß der politische Wirkungsradius eines Volks nicht so sehr von seinen technischen Hilfsmitteln wie entscheidend allein von seiner innern, geistigen Struktur und von der Qualität seines politischen Instinkts bestimmt wird. So freilich darf nur der Betrachtende sprechen, nicht der, der anmaßend genug ist, der Illusion zu frönen, daß Zeitungslärm und Straßenprotest, wenn beide so sehr Oberflächenerscheinung bleiben, wie dies für Deutschland gilt, die politischen Linien ziehen helfen. Wie tief man sich auch vor der militärischen Kraft des deutschen Volks, einerlei ob sie sich an den Fronten oder in der Organisation der Heimat auswirkt, beugen mag: man kann nur wenig Achtung haben vor seiner politischen Begabung. Es sind gewiß nur Episoden, die wir da täglich erleben, aber sie sind so kennzeichnend und häufen sich so, daß man durchaus berechtigt ist, sie als Aufschluß über unsre politische Minderwertigkeit zu nutzen. Da ist die Vaterlandspartei, die durch Radauversammlungen Deutschlands Macht fördern möchte; da sind Stammtische, die durch störende Telegramme auf die Führer einzuwirken versuchen (und vielleicht auch einwirken); da ist ein Oberbürgermeister (ein Stadtdirektor), der einen Offenen Brief an die deutsche Reichsleitung richtet, ob Helfferich auch in angemessener Weise für die Friedensgeschäfte verwendet wird. Auf derartige Ahnungslosigkeit aufklärend wirken zu wollen, wäre Zeitverschwendung, sie aber als Charakteristikum auszudeuten, hilft der Wahrheit über die Weltmachtansprüche des deutschen Volkes nahekommen. Man muß solchen Enthüllungen kalt ins Antlitz sehen, auch dem Gegensatz hierzu, den uns die Russen zeigen. Was diese tun und reden, ist, man mag es wenig erzogen und traditionslos nennen, jedenfalls imponierend. Man bekommt immerhin einen Einblick in die Heftigkeit des politischen Willens dieser Revolutionäre, und man begreift, welchen Nutzen die Erziehung des Galgens und der Sibirienverbannung hier geschaffen hat. Die Rede Trotzkis, die auch durch das kleine ‚Corriger la fortune‘, das Kühlmann anwandte, als er die kurze Nachricht vom Einlenken der Russen bekanntgab, nicht getrübt werden kann, war mit ihrem Hinweis auf die für Rußland überflüssigen Kulissen und mit dem ironischen Schachzug, daß man Rußland ebensowenig nach seiner heutigen militärischen Schwäche wie Deutschland nach seinem Speisezettel beurteilen könne, ohne Zweifel beachtenswert.

Daß die Russen den Frieden suchen, ist gewiß; sie brauchen ihn, weil sie militärisch fürs erste erledigt sind, weil sie Ruhe notwendig haben, um den Staat neu aufzubauen. Daß auch Deutschland zum Frieden mit Rußland bereit ist, ergibt sich vor allem aus der Einsicht, daß solcher Frieden die übrigbleibende Entente schwer verletzt, ja sie vielleicht tödlich trifft. Das ist für uns das Entscheidende. Daß die Russen das wissen, zieht unsern Forderungen gewisse Schranken. Andrerseits werden die Schranken bestimmt durch die uns und Rußland gleichermaßen gesetzte Notwendigkeit, zum mindesten für die nächste Zukunft, vielleicht aber auch für längere Zeit, in ein möglichst gutes politisches und wirtschaftliches Einvernehmen zu kommen. Das Thema der Friedensfindung ist also einigermaßen deutlich. Ob es besser erledigt werden kann, wenn eine scharfe, militärisch gezogene Linie, zwischen Czenstochau und Kielce ansteigend, den Narew suchend, die Grenzen reguliert, und dabei so etwas wie eine vierte Teilung Polens vorgenommen, Rußland außerdem für die Zukunft auf die Kohlengruben der Ukraine angewiesen wird, oder ob es aussichtsvoller ist, das Selbständigkeitsbestreben der russischen Randvölker zu benutzen, um vor neue westliche Expansionsversuche Rußlands einen bannenden Dunstkreis zu legen: darüber müssen die Verantwortlichen nun zur Klarheit kommen. Die Vorgänge, die wir aber grade gegenwärtig beobachten können: die Loslösung Finnlands, das Vormachtstreben der Ukraine, der Widerstand Esthlands, scheinen kaum einen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, wo hier die Wahrheit zu finden ist. Die Sachlage wäre beinah einfach, wenn nicht die polnische Frage, wie auch immer sie gelöst werden soll, sich in alle Ausgleichsbestrebungen, gleich einem Geäst von Sprengminen, selbst die deutsch-oesterreichische Perspektive bedrohend, einkrallte, und wenn nicht überhaupt im Zeichen der nationalistischen Separationen die schleichende Gefahr eines östlichen Balkans bemerkbar würde. Hier bleibt alles Konstruktion und Risiko. Den sichersten Weg zeigt noch die fast subalterne, jedoch immer wieder sich bewährende Wahrheit, daß die beste Zukunftspolitik die einseitig auf die Gegenwart eingestellte Erledigung der Tagesfragen ist.

Doch angenommen nun, wir fänden eine alle Beteiligten halbwegs befriedigende östliche Lösung. An Anzeichen hierfür fehlt es keineswegs. Der annektionistische Berliner Lokal-Anzeiger schrieb: da es unmöglich scheine, die schon von Moltke als strategisch beste Grenze genannte Linie — Narew im Süden, Peipus im Osten — zu erreichen, könne es uns, vorausgesetzt, daß wir die Herrschaft über die Ostseehäfen bekommen, wirklich gleichgültig sein, ob wir von Rußland etwas mehr oder weniger Gebiet erhalten. Die Frankfurter Zeitung stellt fest, daß zwischen den Bestrebungen der Alldeutschen, denen Eroberungen als das einzige Zeichen des Sieges gelten, und den extremsten Forderungen der bolschewistischen Ideologen Deutschlands Regierung und Reichstagsmehrheit den Weg des vernünftigen Maßhaltens gehen. Und Tirpitz warnte: „Je mehr Riemen wir aus der russischen Haut

schneiden, desto willkommener ist das England." Angenommen also, die östliche Lösung wäre gefunden: wird sie die Voraussetzung eines weitgreifenden westlichen Vorstoßes sein, oder soll sie auch der übrigen Liquidation des Krieges das Grundthema bestimmen? Solche Frage auch nur stellen, heißt die Kinderstube wieder in lebhafteste Erregung bringen.

Parlamentarier von Erbe

VI.

Erzberger

Mag sein, daß er an einem guten Werk arbeitet; ich sehe hier nur die Menschen.

Pausbackig und rund wie ein Blasenglein, hellblond und untersetzt: so was Gesundes, nichts als Gesundes sieht man selten, schon gar nach dreieinviertel Jahren Hungerkrieg. Aber allerdings: wenn man in Württemberg zuhause ist, hat man wohl immer noch Quellen, und wer im feldgrauen Auto fährt, mit dem kann es noch nicht Matthias am letzten sein.

Diese unglaublich knarrende Stimme erkennt man sofort, selbst nach langen Jahren, wieder. Und der selbstgefällige Ton, der nicht so sehr alles besser als alles allein zu wissen scheint, ist oft genug geschildert worden. „Praeceptor Germaniae", „das große Kirchenlicht von Biberach", „der Buttenhäuser" — all diese Namen wurden ihm angeheftet, und man kann es nicht leugnen: sie haben etwas Ueberzeugendes. Es fehlte grade noch, daß ein Fabrikant an der kochenden Volksseele seine Erzberger-Nudeln kochen wollte — (versteht sich, damals im Frieden, als es noch schöne Privatnudeln gab, nicht nur magistratisch-bleichsüchtige). Der gute Erzberger hatte auch eine zu undankbare Rolle: immer in erster Lesung den bekannten Zentrums-Radikalismus austoben, in der zweiten schon gegen die Genossen links polemisieren, in der dritten mit jener furchtbaren Thoma-Drohung aus der ‚Lokalbahn' — „Wann die Regierung . . . .!!!" — Ja und Amen sagen. Alsbald erkannte der Buttenhäuser, wie viel eher ein Artikel abgedruckt, und vielleicht auch, wie viel besser er bezahlt wird, wenn der Verfasser M. d. R. ist, und es begann in einem reservierten Zimmer des Reichstags ein fröhliches Maschinengeklapper; die Korrespondenz Erzberger ging besser als jene Erzberger-Nudeln. Auf diese Antezedentien hin und kraft römischer Beziehungen ward Matthias auserſehen, wie dereinst die Kinder in der Schule, jetzt die Völker der Erde zu lehren. Er leitete einen Pressedienst des A. A. und tat manch schöne Auslandsreise, dieweil seine Altersgenossen von ebenso gutem Aussehen in den Schützengräben lagen. Doch — mag sein, daß sein Werk gut ist. Nach seiner Meinung ist es sicher wohlgetan.

Die drei Typen der Menschheit von E. Friedell

Die Natur, in gewisser Hinsicht äußerst verschwenderisch, ist doch wiederum in andrer Hinsicht ungemein sparsam. Sie streut Tausende von Formen aus, sie gelangt zu den bizarrsten Bildungen, sie kann sich gar nicht genug tun an immer neuen Abwandlungen, sodaß es bisweilen scheint, als herrsche in ihr derselbe unersättliche Spieltrieb, der den Künstler zu einem so ruhelosen Wesen macht; aber sieht man näher zu, so erkennt man, daß sie bei alledem immer nur einige wenige einfache Gedanken verwirklicht. So geht, zum Beispiel, durch die fast unübersehbare Fülle von Gestalten, die wir unter dem Namen der Säugetiere zusammenfassen, ein einziges klares, sehr leicht übersehbares Bildungsgesetz; alle sind sie nach demselben einförmigen Bauplan geschaffen; immer wird der Hals aus sieben Wirbeln gebildet, ob es sich um einen Maulwurf oder eine Giraffe handelt, immer besteht das Herz aus zwei Kammern und zwei Vorkammern undsoweiter. Und ganz ebenso ist die Natur beim Menschen verfahren. Denn obwohl es nicht zwei menschliche Seelen gibt, die einander völlig gleichen, so kehren doch in dem ungeheuern und vielfach gestuften Geisterreich dieselben Typen immer wieder. Es gibt dieser typischen Seelenverfassungen, soviel ich sehen kann, nur drei: der Idealist, der Realist und der Skeptiker.

Der Idealist gilt in der populären Vorstellung für einen weltfremden Träumer, dies ist aber keine richtige Auffassung. Es hat extreme Idealisten gegeben, die in der Welt sehr gut Bescheid wußten, und umgekehrt haben viele eingefleischte Realisten von den Dingen des Lebens gar nichts verstanden. Schiller, der als Typus des himmelstürmenden Idealisten durch die Kommentare und Literaturgeschichten wandelt, war in allen praktischen Fragen des Dichterhandwerks viel versierter als der „Realist" Goethe. Das Wesentliche, worauf es hier ankommt, ist etwas ganz andres. Was den Idealisten kennzeichnet, ist nicht das Maß seiner Kenntnis der Welt, sondern die Art seiner Stellung zur Welt. Der Idealist nimmt die Realität nicht ernst. Er handelt, bewußt und sehr oft auch unbewußt, nach Ideen, die dem Geschehen übergeordnet sind, die er den Dingen aufprägt oder aufzuprägen versucht. Der Idealist glaubt nicht, daß der Mensch eine Geburt der Stunde ist, sondern ist überzeugt, daß die Stunde eine Geburt des Menschen ist. Der Idealist sieht in der Welt nicht ein riesiges Arsenal von Eindrücken, denen er seine Seele darzubieten hat, damit sie sich darin einzeichnen, sondern sein innerster Lebenswille geht vor allem dahin, sich auszudrücken, sich, sein einmaliges Wesen, das noch niemals vor ihm so da war; für ihn ist die ganze Welt nichts als der gigantische Schatten, den seine Seele wirft. Er ist — um ein modernes Wort zu gebrauchen — ein leidenschaftlicher Expressionist. In diesem Sinne hat es niemals einen konsequentern Expressionisten gegeben als Fichte, für den die Welt nichts

andres ist als Produkt des Ich, und der daher für diese auch nur eine negative Bezeichnung hat: er nennt sie das „Nicht-Ich".

Aus dem Gesagten ist die Stellung des Realisten bereits klar. Er reagiert wesentlich impressionistisch. Er hat eine ehrfürchtige Empfindung für das Tatsächliche, für alles, was ist, für alles, was außer ihm existiert. Er will nichts sein als das geduldige Papier, auf das die Eindrücke der Umwelt ihre Zeichen schreiben. Von dieser Andacht vor der Realität war kein Geist tiefer erfüllt als Goethe: er ist der Vater des Impressionismus. Und ein derartiges Lebensgefühl hat die Wende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beherrscht: die Zeit der letzten großen Literaturrevolution, die wir erlebt haben. Diese Richtung, die sich damals die „naturalistische" nannte, hat bei der aller scheinbaren Nüchternheit und wissenschaftlichen Kälte oft gradezu phantastische Formen angenommen. Sie führte zu einer völligen Prostration vor der Realität.

Zwischen diesen beiden Extremen hält nun der Skeptiker die Mitte, er ist „das Zünglein der Wage", wie Emerson sagt. Es will weder die Welt beherrschen, noch sich ihr willenlos hingeben: er will sie vor allem betrachten. Sein Wahlspruch ist Dantes wunderbares Wort: „Non ci badar, guarda e passa!" Blick' hin und geh' vorüber: das ist die beste Stellung, die man zum Weltlauf einnehmen kann. Oder, wie Byron gesagt hat: „Ich betrachte mich als ein Wesen, das von der Hand Gottes in die Mitte eines großen Theaters gesetzt wurde." Der Skeptiker weiß alles, versteht alles und belächelt alles. Wir sagten: der Idealist nimmt die reale Welt nicht ernst. Demgegenüber sagt der Realist zum Idealisten: ich nehme deine Welt der Ideen nicht ernst. Nun, und der Skeptiker nimmt alle beide nicht ernst. Er zweifelt an allem. Und oft freilich verzweifelt er auch an allem. Hier ist der Punkt, wo die kühle indifference (ein vortreffliches englisches Wort für diesen Seelenzustand, das wir nicht übersetzen können) in ein verzehrendes Pathos übergehen kann. Daß in jedem großen Genius etwas vom Skeptiker sein muß, ist nach dem Gesagten zu selbstverständlich, als daß wir es durch Beispiele belegen müßten.

Aber nun wollen wir einmal tiefer steigen und den großen Querschnitt der Menschheit betrachten. Wir werden auch hier diese drei allgemeinen Grundcharaktere sich immer wiederholen sehen. In jeder Fabrik, in jedem Gebirgsdorf, in jeder Matrosenschenke werden wir den Idealisten, den Realisten und den Skeptiker wiederfinden. Sicher gibt es selbst unter den Pferdehändlern diese drei Typen: den Mann, der an den Pferdeverkauf mit bestimmten vorgefaßten Ideen herangeht; den andern, der sich von den wechselnden Eindrücken des Augenblicks leiten läßt; und schließlich den dritten, der dem ganzen Problem des Pferdehandels skeptisch gegenübersteht. Im übrigen manifestiert sich bei der moralisch und intellektuell tiefstehenden großen Menge die Einseitigkeit, die beim Genius grade die Größe ausmacht, sehr leicht als Minderwertig-

keit, ja als Laster; und so begegnen wir denn in den untern Regionen der Menschheit dem Idealisten sehr oft in der Form des Narren, dem Realisten in der Gestalt des Pedanten und dem Skeptiker auf dem Gebiet der moral insanity.

Die drei größten Dichter der germanischen Rasse haben diese drei Kristallisationsformen der menschlichen Seele in drei großen leuchtenden Gestalten verkörpert. Shakespeare schuf die Figur des Skeptikers im Hamlet, Goethe die Figur des Idealisten im Faust und Ibsen die Figur des Realisten in Hjalmar Ekdal. Hamlet, Faust und Hjalmar sind zunächst freilich der vollkommenste Extrakt der Zeitalter, in denen sie geschaffen wurden; aber darüber hinaus sind sie ein Extrakt der ganzen Menschheit. Hamlet ist ein Puritaner der elisabethinischen Renaissance, jene merkwürdige Kreuzung aus Bigotterie und Freidenkertum, die damals emporkam: er glaubt zwar noch an Gespenster, aber er hat auch schon Montaigne gelesen. Indes ist er doch auch unendlich viel mehr: er ist einfach der Mensch, der zu viel weiß, um noch handeln zu können, sagen wir rundheraus: der Kulturmensch. Er könnte auch heute auf der Straße spazieren gehen: in Paris, in Berlin, in Petersburg und im Garten des Epikur und in den amerikanischen Wäldern, die Thoreau beschrieben hat, und zu jeder Zeit, die reif genug ist, um Menschen hervorzubringen, die der Welt des Irrsinns und Verbrechens, in der sie leben, müde und überlegen ins Auge blicken können. Hebbel hat den ‚Faust‘ das vollkommenste Gemälde des Mittelalters genannt, und das ist zweifellos richtig: aber er ist auch das vollkommenste Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts und das vollkommenste Gemälde des neunzehnten; Faust ist Abälardus und Thomas Aquino, Magier, Scholastiker und Gottsucher; aber er ist auch Fichte, der der zwiespältige Held des Zeitalters war, mit seinem ewigen Drang, sich in das Rätsel des Ich und der Welt zu verkriechen, und einem gleich heftigen Trieb, in derselben Welt zu wirken und zu leben. Und er ist die ganze Versuchung des Menschen von heute, die sich in tausend Masken und Verkleidungen anschleicht: als Sexualität, als Alkoholismus, als Nihilismus, als Uebermenschentum; und dabei ist er der vorbildliche Unbefriedigte, in allem Einzeldasein sich wiedererkennend, mit allem Leben mitleidend und qualvoll nach der Einheit der Erscheinungen suchend und immer vergeblich, eine Gestalt, die es immer gegeben hat und immer geben wird, sagen wir kurz: das Genie. Und sein Gegenspieler namens Hjalmar Ekdal besitzt die überhaupt vollkommenste Ubiquität, die sich denken läßt. Er ist der Mensch, der mit der gegebenen Wirklichkeit kreuzzufrieden ist, nie verlegen um eine schmackhafte Auslegung peinlicher Sachen, Virtuose im Vorbeisehen an strapaziösen Verantwortungen und stets darauf bedacht, sich das Leben mit billiger Poesie zu verhängen wie mit einer Art lichtdämpfender Glasmalerei, mit einem Wort: der Philister. Können wir uns denken, daß er in irgendeiner Sphäre der menschlichen Kultur nicht bestanden hat, ja daß er

nicht zu allen Zeiten den Grundstock der Menschheit gebildet hat? Er ist die fleischgewordene Gewöhnlichkeit; aber der Dichter zeigt ihre Unvergänglichkeit.

Dies sind die drei Typen der Menschheit. Oder: es sind die drei Seelen, die in jedem Menschen wohnen, aus denen er sich aufbaut, und die sich in ewigem Kampf und Gleichgewicht befinden. Wer hätte nicht schon gesagt: „Aber wozu eigentlich das alles? Wir sind ein Narrenhaus. Taten sind Tollheit. Warum sich hineinmischen? Alles das hat ja gar keinen Sinn. Genug." In diesem Augenblick war er Hamlet. Wer hätte nicht schon gesagt: „Alles ganz schön. Aber jetzt möchte ich ein Butterbrot und eine Flasche Bier." In diesem Augenblick war er Hjalmar. Und wer hätte nicht trotzdem immer wieder empfunden: „Einerlei. Es nutzt nichts. Wir müssen weiter, hinauf! Dazu sind wir auf der Welt." In diesem Augenblick war er Faust.

Was ist nun der wahre Sinn des Lebens: die reife Skepsis, das ewige Streben oder das Butterbrot? Der Dichter antwortet: „Wir sind Menschen. Wir müssen zweifeln. Wir müssen streben. Wir müssen Bier trinken."

Vom rechten Weg von Hugo Bergmann

Der zweite Band des Werkes ‚Der Born Judas' — Legenden, Märchen und Erzählungen; gesammelt von M. J. bin Gorion; übertragen von Rahel Ramberg; Leipzig, im Insel-Verlag —, das in sechs Teilen den jüdischen Legendenschatz offenbaren will, ist ein richtiges Märchenbuch. Seit Jahren hat man von den Juden gelehrt — und Freund und Feind schienen wenigstens in dem einen Punkt eines Sinnes zu sein: die Juden haben nicht Mythus und nicht Märchen. Die Einen warfen es ihnen vor, die Andern lobten die bildlose Reinheit ihrer religiösen Vorstellung; wie wenig recht sie beide hatten, zeigt die Sammlung Bin Gorions und besonders dieser Band ‚Vom rechten Weg'. Hier finden wir sie alle wieder, die guten Freunde und die bösen Feinde aus dem Märchen: die Teufel, die auf dem Baume hocken und einander ihr Tagwerk berichten, während unten ein kundiges Menschenkind übernachtet und ihre Geheimnisse erlauscht; die Hexen in ihren Höhlen, die Schlange, die tötet, den Drachen, der zwölf Meilen lang sich hinstreckt und eine Brücke bildet; aus dem Johannisbrotbaum tritt ein Geist und bittet für das Leben seines Baumes, und der Stein, der vom Brunnen gewälzt werden soll, beginnt zu sprechen. Natürlich nehmen auch die Haustiere teil an dem Märchenspaß: die fromme Kuh, die von ihrem ersten Eigentümer, einem Juden, an die Sabbatruhe gewöhnt wurde, verweigert auch im Dienste eines Heiden die Arbeit am Rasttag, aber sie läßt sich ins Ohr raunen und überzeugen, daß man sich der Notwendigkeit der Welt fügen muß. Wir lesen von dem Gras, das Tote lebendig macht, von dem Staub, den Abraham auf seine Feinde schleuderte, und aus dem

Pfeile, Lanzen und Speere wurden. Es ist die ganze bunte Welt des Märchens, die sich Blatt für Blatt vor uns auftut, der jüdischen Legende, die diesmal — geht es doch um den „rechten Weg", das Zentrum alles jüdischen Strebens — immer neue Wege ersinnt, um zu zeigen, daß die Welt den Guten gehört, und daß die Teufel und die Bösen im Grunde die dummen Kerle sind, die sich vergeblich dem notwendigen Resultat des Weltprozesses: dem Sieg des Guten in den Weg stellen.

Die Phantasie, froh des sichern Sieges, schweift aus, macht Sprünge, malt aus. Es ist köstlich zu beobachten, wie in den Varianten, die Bin Gorion sorgfältig zusammengestellt hat, die Phantasie humorvoll schafft. Da erzählt ein Märchen von dem unerhörten Fall, daß ein Mensch, Josua ben Levi, sich den Eingang ins Paradies erzwang. Die Variante, besorgt, wie der Erdenmensch Platz im Garten Eden finden wird, läßt erst den immerhin nicht ganz ebenbürtigen Heidenkönig Hiram (der einst dem König Salomon das Zedernholz geliefert hatte) aus dem Paradiese gehen, damit Platz für den Eindringling werde.

Die Erzählungen sind alle moralisch. Die Moral ist im allgemeinen die des guten Bürgertums: Wohltätigkeit, Ehrlichkeit, Fleiß werden gerühmt. Mehr wohl als bei andern Völkern beschäftigt das Märchen die Frage nach der Belohnung des Guten und Bestrafung der Bösen, nach dem Sinn des Schlechten in der Welt. Auch hier sind die Antworten recht primitiv: Lohn und Strafe werden sorgfältig abgerechnet, es gibt Belohnung und Bestrafung auf Vorschuß schon in der hiesigen Welt. Diese bürgerliche Moral kann oft recht grausam sein, so wenn das Märchen den Beweis führt, daß die Bresthaften ihr Schicksal verdienen (in der Erzählung ‚Die Blindgeborenen'). Aber dann wieder erheben sich über dieses Niveau des Durchschnitts einzelne Erzählungen zu einem Pathos der ethischen Forderung, daß der Leser plötzlich prophetischen Hauch verspürt, die leidenschaftliche Kraft des Volkes der Extreme.

Einige Beispiele hierfür: Den Armen, der um eine Gabe bittet, darf man auch nicht einen Augenblick lang warten lassen. Der fromme Nahum ist blind, lahm und aussätzig, weil er einem Hungernden nicht sofort die Speise reichte. So ist auch das Maß andrer Gebote ohne Grenzen. Als Beispiel der Elternverehrung wird der Heide Dama genannt, dem die Mutter, als er in der römischen Ratsversammlung saß, ins Gesicht spie und der den Schimpf ruhig trug, weil er von der Mutter kam.

So lesen wir, was die Andacht des Gebetes bedeutet: dem Betenden kriecht eine Schlange über die Füße, er merkt es nicht; ein Wolf reißt ihm seinen Sohn weg, er wird dessen nicht gewahr. Und was bedeutet Wahrheitsliebe? Da einmal zum betenden Rabbi Safra ein Käufer kommt, einen Preis bietet und ihn immer wieder steigert, weil der Betende keine Antwort gibt, da spricht der Weise, als er sein Gebet beendet hat: Nimm das Ding zu dem

Preis, den du zuerst genannt hast, denn ich war gleich zu Anfang des Sinnes, es dir dafür zu verkaufen.

Noch sei ein Beispiel dieser extremen, unerbittlichen Ethik des Märchens genannt: Der Talmud verbietet den Weisen, ihre Kenntnis zu profanem Zweck zu gebrauchen. Weisheit ist keine Schaufel zum Graben. Dem Rabbi Tarphon, der einst, von Räubern überfallen, ihnen seinen weitbekannten Namen nannte, um sich frei zu machen, erteilt das Märchen einen Verweis: er hätte sich als reicher Mann durch Geld loskaufen, nicht aber den erhabenen Schein der Lehre preisgeben sollen.

Als der erste Band des Werkes erschien, der ‚Von Liebe und Treue' handelte, bedauerte mancher, daß mit schier unendlichem Fleiß doch nur eine literarische Arbeit geleistet worden sei. Diesmal wird man mit Freuden feststellen können, daß Bin Gorion vieles Gut geschürft hat, das noch lebendig werden kann. Insbesondere findet sich so manches Märchen, das Kindern Freude bereiten könnte, wenn es aus der gelehrten Fassung des Buches gelöst wird. Die Sprache der Uebersetzerin, Rahel Ramberg, ist die kindlich schlichte, innige und doch kräftige Sprache alter Märchen.

Wilhelm Schäfer von Leopold Ziegler (Schluß)

Vollendeten Sie indessen auf diese Weise meisterliche Anekdoten oder Novellen, so mag sich nach und nach, wahrscheinlich ohne jede Einmischung einer voreiligen Absichtlichkeit, die Bedeutung dieser bevorzugten Kunstform für Sie gewandelt haben. Das äußere Ereignis, bis zu welchem sich die Erzählung gleichsam zuspitzte und aufwärts krümmte, erwies sich bald als der zufallgewollte Ausdruck der innern Entwicklung eines Nebenschicksals, bis es schließlich garnichts mehr andres als eben die Versichtlichung einer solchen Entwicklung darstellen sollte. Die berichtete Anekdote gipfelte nur noch deshalb in einer erzählbaren äußerlichen Pointe, damit in dieser unerwartet ein menschliches Innere zum Durchblick und Durchbruch gelangen könne. So befanden Sie sich eines Tages mit großer Folgerichtigkeit mitten im eigentlichen Problem des Romanes, dessen unverkennbare Kernfrage es ist, in welcher Verknüpfung der äußere Lebenslauf mit unsrer innern Bestimmung tritt, und ob eine solche Verknüpfung überhaupt bestehe. Der Roman überrascht den Menschen gewissermaßen in seinen seelischen Grundrichtungen, Neigungen, Forderungen, die er kraft seiner Innerlichkeit erheben muß: wobei es freilich in hohem Grade fragwürdig bleibt, ob Leben und Wirklichkeit für ein folgerichtiges menschliches Wachstum von innen nach außen, für eine ersehnte Durchdringung von Seele und Welt neue brauchbare Gelegenheit darbieten. In Ihrer ‚Das fremde Fräulein' betitelten Anekdote haben Sie die erschütternde, ja vernichtende Seelenfremdheit der Wirklichkeit bis zur Grausamkeit, bis zur Unerträglichkeit dargestellt, und ich meine, grade mit dieser Unerbittlichkeit, die sich nichts

schenkt, haben Sie sich der metaphysischen Grundstimmung des Romanes bis auf kleinsten Abstand angenähert. Sie fanden die Menschenseele gleichsam ins Leben verstoßen, wie ehedem wohl ein verkrüppeltes Thebanerkindlein, irgendeinen kleinen Oidipus, in die Wildnisse des Kithairon; Sie hörten ihr vergebliches Seufzen und Schreien nach einer ihr angemessenen Umwelt, Umwirklichkeit; Sie gewahrten die beklemmende Hilflosigkeit und tödliche Verzweiflung ihrer sich selbst überlassenen Einsamkeit: um sich mit dem tapfern Eingeständnis: „Es ist so" den Zugang zu einem reichern und umfassendern Gebiete des Schaffens wie mit einem magischen Losungsworte zu erzwingen. Daß der Mensch, auf seine seelische Beschaffenheit hin betrachtet, ein schier unmögliches Wesen sei, daß er inmitten einer seelenfremden Umgebung eigentlich weder recht zu leben noch recht zu sterben vermöchte, daß er seit Urgedanken vergeblich von sich aus das Wirkliche zu bestimmen, vergeblich sich mit dem Wirklichen in Einklang zu versetzen trachtete, daß er aber aller bisherigen Niederlagen unerachtet stets von neuem wieder das Unmögliche versuchen und sich hienieden eine bleibende Stätte bereiten müsse, dies und noch vieles Aehnliche war Ihnen jetzt offenbar geworden — offenbar geworden der unsäglich harte Kampf der beseelten Persönlichkeit mit der unbeseelten Dinglichkeit.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle nachzuweisen versuchen, wie Ihre beiden Romane vorwiegend dieser Problematik der sittlichen Persönlichkeit gewidmet sind; wie in Ihrem Stauffer-Bern ein stürmisches Naturell innerhalb der wenigen Jahre eines verfrühten Einbruches in die Zone jener eisigen Seelenfremdheit jählings scheitert; wie dagegen in Ihrem Heinrich Pestalozzi die göttliche Geduld eines großherzigen Toren tatsächlich dieselbe Zone überquert und schließlich bis dahin vordringt, wo eine ichgeformte Wirklichkeit dem sittlichen, dem liebenden Gemüte tatsächlich entspricht. Vielleicht werden Sie selbst, vielleicht werden andre Freunde diese Vorgänge des eingehendern schildern. Mich lassen Sie heute nur noch das Eine hervorheben, daß diese Bücher, so peinlich gewissenhaft sich beide in den Einzelheiten an eine unantastbare biographische Wahrheit anschließen, dennoch echte Kunstwerke, vollwertige Romane ihrer Gattung nach geworden sind. Und zwar aus dem Grunde, weil Sie hier die seltene Fähigkeit bekunden, zu einem gegebenen Lebensablauf die seelische Entsprechung restlos zu erraten und auf Grund dieser Erratung etwas wie eine harmonia praestabilita zwischen Seele und Leben, zwischen innerlichem und äußerlichem Geschehen durchgängig glaubhaft zu wissen. Irre ich nicht, so werden Sie damit zum Urheber
sondern romantischen Gattung, die man nicht unpassend
Bildnismalerei vergleichen könnte. Genau wie das
Porträt völlig der Zutat des Künstlers überlassen
an und für sich gleichgültiges persönliches Dasein
eigneten Deutung zu allgemeiner Erheblichkeit
bedingt es hier eine Art der künstlerischen

fällige Gegebenheit eines persönlichen Lebenslaufes zur Wichtigkeit menschlicher Symbolik erhoben werden kann. In dieser Hinsicht erweitert sich das Leben Stauffers-Bern, obschon fast im Uebermaße einmalig und einzigartig, dennoch in sinnbildlicher Bedeutsamkeit zum Leben des Leidenschaftlichen überhaupt, an dessen rasender Ungeduld mit ihren unangebrachten Verfrühungen und Beschleunigungen wir alle mehr oder minder unser Teil haben; wie alle, die wir in unsrer Seele nicht Schritt halten können mit dem langsamen Zeitmaße der Wirklichkeit und uns je und je selber in die verhängten Zügel fallen müssen. Und denselben Anteil haben wir alle oder sollten wir doch alle haben an der wundersamen Geschicklichkeit des ach! so ungeschickten Heinrich Pestalozzi, zu warten und zu warten, bis die Umstände bereitwillig und reif geworden sind, um sich eines Tages still mit unsrer Geduld, Sanftmut und Selbstbescheidung zu vermählen . . .

Darf ich dergestalt Ihrer gleichsam mit der Feder geschriebenen Bildnisse leider nur flüchtig erwähnen, so kann ich am Ende noch eine Beobachtung nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, die der aufmerksame Leser Ihrer Romane bei sich machen wird. Die beiden so hart einander entgegengesetzten Helden dieser Ihrer Bücher sind nämlich schweizer Geblüts, und beider Darstellung setzt eine ungewöhnlich eingehende und liebevolle Beschäftigung mit einer volkheitlichen Art voraus, die nach der Geburt nicht die Ihre sein kann, nach dem Geiste und dessen freier Wahl doch irgendwo die Ihre sein muß. Denn wer Sie nicht kannte, möchte ohne weiteres dazu neigen, Sie für einen Schweizer zu halten, und wer Sie kennt, wird an der Tatsache nicht ohne weiteres vorbeigehen dürfen, daß Sie Ihrer künstlerischen und menschlichen Einstellung nach wirklich der schweizer Schule angehören. Dabei wäre zu bedenken, daß es grade die deutsche Schweiz gewesen ist, die uns etwa in Ferdinand Hodler den letzten großen Bildner unsrer Rasse geschenkt hat, den letzten großen Bildner, der sich unbekümmert um die gewaltigen künstlerischen Bewegungen Frankreichs fast unmittelbar an unsre Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts anschließt als unser wirklich letzter Alter Meister, und auf diese Weise unser eigenes Volkstum eindrucksvoller und strenger verkörpert als seine reichsdeutsch gebürtigen Zeitgenossen. Dabei wäre ferner zu bedenken, daß wir derselben deutschen Schweiz dauernde Dankbarkeit schulden für Ihren eigentlichen Lehrer Gottfried Keller, der, gleichfalls ein Hand- und Geistwerker altmeisterlichen Gewissens, den teuern Schatz unsres Sprachgutes noch ein letztes Mal mit Lauterkeit, Andacht und Weltfrömmigkeit betreut und vermehrt hat. Solcher und andrer Gewißheiten wäre zu erwähnen, wenn wir Beweisgründe für die Annahme ausfindig machen wollten, es müsse sich in jenem Winkel südlich des Rheines unter günstigen Verhältnissen ein Rest unsrer Urvätergesinnung lebenstüchtiger erhalten haben als in unserm Reiche. Aber sicherlich erlassen Sie mir in unsrer seltsamen gegenwärtigen Lage, lieber Freund, die nähere

Aufzählung derartiger Gründe, die Ihnen überdies ungleich geläufiger sein mögen als mir selber. Habe ich mich doch von Ihnen auch nicht des wohlfeilen Einwurfes zu versehen, daß allzuviele deutsche Schweizer in diesen furchtbaren Zeitläuften ihre Deutschheit noch vor Hahnenschrei leider nur allzu bereitwillig abgeleugnet hätten: da Sie und ich ja grade diese Bereitwilligkeit längst als die unseligste Schwäche unverfälschten Deutschtums erkannt haben und längst über alle Bescheid wissen, die bei der ersten besten Gelegenheit gar lästerlich zu fluchen und zu schwören anheben: Weib, ich kenne sein nicht! Mensch, ich bins nicht! Mensch, ich weiß nicht, was Du sagst!

Heikle Betrachtungen dieser Sorte indes beiseite, glaube ich also grade aus Ihrer fraglosen Hingezogenheit zu den Alemannen südlich des Rheines die Liebe zu einer ursprunghaft deutscher Wesensart folgern zu sollen, wie sie hier in verhältnismäßiger Abseitigkeit und Geschütztheit besser als in unsern von allen europäischen Erschütterungen doppelt und dreifach erschütterten Vaterlande erhalten konnte. Welche unschätzbare Vergünstigung der Schweiz grade in dieser Beziehung widerfahren ist, wird uns ja in diesen Tagen deutlicher als sonstwann bewußt, wo wir auf die vier Jahrhunderte seit der deutschen Reformation zurückzublicken uns genötigt fühlen. Bei uns ein tosender Sturm, der die altgewaltige Linde Germaniens bald entwurzelt hätte, beugt die Reformation dort mit gelindem Säuseln kaum den Wipfel. Und während im Norden politische Unzurechnungsfähigkeit die Nation um den Ertrag ihrer weitgreifendsten religiösen Umwälzung bringt, entwirft im Süden einer der politischen Köpfe Deutschlands den umspannenden Plan eines einigen evangelischen Gemeinwesens, der vermutlich nur darum nicht verwirklicht wird, weil er im Norden auf ungenügendes Verständnis stößt. Vielleicht liegt es zutiefst mit an diesem Unterschiede, wenn Sie sich heute geistig, sittlich, bürgerlich dort beheimatet fühlen dürfen, fühlen müssen, wo von den Tagen Ulrich Zwinglis bis auf Heinrich Pestalozzi, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller die Reihe der Männer nicht abgerissen ist, die sich unentwegt als Bekenner, als Erzieher ihres gesamten Volkes betätigt haben. Hier finden Sie eher als bei uns den Typus des Schriftstellers und Künstlers, der nicht aus Spieltrieb allein, nicht um des Sinnbilds willen allein schafft, darstellt oder bildet, sondern der mit seinen Hervorbringungen ganz ernstlich den Zustand seiner Umwelt zu verbessern und zu veredeln entschlossen ist und an solche Verbesserlichkeit und Veredelungsfähigkeit seiner Umwelt von ganzem Herzen glaubt. Hier gewahren Sie endlich noch etliche Ueberbleibsel jener unbedingten menschlichen Zuverlässigkeit, die zwar irren kann in dem, wofür sie sich einsetzt, es aber niemals fertig bringt, sich nicht einzusetzen, wo sie etwas für richtig, fruchtbar, gut und schätzenswert erachtet. Schließlich haben Sie, wie das so geht, in der Schweiz garnichts andres gesucht und gefunden als die Gegenwart eines Deutschtums, das Ihren eigenen Wün=

schen und Forderungen gemäß gewesen wäre. Gesucht und gefunden haben Sie sich selbst: das dürfen Sie sich heute, das müssen wir Ihnen heute vorbehaltlos zugestehen. Denn in unverbrüchlicher Gemeinschaft mit jenen vielverehrten schweizer Männern verkörpern Sie uns wieder den zeitweilig fast ausgestorbenen Künstlermenschen, der trotz seines von der Gemeinschaft abdrängenden Berufes niemals die ungeheure Verantwortlichkeit vor dieser Gemeinschaft vergißt und niemals die Fühlung mit dem Leben und Weben des Volkes verliert. Diesen, wie ich erachte, entscheidenden Sachverhalt haben Sie gelegentlich ebenso humoristisch wie drastisch ungefähr mit der Wendung ausgedrückt: wenn der Hausknecht im Gasthaus zu den drei Mohren seinen Gästen die Stiefel nur unzulänglich putze, so deshalb, weil Friedrich Schiller ein nicht ganz tadelfreies Drama gebaut habe — ein Wörtlein, welches ich mir wie wenig andre hinters Ohr geschrieben habe, weil es den unendlichen Unterschied des schriftstellerischen und künstlerischen Erziehers vom wurzellosen Anhänger des l'art pour l'art mit lustiger Paradoxie beinah handgreiflich verdeutlicht. In diesem beiläufig geäußerten Ausspruch finde ich den ganzen Wilhelm Schäfer, den ‚Schweizer' und den Deutschen, den Künstler und Bekenner, den Bürger und den Menschen mit seiner ganzen Herzhaftigkeit und Kerntüchtigkeit, und durchaus scheint er mir die letzten Triebfedern Ihres Handelns erkennbar zu machen. Sie werden in der uns bevorstehenden Zeit, wo Deutschland wie nie vorher des männlichen und menschlichen Beispiels bedürftig sein wird, schier unbegrenzte Wirkungsmöglichkeiten vor sich sehen, und schon ist es Ihren Freunden nicht unbekannt geblieben, daß Sie über die bisherigen Formen Ihres Gestaltungswillens, über Novelle und Roman hinaus einem neuen Ziele höchster Gültigkeit mit unbeirrter Folgetreue zustreben. Aber was Sie auch auf diesen neuen Wegen in mancher Zukunft noch erwirken werden: stets wird es im Hinblick auf den Umstand geschehen, daß der besagte Hausknecht zu den drei Mohren seinen täglichen und stündlichen Lebenspflichten sonder Wank genug zu tun vermöchte. Oder wenn ich denselben Leitgedanken etwas weniger scherzhaft ausdrücken darf: daß von Ihnen zu ihm, von Ihnen zu mir, von Ihnen zu uns allen, die wir deutsches Volk sind oder sein sollten, der Strom eines lautern und gütigen Menschenwillens belebend und reinigend wie alles Gewässer, so dem Brunnen der Seele entquillt, ohne Unterbrechung fort und fort rinnen und fließen möge!

Uns allen aber, welchen Sie auf solche Weise vorgelebt haben, möchte es vergönnt sein, Ihnen in diesem würdigen Sinne von Tag zu Tag besser nachzuleben: das sei unser Wunsch zu Ihrem zwanzigsten Januar des Jahres 1918!

Wiener Theater von Alfred Polgar

‚Prokurist Poldi' von Arnim Friedmann und Louis Nerz. Ein lustiger, mit einfachen Kunstmitteln hergestellter Schwank,

voll guter jüdischer Witze, Wendungen, Figuren, Gefühls- und Denkmethoden. Die Geburt der Komödie aus dem Geist des Jargons. Wie das Herz des tüchtigen Prokuristen Poldi von der hübschen, jungen zu der weniger hübschen, ältern Cheftochter hinüberfindet, das gibt die sanft geschwungene Linie des Theaterstücks. Es ist mit vielen, oft bis zum Lustspiel-Einfall verfeinerten Possen-Einfällen bedacht und müht sich, in seinen schwächern Partien, Ordinäres mit Mildem, Gemeinheit mit Zartgefühl zu paaren. Die zahlreichen guten jüdischen Witze und Wendungen haben, für ein dreiaktiges Theaterstück, ihren Nachteil. Sie sind nämlich ein so kräftiges Stimulans, daß, bleiben sie auch nur ein Weilchen aus, an der Komödie wie an den Zuhörern sofort Spuren von Erschlaffung sich zeigen. So lange gemauschelt wird, schwellt eine gute Brise die Segel der Unterhaltung. Bei Hochdeutsch — oder wenn der Jargon ins Gefühlvolle abbiegt — tritt alsogleich Windstille ein, und wir liegen an Ufern der Langeweile fest. In der Neuen Wiener Bühne finden derartige Stücke eine warme, mollige Heimstatt.

*

Im Burgtheater, neu inszeniert: ‚Der Meineidbauer'. Von Ludwig Anzengruber. Sonst käme er wohl kaum mehr auf die Bühne, nicht einmal auf die des Burgtheaters. In dieser Bauernkomödie wird nicht Natur aufs Theater, sondern Theater in die Natur gebracht. Hier zeigt sich kein dramatischer Dichter des Gottes voll, sondern Gott als dramatischer Macher, voll naiver Absichtlichkeiten. Sein Sturm kommt aus der Windmaschine, seine Gerechtigkeit ist ausgetüftelte Pointe, und sein unerforschlicher Ratschluß theatermäßiges Raffinement. Nähme man dem Stück die langen Reden voll Poeterei und Schönheit, ließe man ihm nur seine Tatsachen, so verbliebe: eine netteste Parodie auf die Gattung des moralisierenden Bauernstückes. Wie hier der Mechanismus der plötzlichen Vorgänge haarscharf ineinandergreift, wie stets im richtigen Augenblick der richtige Zufall um die richtige Ecke biegt, das vollzieht sich nach Gesetzen einer Unwahrscheinlichkeitsrechnung, an deren Exaktheit aller Ernst der Geschehnisse zuschanden wird. Hier wandelt sich das tragische Spiel zur Spielerei und des Schicksals dunkler Weg zum sinnigen Rösselsprung.

Das Burgtheater traf für die saubere und gleichsam mit einem Goldstrich von Klassizität umrandete Langeweile des Stückes den entsprechenden Ton. Zwischen Kulissen in süßestem Mandelbogenstil bewegten sich Figuren voll hoffähiger Natürlichkeit. Ihre Rauheit hatte Takt, und ihr Erdduft taugte jedem Damentaschentuch. Herr Lackner spielte den Meineidbauer. Wie eben ein verläßlicher, sicherer Darsteller so harte bäurische Sünder spielt: hart und bäurisch. Vroni war Fräulein Rosar. Die Kälte ihrer Schauspielerei geht auch durchs Bauernkostüm. Grade ihre stärksten dramatischen Töne klingen hohl; und wenn sie ihr Herz sprechen läßt, hört man gar nichts. Im übrigen war die Aufführung des Volksstückes schlapp und weich. Theatergelatine. Armer Girardi!

Strindberg-Aufführungen

Drei Dramen, zwei Abende und ein Dichter. Der Dämonomane August Strindberg. Als Hasser, als Liebeshasser des Weibes und sein ‚Gläubiger‘; als Betrauerer beider Geschlechter, die ‚Das Band‘ eines Kindes wider ihren Willen zusammenhält; als Weltflüchtling auf dem Weg ‚Nach Damaskus‘. Ans Trapez, Kritiker! Aber ich kann es nun nicht mehr. Und muß es nicht unbedingt. Wer in sechs ‚Jahren der Bühne‘ sechzehn Kapitel mit dieser Entwicklung und ihren Phasen verbracht hat, der brauchte bei jedem neuen oder scheinneuen Anlaß in neuen Wendungen sie doch nur zu schildern, wofern er nötig fände, noch immer für oder bereits wieder gegen eine derart beschaffene dramatische Kunst zu kämpfen. Der Schwede steht heute zwischen den beiden Polen seiner Wirkung in Deutschland. Die Angst vor ihm ist der Andacht gewichen. Man höre einmal nicht bloß auf die Bühne hinauf: die Zuschauer kennen das Buch, verübeln Regiestriche, trennen die Darstellung von der Rolle und knacken an den Nüssen herum. Aber erst wenn sie die Kerne aufgespeist haben werden, wenn ihre Andacht der Achtung gewichen sein, und wenn der einstmals unzeitgemäße Feind der Herde gar von dieser in Zyklen begehrt werden wird: erst dann wird man gut tun, ihn als Hindernis für den nächsten Bürgerschreck wegzuräumen. Vorläufig hat man bei der Wahl zwischen Strindberg und seinen Spielplan-Rivalen eben nicht die Wahl; denn das Theater der Königgrätzer Straße läßt ihn auf Stücklen und Sudermann folgen, das Lessing-Theater läßt ihn Sternheim voraufgehen. Wie wird er gespielt?

Von Meinhard und Bernauer wird die ‚Kronbraut‘ zu märchenhafter Fahlheit gedämpft, das ‚Traumspiel‘ phantastisch hingeschattet. Bei aller Gemeinschaft einer vollendeten Sinn- und Sachgemäßheit, bei aller Aehnlichkeit von Sprößlingen Eines Vaters entsteht eine künstlerisch lobenswerte Verschiedenheit. Man spürt keinen Mangel an Abwechslung; und der Stil macht nicht starr: er macht flüssig. In so sichern Händen war für die beiden realistischen Ehedramen schon gar nichts zu fürchten. Je ein Akt; aber damit wären wenige Deutsche ausgekommen. Ganze Lebensläufe erscheinen: das Einst, das Jetzt und das Fernerhin. Die Aufgabe ist: die Gegenwart zu treffen, in der sich Vergangenheit und Zukunft schneiden. Bedeutungsfülle zu geben, ohne zu schleppen. Wie Strindberg ‚den‘ Mann und ‚die‘ Frau sieht, in drei Männern und zwei Frauen zu zeigen. Dies wäre noch besser geglückt, wenn die weinerliche Triesch zwischen dem wächsernen Hartau und dem stählernen Kayßler als ‚Gläubigern‘ so bestanden hätte wie die hysterisch-giftige Triesch neben dem gehaltenen, leidenden, falsch-chevaleresken Hartau, an den das unzerreißbare ‚Band‘ sie bindet. Reinhardt, vor fünfzehn Jahren, hatte daran herumgeschnipselt. Hier wars wiederhergestellt. Keine quälende Grausamkeit fiel weg. Das allgemein-menschliche Ehe-Elend von Adam und Eva her hatte dräuend im Rücken die Fragwürdigkeit einer eingesetzten Gerichtsbarkeit, der zwar vor sich selber schaudert, die aber trotzdem seligspricht und verdammt, unter unsern Augen allerdings nur verdammt. Dämonomanie. Von einem Theater so furchtlos nachgeschaffen, daß man nicht gebrochen, sondern gehoben wird.

Nicht um des billigen Kontrasts, sondern um der Wahrheit willen: bei Barnowsky wird man ein bißchen gebrochen. Gleich mit der Uebersetzung fängts an. „Das war meine Achillesferse, die mich immer an der unrechten Stelle traf.“ Unmöglich, das ganze Buch umzuschreiben, weil Herr Schering in gutem Deutsch den unverstandenen Urtext nicht wiedererkennen und die Aufführungserlaubnis verweigern würde; aber darf ein Theater mit solchen Achillesversen die rechten und unrechten Stellen des Hörers treffen? Die Spieldauer gibt ihm dann den Rest. Einen Menschen bluten zu sehen, ergreift. Einen Menschen von sieben bis elf Uhr zwanzig bluten zu sehen, geht auf die Nerven. Warum lernen die Bühnenleute so ungern zu? Auch darin nimmt Reinhardt eine Sonderstellung ein, daß er ein Werk, zum Beispiel: den ‚Hamlet‘, so oft und so gründlich uminszeniert, bis es ihn selbst und uns befriedigt. Barnowsky wird vor vier Jahren klar gemacht, daß es ein Unding ist, die Stationen der Pilgerfahrt nach Damaskus durch den dicken Hauptvorhang von einander zu trennen und fast alle Pausen zwischen den Szenen fast ebenso lange währen zu lassen wie diese. Sie müssen, Schreckbilder von Strindbergs Gewissen, die sie nun einmal sind, vorübergeistern. Bei der ersten Lektüre sollte ein Regisseur das merken. Und wenn er meint, daß in dieser Art Unwirklichkeitsdarstellung schon genug geschehen ist, so hindere ihn nichts, eine neue Art zu ersinnen und auszuprobieren. Aber den Mechanismus einer Allerwelts-Reinhardterei um den Preis zu vermeiden, daß man mechanisch seine eigenen selbständigen Fehler wiederholt: ist das wohlgetan? Ich weiß, daß ich ungerecht bin, indem ich Phantasie fordere, wo sie nicht ist. Leider wird das schwer zu vermeiden sein, solange ein einwandfreier Regisseur des bürgerlichen Schauspiels und Lustspiels über seine Grenzen hinausstrebt. Freilich würde der Besitz mancher Schauspieler jeden dazu verführen. Reinhardt brauchte ‚Nach Damaskus‘ kaum umzubesetzen. Kaum, nämlich bis auf die Hauptperson. Es ist nicht grade leicht, unter dem zarten Theodor Loos, dessen Wesen vielleicht keine Dichtergestalt so deckt wie Shaws sanfter und weiser Priester Keegan, sich den umgetriebenen Desperado zu denken, der Strindsbergs fürchterliches Leben gelebt und auf offenem Markte schreiend bekannt hat. Aber: Loos reckt sich nicht höher, als er reicht, wenigstens nicht mit Bewußtsein, und so wird er mir dankbar sein für den Hinweis, daß er neuerdings was von Bassermanns Haltung, Gang und Bewegungen und sogar von seiner Sprechweise angenommen hat. Der bettelnde Doppelgänger des Unbekannten, das heißt: des bekannten Strindberg, ist jetzt Götz, der Das hat, was seinem Direktor mangelt. Unverändert: der ‚Werwolf‘ Schroth, hinter dem man mehr errät, als Strindberg geformt hat; die ‚Mutter‘ Grüning, die ohne Zelotentum predigt und mit unendlichem Takt ein verpfuschtes Dasein andeutet; die ‚Dame‘ Lossen, der Beweis, daß Kunst nicht von Können kommt, der seltene Fall, daß eine bezaubernde Menschlichkeit auch ohne die primitivste Beherrschung der schauspielerischen Technik sich mitteilt. Sie alle sind unschuldig, daß man nach beinah viereinhalb Stunden zermürbt aus einer Vorstellung wankt, deren reine Absicht unbestreitbar ist, und die man doch beim besten Willen nicht loben kann. Hoffentlich paukt sich Barnowsky mit dem zweiten Abend dieser Beichte heraus.

Inschriften von Karl Kraus

Arthur Schnitzler

Sein Wort vom Sterben wog nicht schwer.
Doch wo viel Feinde, ist viel Ehr:
er hat in Schlachten und Siegen
geschwiegen.

Auszeichnung eines Ueberlebenden

Er hat den Graben mit kühnem Handstreich genommen,
doch zerfetzt ist er auf dem Platze geblieben.
Der Siegfried, der es gehört und geschrieben,
hat dafür das Verdienstkreuz bekommen.

Meinem Franz Grüner (getötet am neunzehnten Juni 1917)

Wo bleibst du denn? Andacht und Wissenschaft
will ich von deiner reinen Stirne lesen.
Welch öder Zufall hat dich mir entrafft?
Was triebst du dort, wo du zuletzt gewesen?

Lebhafter Hörer — sprachst du mir vom Geist,
wie ward dem unruhvollen Herzen stille.
Du frommer Forscher. Sprich, da du es weißt:
Wohin wies dich der unerforschte Wille?

Vorräte

Wir hoffen doch, es wird erklecken,
wenn wir das Mehl und den Zucker strecken.
Noch weniger Müh' aber würde es schaffen,
mit weiser Voraussicht zu strecken die Waffen.

Expansion

'nen Platz an der Sonne erlangen?
Nicht leicht.
Denn wenn er erreicht,
ist sie untergegangen.

Meinem Franz Janowitz (getötet am vierten November 1917)

Ein Landsknecht du? Vier Jahre deines Seins
hast du dein frühlinghaftes Herz getragen
durch Blut und Kot und alle Pein und Plagen
und wurdest der Millionen Opfer eins?

Und durftest, was du mußtest, uns nicht sagen
und fühltest Vogelsang des grünen Rains
und lebtest stumm am Rande dieses Scheins
und fromm genug, um ferner nicht zu fragen.

Und da dein reines Herz erstickt in Kot,
das Mitgefühl der Zeit mußt du entbehren.
Ein treuer Bursch nur stand bei deinem Tod.

Doch seine Tränen wird die Welt vermehren,
färbst einst nicht Blut mehr, färbt die Scham sie rot.
Bis dahin mag sie ihre Henker ehren!

Die Werte

Ein weiser Wechsel herrscht im Land
der Wesen und der Dinge.
Denn Blut und Geld sind blutsverwandt;
es rollt im gleichen Ringe.

Geld: nichts es uns und alles gilt;
und Blut, so viel man wolle.
Was jetzt die größte Rolle spielt,
das spielt jetzt keine Rolle!

Mit Gott

Vor solchem Saldo, solchem Siege
bleibt keine Allmacht ungerührt.
Geschäftsbücher und Kriege
werden mit Gott geführt.

Die Schuldfrage

Wer diesen Krieg hat angefangen:
die endlose Frage den Schlaf mir stört.
Doch soll ich wieder zur Ruhe gelangen,
beginnet: Wer hat damit aufgehört!

Aus ‚Worten in Versen III', die im Verlag der Schriften von Karl Kraus (Kurt Wolff zu Leipzig) erscheinen, und von denen hier noch die Rede sein wird.

Der neue Rathenau von Lorarius

Nicht der alte: denn dessen Sprache war die Tat. Auch nicht der junge: denn jung im Sinne des Konstruktiven ist dieser Mann nicht mehr, der Einen — nicht von ihm gedachten — Gedanken ewig abwandelt, beschillert, nach allen Richtungen biegt und uns jede Epigonenvariation als Offenbarung anpreist. Der tausend Male Gesagtes benutzt, zusammenkehrt, im Galopp kodifiziert, dessen Scheinwerfer überall in der Runde nur eine Minute bleibt. Der somit nicht jung, nicht zeugend ist und doch immer wieder behauptet, aus strotzenden Geisteshoden Samenströme, trächtig von Schöpfungsgewalt, auf unsre fruchtgierigen Seelen zu sprengen. Ich meine den neuen Rathenau im Zahlensinne, da schon wieder ein Büchlein von Walther Rathenau (bei S. Fischer) erschienen ist.

Es nennt sich: ‚Die neue Wirtschaft'. Die neue Wirtschaft, das heißt: die Wirtschaft nach dem ureigenen Plane des Schreibers. Erfunden und dargestellt von Walther Rathenau, wobei die Entwicklung als Materialbeschafferin, als Mitarbeiterin mindern Grades anzusehen ist und Vorgänger nicht berücksichtigt werden. Denn die dem Sozialismus abgelauschte, mit Begebnissen und Dialektik aufgemachte Mechanisierungsidee ist nicht einmal von Rathenau allein abgelauscht und aufgemacht worden. Vor und mit ihm haben sie Andre benutzt und abgehetzt. „. . . Dieser Gefahr (nämlich der Mechanisierung der Idee der Mechanisierung) werden wir nur entrinnen können, wenn wir, statt den Gedanken immerfort zu wiederholen und mehr oder weniger geistreich auszuspinnen, uns angelegen sein lassen, ihn durch unmittelbare Inbeziehungsetzung zu lebendigen Einzelheiten frisch zu erhalten." So Werner Sombart mit Blick auf Rathenau. Wieder aber haben

wir ein Ausspinnen der Idee, wobei der Leser des Büchleins urteilen mag, ob es mehr oder weniger geistreich ist.

Uns wird zunächst geboten: eine unoriginelle Schilderung wirtschaftlicher, finanzieller und sozialer Kriegswirkungen. Mit elegant und oberflächlich gehandhabter Statistik, mit schief angewandtem Hochkonjunkturbegriff, mit flüchtigen Valutaspekulationen, mit Kennzeichnung der Uebergangswirtschaft aus dem Handgelenk und dergleichen. Dann stellt sich der Prophet auf die Ruinen und ruft zur Verdopplung der Produktion mittels Ersparnis und Organisation auf. Keine Materialverschwendung, keine Arbeitsvernichtung, wissenschaftliche Regelung der Gütererzeugung in Einzelwerkstatt, Werkstattgruppen, Produktions- und Gewerbeverbänden unter Aufsicht und Mitwirkung des Staates. Der Staat überträgt der wissenschaftlich geregelten Wirtschaft weitreichende Eingriffsrechte und erhält dafür Kontrolle, Sozialzuschüsse und Gewinnprozente. Eine Durchorganisierung der Produktion und des Großhandels, Kommunalisierung des Kleinhandels, Handwerks, Grundstücksgewerbes undsoweiter. Alles das mit Erhaltung der Privatinitiative und Einzelverantwortung, garantiert durch Selbstverwaltung. Also Dreistufigkeit: Wirtschaftsindividualismus, gedämpft oder angefeuert durch die Organisation, in der Staat und Gemeinde kontrollierend und zu Allgemeinzwecken Prozente abschöpfend sitzen. Keine Staatswirtschaft, sondern „eine der bürgerlichen Entschlußkraft anheimgestellte Privatwirtschaft, die freilich zum organischen Zusammenschluß, zur Ueberwindung innerer Reibungen und zur Vervielfältigung ihrer Leistung und Tragkraft staatlicher Mitwirkung bedarf“. Kein Kommunismus, ein sanftes Gebilde bürgerlicher Wirtschaftsethik, von Herrn Rathenau durch Tränen über bald vergehende Trustmagnatherrlichkeit, doch mit Stolz auf die eigene wirtschaftssoziale Führerschaft betrachtet.

Dieses Programm ist schon aus tausend und mehr Hirnen gekrochen. Es ist kein Spezialkind des Herrn Rathenau. Und wenn es sein Spezialkind wäre, hätte der Schöpferstolz nur geringe Berechtigung. Denn Organisationspläne, die billig wie Brombeeren in Friedenszeiten sind, wollen wir vom Propheten der neuen Wirtschaftssittlichkeit nicht erfahren. Wir wissen, daß der Krieg das Entwicklungstempo ungeheuer beschleunigt und Notwendigkeiten, die früher nur ansatz- und gebietsweise vorhanden waren, verallgemeinert hat. Uns quält nicht das fast automatisch sich ergebende ‚Wie‘ der Organisation, sondern das Freiheitsproblem. Solange wir nicht wissen, wie in all den Bindungen, Systemen und Kontrollen der Persönlichkeitsdrang sich befriedigen kann, nützen uns die schönsten Pläne nichts. Das Empfindungs- und Willensresultat dieses Krieges ist ein fiebriges Zittern nach Freiheit. Wir erkennen den Organisationszwang, aber wir wollen in der Organisation mit vollen Lungen atmen. An diesem Problem, dem einzigen von Belang, streicht Rathenau mit einigen Forderungen vorbei. Wie früher schon, so lenkt er auch jetzt seine Leser vom Wesentlichen weg. Wir Jüngern brüllen vor Sehnsucht, daß uns ein Großer diese Frage beantworte. Die Frage nach menschlicher Gleichheit, nach Garantie der Freiheit auch des Geistesärmsten, bei völliger Erhaltung, ja Förderung der technischen Kultur. Gern würden wir den Verkünder eines solchen Christentums im Materiellen bejubeln. Was aber sollen wir von einem Manne erwarten, der uns immer wieder mit dialektisch bestrichenem Altmetall kommt und schon beim schüchternen Ansturm des Problems (in der letzten Generalversammlung der A. E. G.) mit Auftrumpfung auf Macht und Gesetz und Verbeugung vor der Tradition des Industriedespotismus ängstlich zurückweicht!

Antworten

Kurt Bromberg. Da Ludwig Wüllner auch auf der Bühne kein Schauspieler, sondern ein Rezitator ist, und da selbst der kühle Schlenther in Feuer geriet, wenn er von diesen Rezitationen sprach, so wird ja wohl stimmen, was Sie mir schreiben: „Er tritt aufs Podium, schön und wie in Träumen den Kopf neigend, diesen Kopf, den ein Meister der Plastik in reinster Bronze geformt zu haben scheint, und der mit seinen vollen silbernen Haaren dem eines sagenhaften Königs gleicht. Wenn alle den Atem anhalten und ehrfürchtig staunen, beginnt er zu sprechen. Welche Stimme! Nie wird man vergessen, daß Wüllner früher Sänger war. Jedes Gedicht prüft er auf seinen musikalischen Gehalt, und wo es ihm liedmäßigen Klang offenbart, schwingen Töne mit, die die Worte liebkosen und sie neu durchleben, als würden sie zum ersten Mal gesprochen. Innig und voll priesterlichen Ernstes gibt er uns Das zurück, woran sich in zärtlicher Umarmung sein Herz entzündet hat. Es ist ihm so Besitz geworden, daß er scheu und ganz behutsam wie ein Dichter die Pforten zu seinem Tempel auftut. Wohlweislich wählt er Goethe. Herrlich, wie er die reinen Linien seiner Lyrik nachzeichnet, und wie er lichtgebadet vom Abglanz dieser Verse den Weg zurückwandelt, der ihn nach Alt-Weimar führt. Es ist, als hätte er die Vision, von einer ewig milden, gütigen Sonne beschienen zu werden. Auch wenn er ‚Goethes Melancholie mit leichtbebender Stimme in schmiegsamstem Piano gestaltet: immer bleibt der Eindruck, daß selbst schmerzlichster Verzicht schon von den ersten Rosenwölkchen der Hoffnung umsäumt wird. Wüllner faßt die vielfältigen Melodieen Goethescher Verse und Gedanken in sich zusammen, hat für den Liebend-Erregten wie für den Geläuterten nur einen Grundton, aber ihn steigert er zu Ausbrüchen edelster Leidenschaft, drängt ihn in ruhige Bahnen und gleitet in sanftem Andante über spiegelnde Flächen. Endet er, so ist es wie leises Flügelschlagen: man war bei Goethe, und wen es schon einmal nach Weimar gezogen, den überkommt die gleiche Stimmung seliger Entrücktheit, dasselbe Gefühl der Andacht wie dort. Strebt Wüllner dann noch zu den höchsten Höhen Goethescher Schönheit, singt er den Gesang der Engel, die Faustens Unsterbliches tragen, schwingt seine Stimme sich in unnachahmlichen Rhythmen hinauf zu höhern Sphären, so kanns dem Glücklichen, der dies Geschenk mit reiner Seele nimmt, an nichts gebrechen.“

Ernst Schäfer. ‚Figaros Hochzeit‘: endlich sollen Sie wissen, mit welchem Recht das Opernhaus bei Saisonbeginn eine ‚Neueinstudierung‘ angekündigt hatte. Der Staub lag fingerhoch und war an manchen Stellen zu dicken Krusten von abgeschmackten Mätzchen und scheußlichen Uebertreibungen geronnen. Wenn man den Bärenführer abgab, so stand man beschämt vor dem Fremdling, der sich sein Breslau oder München oder Leipzig lobte und, in seine Provinzstadt heimgekehrt, unsre Großstadt eine Provinzstadt nannte. Diese Krusten sind zunächst einmal alle weggeschlagen; und hoffentlich verhütet ein scharfes Auge, daß sie sich wieder ansetzen. Es wird die Reinhaltungsarbeit erleichtern, daß die Räume intimer geworden sind. Das alte Zimmer des ersten Akts ist einfach von links und rechts her zusammengeschoben. Im Zimmer des zweiten Akts ist das knallende Rot einem sanften Blau gewichen; und um kleinere und kleine Tische gruppiert können die Komödienverschwörer sich und uns die Pathetik der Distanz ersparen. Der Saal des dritten Akts ist weder zum Vorteil noch zum Nachteil der musikalischen Wirkung schlichter geworden. Der Garten des vierten Akts ist Garten ge-

blieben. Aber grade hier erwartet man eine Veränderung. Die Vorstellung dauert ja, laut Zettel, eine halbe Stunde länger als früher. Also werden doch wohl die Striche aufgemacht sein. Marzelline wird ihre Arie singen, nicht wahr? Nötiger als ein unverkürzter Wagner ist uns ein unverkürzter Mozart; und wenn schon von ihm das größte deutsche Opernhaus — es ist ein Skandal — ein einziges Werk auf dem Spielplan hat, so solls dieses eine wenigstens ganz haben. Aber es wird nicht mehr als früher gesungen: es wird nur um eine halbe Stunde langsamer gesungen. Kein Allegro, das unter der Hand des Kapellmeisters Stiedry nicht fast ein Adagio würde. Immerzu! Wenn schon die schönste deutsche Oper nicht ganz aufgeführt wird, dann soll wenigstens das Fragment so viele Stunden dauern wie der unangetastete ‚Tannhäuser'. Die Sänger scheinen derselben Meinung zu sein. Jeder kniet sich förmlich in seinen Part hinein. Man schwelgt, man schmilzt hin, man wiegt sich breit auf weichen, warmen, wonnigen Klängen. Bei dieser durchgeführten Tendenz der Vorstellung ist es umso bedauerlicher, daß Schwarzens Belcanto für Almaviva zu kostbar war. Drei Neubesetzungen. Susanna hat allerdings abgesagt; und ein Institut wie das Theater des Königs von Preußen hat zwar selbstverständlich einen Ersatz, aber offenbar einen „unprobierten", der das Brief-Duett in einer Weise „schmeißt", daß ich froh bin, an diesem Abend nicht wieder Bärenführer zu sein. Nach der Artôt — deren jäher Abgang uns nie erklärt worden ist und durch keine Erklärung entschuldigt würde — ist Cherubin Fräulein Marherr. Schwarzäugig und feuerblütig. Mehr Verdi als Mozart. Im ‚Don Juan' wird sie keine Zerline, eher Elvira sein. Sie hat eine Eindringlichkeit der Arm- und Fingersprache, als wollte sie uns auch damit, nicht bloß mit der sammetfarbenen Stimme die Seele unsres Salzburgers übermitteln. Am begierigsten ist man auf Michael Bohnens Figaro. In den ersten drei Akten singt er seinen prachtvollen Vorgänger nicht in Vergessenheit. Der vierte Akt aber ist von Hörens- und Sehenswürdigkeit die Vereinigung, die der Freund der Schauspielkunst sich auf der Opernbühne immer wünscht, und die er so selten erlebt. Schaljapin und Baklanoff, Caruso und Tita Ruffo haben in Deutschland als Gesamterscheinungen eigentlich keine Rivalen. Wir sind dankbar für Einzelleistungen wie Knüpfers Barbier von Bagdad, Liebans Mime, Hoffmanns Kurwenal; um an der Spree zu bleiben. Wenn Bohnen vom vierten Akt her seinen Figaro fertig gemacht haben wird, so wird dieser zählen unter den Gestalten der Operndarstellungskunst. Ein schlanker, romanisch dunkelhaariger und braunhäutiger, temperamentvoller, witziger, windiger Bursche mit so viel Substanz, wie der Spanier durch das deutsche Genie Wolfgangs Amadeus erhalten hat. Bei der Ermahnung an die armen, betörten Männer, ach, ihre Augen zu öffnen, fängt Bohnen richtig an. Jede Silbe ist wie für sich geschmiedet, und alles schießt zu einem Guß zusammen, daß es dröhnt und funkelt zugleich. Bohnen trifft beides: den leidenden Liebhaber und das Stück Komödiant in Figaro, und dieses ist in ihm selber so stark, daß er sich nach der Arie zu übermütigster Ueberlegenheit über die ganze Figur loslassen kann, ohne sie zu zerstören. Ein seltener Vogel. Bei seiner Jugend zu großen Dingen berufen. Schade, daß die Leitung des Opernhauses solchen Besitz als Selbstverständlichkeit hinnimmt. Sie empfindet gar nicht, daß er verpflichtet. Hülsen hat kein geringes Entdeckertalent. Immer wieder gabelt er, unter Männern wie Frauen, Persönlichkeiten und Sänger auf. Augenblicklich ist das Ensemble so üppig, daß nur die bewußten ältesten Leute sich an eine ähn-

liche Glanzzeit des berliner Opernhauses erinnern. Das Material wäre da, um durchzusetzen, was Gregor geplant hat. Gregor fehlte das Material. Jetzt fehlt nichts als der Gregor, der Reinhardt der Opernbühne. So sind am härtsten wir gequält: im Reichtum fühlend, was uns fehlt.

Dreihundertdreißig Leser. Der ‚Verlag der Schaubühne' läßt Euch sagen, daß nicht er, den manche beschimpfen, sondern selbstverständlich die Druckerei die Exemplare, die Ihr von Nummer Zwei bekommen habt, falsch geheftet hat. Aber da Ihr ja nur ein Bruchteil aller Leser seid, und da kein Mensch weiß, an wen die mißratenen Exemplare verschickt worden sind — wenn man von der Mißratenheit überhaupt gewußt hätte, wären sie nämlich nicht verschickt worden —: so müßt Ihr schon die Gewogenheit haben, telephonisch oder schriftlich ein ordentliches Exemplar zu verlangen.

Benno Lages. Sie würden die Frage König Philipps: „Ihr seid ein Protestant?" laut und vernehmlich bejahen, haben den Krieg, und nicht als Berichterstatter, mitgemacht, und können also in keiner Beziehung verdächtigt werden, wenn Sie mir schreiben: „Im Lehrervereinshaus zu Berlin hielt neulich eine Vereinigung ihre Versammlung ab. Kriegsbeschädigte, die in die Debatte eingriffen, wurden von männlichen und weiblichen Mitgliedern der Vereinigung mit Stöcken und Schirmen mißhandelt. An sich genügt diese Nachricht. Sie zu kommentieren, ist jedoch Pflicht, da die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache nicht genügend scharf in die Gehirne der leichtgläubigen Patrioten eingehämmert werden kann. Da ist eine Partei von Patrioten, von Leuten, die behaupten, um des Blutes willen, das draußen geflossen sei, um der Kriegsbeschädigten, um des ganzen Jammers willen, den dieser Krieg über Deutschland gebracht habe, müsse Belgien, Nordfrankreich, Kurland, Litauen undsoweiter annektiert werden. Und diese Leute verprügeln ehemalige Soldaten, die auf Grund ihrer schweren, vor dem Feinde empfangenen Wunden entlassen worden sind. Die Deutschen selbst haben bisher die Herren mit dem Jägerhütchen, dem Schnauzbart und dem bunten Trottelhemd so wenig ernst genommen, daß sie sie in ihren Witzblättern verspotteten. Aber man hat sich in diesen Herren und ihren dazu gehörigen Weibern geirrt. Es gilt nicht mehr, sie zu verspotten. Es gilt, für sie die raffinierteste mittelalterliche Strafe zu ersinnen. Es gilt außerdem, an allen Fronten, wo deutsche Truppen stehen, einen Aufruf zu erlassen: ‚Soldaten! In Eurer Heimat gibt es Männer und Frauen, die es fertig bekommen, Verwundete, Deutsche, die im Kampf für das Vaterland ihre Glieder eingebüßt haben, zu verprügeln. Die Vereinigung dieser Männer und Frauen nennt sich: Deutsche Vaterlands-Partei.'"

Viktor von B. Das wäre zu bequem, und wir wollen es deshalb lieber doch nicht einführen, daß sich der Leiter eines Blattes der Verantwortung für die Inserate entzieht. Er kanns umso weniger, als ja — wie oft! — der Text von den Inseraten bestimmt wird. Kurz vor dem Kriege ersann eine illustrierte Wochenschrift ein Mammut-Preisausschreiben, um dessentwillen jeder, der sich gern ohne Arbeit hunderttausend Mark verdient hätte, monatelang ihr Leser werden mußte. Der Verlag gab den größten Tageszeitungen ganzseitige Inserate seiner Reklame-Idee mit dem Beding, daß über diese ein Feuilleton erschiene. Selbstverständlich erschiens überall. Also warum in dem Fall, von dem Sie mir schreiben, behutsam trennen? Kein Rücken ist unabhängig von der zugehörigen Brust und ihrem Brustton. Und daß in der ‚Jugend' folgendes Inserat gestanden hat: „Wer denkt es sich schön, eine junge,

hübsche, zarte Künstlerin von sehr energischer Eigenart zu versöhnen?" — nun, das entspricht durchaus dem zu Unrecht mehr gelesenen eigentlichen Unterhaltungsstoff des lieben münchner Organs. Womit ich nicht etwa seiner Moral zu nahe getreten sein will. Nur, mit Respekt zu sagen, seinem ‚Geist'.

Richard Bernstein. „Vorkämpfer der Arbeiter in einem sozialistenfreien Parlament als Deutschnationaler zur Bismarck-Zeit; Kulturmensch in oesterreichischer Bequemlichkeit und Gelassenheit, in der Flachheit der Lueger-Periode; Nationaler in der Sozialdemokratie; Revisionist, als Bebel regierte; Grieche in der Blüte des Mammonismus; Bücher-Enthusiast in der Epoche des Journalismus; Verteidiger des Altgymnasiums, als alles ‚praktisch' wurde; begeisterter Schwärmer, als Nüchternheit oberstes Parteigebot und Idealismus lächerlich war — immer bei der Minderheit: mußten ihm nicht jugendlich-rebellische Herzen zufliegen? Vornehm und von innerer Freiheit, ganz besonders auch der kompakten Mehrheit gegenüber, bis zuletzt. Ein Deutscher, wie er oft betonte, gehörte er der ganzen Welt; die ganze Welt umfassend, liebte er über alles das hinterweltlerische Wien. Seelenstärkung war sein Anblick." So schildert Ihr Brief mir den eben verblichenen Engelbert Pernerstorfer. Ich weiß nichts von ihm; aber Sie werden wohl recht haben, da noch Ihre Schilderung die Seele stärkt.

Student. Sie sind noch in dem glücklichen Alter, wo man glaubt, daß die Welt auf einen Angriff, der einem widerfährt, den Atem anhält und ihn erst wieder losläßt, wenn man sich gewehrt hat. Aber mit der Zeit kommt man dahinter, daß die Welt unter allen Umständen wichtigere Dinge zu tun hat, und sieht sich sehr genau die Leute an, die man der Ehre und der — oft heftig ersehnten — Reklame einer Polemik würdigt. Also weder vor Monaten noch heute ein Wörtchen wider das törichte Machwerk, das ein Buchhändler Albert Zimmermann über ‚Gustav Meyrink und seine Freunde' zusammengestoppelt hat. Auch kein Wörtchen wider die ebenso törichte Anzeige, die dieses Machwerk jetzt an der Stelle findet, wo es zuerst ein paar Antisemiten mit Stolz auf ihre Literatur erfüllt hat. Nur ein Sätzchen aus dieser Anzeige selbst: „Weiterhin ist festzuhalten, daß drei Schriftsteller, der Dichter Heinrich Mann, Kurt Martens und der Literaturprofessor Artur Kutscher — von Frank Wedekind, mit dem über sittliche Begriffe von uns aus nicht zu rechnen ist und Grafen Bernstorff, weiland Vertreter des deutschen Reiches in Washington, neuer Botschafter in Konstantinopel, dem Manne seltsamer Begriffsverwirrungen (‚Deutschland kämpft für die Sache der Juden'), dessen nationaler Instinkt gradezu sprichwörtlich geworden ist, darf man diesen Meyrinkstreich nicht übel nehmen — sich diesem Freundschaftsdienste der Verlegenheit und der Phrase, der in einer Erklärung von über sechzig im öffentlichen Leben stehenden Männern und Frauen als eine ‚leichtfertige und unverantwortliche Behandlung einer brennenden nationalen Frage' gekennzeichnet wurde, angeschlossen haben." Welches Titels wird ein Organ dieses Stils sich rühmen? Man rät: Der Analphabet? Der Deutschverderber? Oedland? Die Gottesgeißel? Monatsschrift gegen das Kunst- und Geistesleben? Blattläuse aus Germaniens Eichenforsten? Du rätst falsch, lieber Leser. Wie die sattsam bekannte lucus anon lucendo, so heißt diese Zeitschrift, ob du's glaubst oder nicht: ‚Deutsches Volkstum — (Bühne und Welt)'.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Ketzereien von Germanicus

Es ist seltsam, wie Deutschland, dessen „Kaiserismus" den Haß der westlichen Demokratien schäumen macht, sich als Thronstürzer bewährt. Am preußischen Militarismus (und englischen Geld) ist der erste Napoleon zugrunde gegangen, und die französische Republik, wie sie jetzt ist, wurde geboren, als bei Sedan deutsche Kanonen das zweite Kaiserreich zertrümmert hatten. Der Zarismus fiel unter dem Ansturm der kaiserlich-deutschen Armeen, deren Siegeswellen auch sonst direkt oder durch Fernwirkung manche Kronen ins Wanken gebracht haben. Der König von Griechenland wurde außer Landes geschickt; der Rumäne soll verhaftet worden sein (eine Nachricht, die selbst als Gerücht kennzeichnend wäre). Ob die Herren von Belgien, Serbien und Montenegro jemals wiederkehren werden, ist zum mindesten unwahrscheinlich. Deutschland bringt den Königen keine gute Konjunktur; ringsum macht es sie brotlos. Die Paradoxie solches Vorgangs wird gesteigert durch die Tatsache, daß die Völker, die so durch Deutschlands Machtentfaltung von ihren Königen befreit werden, nicht etwa in sich zusammenbrechen, vielmehr, wenn auch zunächst noch verdunkelt und nur dem scharfen Auge erkennbar, einen neuen Anlauf nehmen. Deutschlands monarchisch geführte Macht zeugt Demokratie und schafft sich so ein rückwirkendes Regulativ: unter dem Druck der neuen Volksregierungen beginnt das starre System des deutschen Scheinkonstitutionalismus sich zu verwandeln und gleichfalls der Demokratie sich zuzuwenden. Es kann nicht bestritten werden, daß die russische Revolution, die im Blutschatten der deutschen Siege erwuchs, nach Deutschland hinein revolutionierende Wirkungen ausstrahlt. Nicht so wie die Augenblickstaktik der Maximalisten beabsichtigt, wohl aber für die großzügige und grundsätzliche Betrachtung. Die Machtwellen, die Deutschland aussendet, verrichten ihr Werk, wandeln sich, kehren um und beginnen, die Entsenderstation zu zersetzen — oder, wenns besser klingt, zu veredeln. Die Hegelsche Rutschbahn bewährt sich und zugleich die Solidarität des Proletariats. Die Idee des Verteidigungskrieges ist ein entscheidendes Ergebnis solches Anpassungszwanges und solcher Hin- und Herwirkung. Im Zusammenhang derartiger Beobachtung darf auch nicht übersehen werden, wie umgekehrt England und Amerika, die Vorboten der Demokratie und der Individualfreiheit, um den Kaiserismus zu zerbrechen, dem Zwang des Militarismus folgen mußten, und wie wiederum, man mag noch so sehr die Einmischung der Herren Wilson und Lloyd George in deutsche Angelegenheiten ablehnen, dennoch deren demokratische Kreuzzugspredigt, freilich in anderm Sinne, als dies wohl beabsichtigt war, die Volksregierung auch in Deutschland gefördert hat. Der Fall Caillaux spricht zu Gunsten Deutschlands, Brest-Litowsk zu Gunsten Rußlands: die Weltgeschichte ist ein kompliziertes Gewebe. Wer den Blick über den einzelnen Staat hinaus auf das Ganze richtet, erkennt, wie

die entscheidenden Faktoren der Entwicklung hier und dort keimen, sich suchen und über Klüfte hinweg ineinandergreifen. Der russische Elementarausbruch wird sich schließlich für Deutschland nicht weniger nützlich erweisen, als das Beharrungsstreben der deutschen Ordnung und die Wirkung der kontinuierlich erhaltenen deutschen Tradition sich auch für das neue Rußland als unentbehrliche Erzieher bewähren werden. Der Sinn dieses Krieges, den man immerhin mit gewissem Recht eine Weltrevolution nennen darf, wird erst den nachgeborenen Generationen deutlich werden, er wird aber umso mehr zur Wirkung kommen, je entschiedener die Gegenwart sich auf die Notwendigkeiten des Tages einstellt. Es sind unter allen Umständen Stufen des Aufstiegs, daß Rußland durch Volkskommissare über sein Schicksal verhandeln läßt, daß diese Verhandlungen der bisher unentbehrlichen Geheimdiplomatie spotten, und daß die Forderungen der Abrüstung und des ewigen Friedens aus der Terminologie der politischen Ideologen zum mindesten in die Kulissentechnik der Praxis geraten sind. Die Staatsmänner schweben nicht mehr über den Völkern, sie stehen bereits mitten unter ihnen, und die Völker sind nicht mehr Objekte einer mehr oder weniger ausgeweideten Hauspolitik, sie wachsen, während die bisherigen Exponenten des Kapitalismus sie noch zu gebrauchen meinen, bereits in die reale Selbständigkeit hinein. Eine Klärung dieser Machtverschiebungen wird der jetzige Krieg noch nicht bringen, aber die Ansätze dazu arbeitet er deutlich heraus. Brest-Litowsk ist noch Surrogat, und zwar sowohl was die Verschleierungstaktik des Herrn von Kühlmann betrifft, als auch soweit es sich dabei um die monomane russische Auffassung vom Selbstbestimmungsrecht der Völker handelt.

Dies Selbstbestimmungsrecht der Völker ist eigentlich ein reaktionärer Gedanke. Er bedeutet die Zerstörung der großen staatlichen Komplexe und das Zurückdrängen zur Kleinstaaterei, zur Balkanperiode. Er gehört zur Pathologie der Demokratie. Es wird für die künftige Geschichtsschreibung eine der größten Merkwürdigkeiten sein, daß zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gleichzeitig der Internationalismus sich machtvoll entfaltete, aber auch der nationale Ehrgeiz selbst kleiner und kleinster Volkssplitter souveräne Ansprüche erhob. Ein Ausgleich zwischen diesen beiden, sich gegenüberstehenden und verneinenden Prinzipien ist schlechthin nicht möglich. Die Voraussetzung aller Demokratie aber ist die Ueberwindung des Nationalismus. Man glaubt, daß die Absonderung aus einem Staatsverband, der mannigfache Nationalitäten in sich zusammenschließt, bereits Erlösung bringen könnte; man vergißt darüber, daß der Zustand, der so gewonnen werden würde, keineswegs zugleich die Befreiung vom Weltkapitalismus mit sich bringen kann. Dies gilt gleichermaßen für Irland, für Indien wie für die baltischen Provinzen. Die eigentlichen Gewinner bei derartigen Selbstbestimmungsoperationen werden schließlich doch nur bestimmte, sich notwendig antidemokratisch entwickelnde Schichten sein. Das Beispiel der Ver-

einigten Staaten von Nordamerika ist schlagend. Es ist sogar noch sehr zu bezweifeln, ob ein über sich selbst bestimmendes Indien dem Proletariat bessere Lebensbedingungen schaffen würde als das jetzt von England verwaltete. Das Selbstbestimmungsrecht kann bestenfalls als ein Uebergangsstadium der Ansprüche betrachtet werden. Es ist eine Maskierung, vielleicht sogar eine Schwächung der Demokratie. Es ist ganz gewiß ein Umweg, und es ist unter allen Umständen ein sehr kurzbeiniges Mittel, Annektionen zu verdecken. Es setzt unbewußt den starren Abschluß festgezogener Grenzen voraus, das Gegeneinander von geballten Interessen, die Selbstverständlichkeit von Kriegen und genau das Gegenteil von dem, was die europäische Demokratie anstreben sollte: die Vereinigung möglichst großer Komplexe zu einem Generalkomplex und schließlich das Zustandekommen der Vereinigten Staaten Europas. Abgesehen davon handelt sichs, praktisch angesehen, um einen Unsinn; bei Annäherungsziffern innerhalb eines bestimmten Territoriums würden Verschiebungen des balanzierenden Bevölkerungsstandes das Selbstbestimmungsrecht dauernd im Pendeln erhalten. Für die baltischen Provinzen etwa oder für die polnisch-ukrainischen Grenzlande könnte dies Selbstbestimmungsrecht auf die Dauer gradezu chaotisch wirken. Es ist ein Phantom. Daß darüber die Entscheidung von Krieg und Frieden heftig entbrennt, zeigt nur die Knotenbildungen in der uns noch bevorstehenden Entwicklung vom kapitalistischen Raubstaat zur Weltdemokratie. Da aber auch Krankheiten zum Aufbau des Körpers gehören können, so werden wir das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker als Ausscheidungsvorgang für ererbte Hemmnisse mit in den Kauf nehmen müssen. Ich vermag es aber trotz aller ketzerischen Verderbnis, oder wohl grade darum, nicht tragisch zu nehmen, wenn mit diesem Selbstbestimmungsfetisch ein wenig Schindluder getrieben wird. Stellt man sich mit beiden Beinen auf den Boden der Weltdemokratie, so könnte man sehr wohl den Maximalisten so, wie Herr von Kühlmann, allerdings mehr im diplomatischen Schach, dies getan hat, die Frage vorlegen: warum sie sich eigentlich so lebhaft für die einst vom Zarismus zusammengeraubten Landesteile interessierten. Andrerseits freilich bliebe zu erwägen, ob es nicht würdiger und auch politisch klüger wäre, wenn das Referendum zu gewagt erscheint, schlechthin die wahre Absicht der Einverleibung als militärische, politische und wirtschaftliche Notwendigkeit offen auszusprechen. Dies müßte freilich zur Voraussetzung haben, daß alle sichern oder zum mindesten wahrscheinlichen Folgen solcher Annektion und solches Durchbrechens unsrer vielfach und feierlich abgegebenen Versicherungen von Deutschland ohne allzu schlimme Folgen getragen werden können. Was allerdings mehr als zweifelhaft ist, was aber jedenfalls und vielleicht schon für die nächste Zukunft — besonders wenn man an Polen denkt — Zusammenstöße wahrscheinlich macht, die man heute Bruderkämpfe nennen würde. Es gibt in der Politik eben keine Gewißheit; es ist alles auf Wahrscheinlichkeit aufgebaut. Und so gewiß es ist, daß auch

hier alles in der Erfüllung von unabänderlichen Gesetzen geschieht, so wenig ist es den Menschen bisher gelungen, solche Gesetze ihres staatlichen Wachsens und Vergehens aufzudecken. Was geschieht, ist notwendig. Kommt es diesmal noch nicht zu dem demokratischen Frieden, so zeigt doch das Maskenspiel, das ihn vorzutäuschen beabsichtigt, die Nähe seiner Möglichkeit. Und andrerseits: die Schwierigkeiten, aus der groben Realität der erfolgreichen Kriegskarte politische Folgerungen zu ziehen, wie sie sogar während des Handels mit dem über alle Maßen geschwächten russischen Gegner sich zeigen, beweisen das Zurückweichen der gepanzerten Macht vor dem durch die innere Struktur bedingten Führerberuf. Ich habe darum garnichts dagegen, wenn — sollte es solch einen Zusammenstoß der Absichten bei uns geben — die mehr militärisch eingestellten Pläne durchgesetzt werden; der Rücklauf aus solcher Gewalttat in den Ausgleich des demokratischen Rechtszustandes wird umso eher vor sich gehen — wenn die Zeit erfüllet ist. Deutschland ist noch nicht reif. Doch hat der Krieg es reifer gemacht. Politische Reife aber ist vor allem: Sachlichkeit und Perspektive. Weiß man, daß die Geschichte trotz aller Hast und allem Lärm doch nur Schritt für Schritt vorwärts (und so und so oft rückwärts) geht, so wird man Deutschlands Beharren beim demokratisch frisierten, geschichtlich unterbauten Machtprinzip für kaum gefährlicher halten als die Diktatur des Proletariats, mit der die Maximalisten die tatsächliche Entwicklung vorwärtszwingen wollen. Der hart gespannte Bogen der proletarischen Diktatur kann leicht zerspringen; er wird solchem Schicksal nicht entgehen. Die einseitig militärisch beeinflußte Diktatpolitik wird — einerlei, ob sie Dur oder Moll spricht — ihre Revision erfahren, in dem Maße, wie die Demokratie, im besten Sinne des Begriffes, regierungsfähig wird. Man zeige uns das Ergebnis der Verhandlungen von Brest-Litowsk, und wir wollen euch sagen: was es mit dem deutschen Volke, trotz der Wahlrechtsschmach, die es sich gefallen läßt, auf sich hat.

Die Hüter der Reaktion von Curtius

Es ist das Unglück der geistigen Entwicklung Deutschlands, daß sich immer bedeutende Menschen gefunden haben, die seine politischen Zustände als Ausdruck geschichtlicher Vernunft nicht nur legitimiert, sondern auch gefeiert haben. Der Typus ist Hegel, der unter deutlichem Hinweis auf den von seiner Staatslehre wiedergespiegelten preußischen Staat im Vorwort zu seiner Rechtsphilosophie die lapidaren Worte sperren ließ: „Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig.“ Die Nachfahren sind nur im Format ihrer Existenz anspruchsloser.

Ich möchte Ernst Troeltsch nicht Unrecht tun. Als Historiker des Protestantismus ist er eine überragende geistige Größe von erfrischender Dogmenlosigkeit und mit einem Zug ins Geistig-Revolutionäre. Er hat etwa die obrigkeitliche Auffassung von dem

„frohen Luthertum", von seiner „Weltfreudigkeit" entscheidend zerstört.

Aber was im luftlosen Raum der Religionsgeschichte schon revolutionär ist, schrumpft in der sauerstoffreichen Luft der politischen Debatte zu einer philiströsen Geste zusammen. Die beiden Vorträge, die Troeltsch unter dem Titel: ‚Deutsche Zukunft' (bei S. Fischer) hat erscheinen lassen, ordnen sich der konventionellen Universitätsphilosophie preußischer Prägung so widerspruchslos ein, daß grade durch die Bedeutung des Verfassers der schärfste Protest herausgefordert wird.

Der Nährboden seiner Darstellung ist das nationale Problem. Es übt eine hypnotisierende Wirkung auf ihn aus. Es rückt auf die oberste Sprosse der richtunggebenden Ideen hinauf. Was bei einem ethisch interessierten Manne doppelt seltsam ist, wird Wirklichkeit: das Gesetz der Sittlichkeit selbst büßt seine Autonomie ein und ordnet sich der nationalen Forderung unter. Die Freiheit verliert ihre strenge Allgemeingültigkeit: sie wird zur Magd der Nation. „Die moderne Freiheitsidee", schreibt er, „ist kein eindeutiges Vernunftdogma, sondern das Ergebnis der modernen politisch-sozialen und geistigen Entwicklung." Die Idee der Freiheit wird verwechselt mit ihrer historischen Ausgestaltung in den Volksgemeinschaften. Denn darüber muß Klarheit geschaffen werden: die Freiheit ist eine Forderung der Vernunft und mit ihrer Einhelligkeit gleichfalls eindeutig bestimmt. Freiheit: das ist die reine Form des Wollens, das Gesetz des Willens selbst und so mit der Logik ursprünglich verwachsen. So wenig wie die Logik eine nationale Färbung tragen kann, so wenig ist es möglich, daß die Freiheit eine variierende Färbung annimmt. Wenn überhaupt der Nation eine reale Bedeutung zukommt, so erhält sie Leben und Geltung allein von der Freiheit und in Abhängigkeit von ihr.

Was Troeltsch von einer französischen, englischen, amerikanischen und deutschen Freiheit sagt, kann auf volkspsychologisches Interesse Anspruch machen. Darüber hinaus eine Geltung „an sich", wie er sie fordert, zu beanspruchen, rührt von einer theoretisch unbegreiflichen Einstellung her. So gewiß die Verwaltungsformen in allen modernen Staaten andre sind, so gewiß stellen sie verschiedene Stufen der Annäherung an das Ideal der Freiheit dar, das für jede Vernunft das gleiche sein muß.

Ich halte es für eine blutlose Abstraktion, die Nation als heuristisches Prinzip der Geschichte anzusprechen und ihr jede reale Bedeutung abzuleugnen. Zweifellos treten die Nationen als individuelle Volkskörper in das geschichtliche Leben und produzieren in fruchtbarer Wechselwirkung die Geschichte. Es greift aber in zivilisatorische Anfänge zurück, wenn historische Gegebenheiten verewigt werden sollen und der Machtcharakter der Nation als eine ideale Forderung in die Geschichtsbetrachtung eingeschmuggelt wird. Troeltsch tut es mit der Geste einer geistigen Bestimmtheit, die ihn vor allen sittlichen Ansprüchen blind macht. Um diesem Machtcharakter der Nation dauernde Gültigkeit zu verschaffen, kommt

er zu einer Glorifizierung innerpolitischer Zustände, die schon im friderizianischen Zeitalter als unzeitgemäß empfunden wurden. „Lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." Der das schrieb, hieß Lessing und wird auch Troeltsch als Autorität einleuchten. Wie rückständig in dem notgedrungenen Widerspruch wirkt hieran gemessen ein Satz des Verfassers: „Freie Bejahung eines vom Parlament nicht geschaffenen zentralen Regierungswillens unter gleichzeitiger strenger Durchführung der Rechtsgleichheit: das ist eine gute Formel für die deutsche politische Freiheit." Diese Formel berührt nirgends den Boden. Sie postuliert eine Gutwilligkeit der Krone, für die die preußische Geschichte gewiß keine Gewähr bietet. Es ist nur zu verständlich, wenn ein kritisch gerichteter Kopf das Loch in dieser prästabilierten Harmonie wittert und schreibt: „Die Gefahren eines solchen Dualismus werden durch den gegenseitigen Willen zur Verständigung überwunden und bei dem Eintritt eines freilich um jeden Preis zu vermeidenden Konfliktfalles durch das faktische Uebergewicht der monarchischen Macht entschieden." Es ist wiederum nicht uninteressant, daß dieser kühle, realpolitische Kritiker Ernst Troeltsch heißt, und daß dieser Satz genau drei Seiten früher steht als das angeführte Schweben in rosafarbener Verständigung.

Es läßt sich über die deutsche Zukunft nicht abhandeln, ohne das Fundament des Gebäudes von dem Machtpartikularismus der Konvention zu befreien. Wer die Welt aus dem Gesichtspunkt der Macht konstruiert, verwandelt die Ethik in eine historische Kategorie. Er setzt sich, um ideologisch zu sprechen, in Widerspruch mit dem Geist der Geschichte selbst, welcher ist: Fortgang der Menschheit in der Freiheit. Oder anders ausgedrückt: er schließt die Augen vor der sozialen Entwicklung, die bei der Zerlegung der Macht in Kapital und Arbeit mit der mächtig anschwellenden Größe des zweiten Faktors das Banner der sozialen Entwicklung, der Gleichheit der Rechte vor sich trägt. Wer sich, wie der Schreiber dieser Zeilen, in bestimmender Weise als Deutscher fühlt, hat die Pflicht, das Eigentümlich-Deutsche nicht in der Verewigung verbrauchter Requisiten der Geschichte zu sehen, sondern vielmehr in dem psychologischen Charakter seiner Geistigkeit, die Allen gemeinsame Wirklichkeit in einer individuellen Form zu erfassen. Von Macht ist dabei keine Rede. Wer diesem geistigen Nationalbegriff noch eine sozusagen leibliche Existenz zuschreibt, deren Gedeihen der Existenz der Menschheit vorangesetzt ist, tut es aus eigener Gesetzgebung und begibt sich außerhalb des Kreises der Menschen, die in späterer, friedlicher Zeit die Welt zu bilden wünschen.

Die kleinen Zugeständnisse, die Troeltsch der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands macht, sind ohne rückwirkende geistige Bedeutung. Sie sind pseudoliberale Bekleidungsstücke, solange er

die Ansicht vertritt, daß die Sittlichkeit eine Funktion des nationalen Wohlbefindens ist. Wir befinden uns mit solchen Sätzen auch geistig in den Abgründen des achtzehnten Jahrhunderts, worin uns Troeltsch auch materiell erhalten möchte. Aber die Zukunft liegt nicht im Zurückgreifen auf den Räderstaub der Geschichte: sondern in der konkreten Erfassung der Ideale, auf die hin die Geschichte der Menschheit sich bewegt — wenn ihr überhaupt ein Sinn zugesprochen werden soll. Und ich möchte auf diese Forderung zu allerletzt verzichten.

Ein Buch über die Ehe von Paul Gutmann

Was ließe sich Neues zur Verteidigung einer Einrichtung sagen, die das Fundament der zivilisierten Gesellschaft seit Jahrtausenden ist? Ist es nötig, das Gesetz gegenüber der Anarchie, die Ehe im Gegensatz zur Libertinage zu verherrlichen, obwohl auch diese in scheinbar geistreichen philosophischen Systemen als Heilslehre verkündet worden ist? Wir haben uns freilich daran gewöhnt, Gegebenheiten unsrer Kultur, wie die Ehe, als etwas Selbstverständliches anzusehen, und doch lehrt die tägliche Erfahrung, daß sie auf dem lockersten, aus Lüge und Konvention zusammengesetzten, Boden steht. Wie kommt es, daß sie von denselben Menschen verstandesmäßig bejaht und trotzdem im Geheimen oder öffentlich instinktmäßig verletzt wird? Die Begründung liegt tief im Wesen des Geschlechtlichen überhaupt, und wer die Monogamie als eine Höchstleistung der menschlichen Gesittung preist, mußte erst zu den „Müttern" hinabsteigen, um die heilkündende Weisheit für sich zu gewinnen. Darum läßt Grete Meisel-Heß ihren frühern Schriften über das Verhältnis der Geschlechter zu einander nunmehr gewissermaßen als Abschluß ein Buch folgen: ‚Die Bedeutung der Monogamie' (verlegt von Eugen Diederichs).

Die Stellung zu einem derartigen Problem wird immer vom Gefühl aus seinen entscheidenden Impuls erlangen. Hier bedeutet offenes Bekennen im letzten Grund nichts andres als durch Erfahrung gerichtetes Temperament, und nicht die besondere Farbe des Gefühls allein entscheidet, sondern auch seine Stärke. Strindberg, der Weiberhasser, und Goethe, der Frauenverehrer, sind nur Pole eines und desselben magnetischen Stroms. Das tiefe Gefühl kann nicht zerflatternd sich im All verlieren, es muß ein bestimmtes Objekt haben, und jedes von innen beseelte Verhältnis zu einer Person andern Geschlechts ist seinem Wesen nach monogam. So kann der Ehefeind, und grade er, im Tiefsten dem Weibe verfallen sein (ein komödienhaftes Problem, wie ich es in meinem, bisher in Stuttgart aufgeführten, Lustspiel: ‚Der entfesselte Mann' behandelt habe). Tragisch geartete Temperamente allerdings, wie Weininger oder Strindberg, erblicken hierin das furchtbare Rätsel, woran ihr Leben zugrunde geht oder in Ausbrüchen unendlicher Qual sich verzehrt.

Grete Meisel-Heß nun tritt an jene Frage mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug und einer Wärme weiblichen Empfindens, die ihrem Buch eine Sonderstellung gegenüber allen bisher über die Ehe geschriebenen Büchern sichert. Man denke nur an Balzacs schöngeistige Untersuchungen in ‚La physiologie du mariage', um des Unterschieds bewußt zu werden. Die Psychologie inbezug auf diesen Gegenstand arbeitete ja bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer mit den Mitteln konventioneller Oberflächlichkeit, und der aus dem Altertum stammende Hahnrei war das beliebteste Zielobjekt billiger Scherze. Goethe zwar erblickte mit seinem über seine Zeit hinausreichenden genialen Scharfblick die immanente Tragik in dieser das Menschliche veredelnden gesellschaftlichen Einrichtung, der Ehe, die seine ‚Wahlverwandtschaften' behandeln. Aber die ganze Wucht der mit Sozialem, Rassehygienischem und Kulturellem beladenen Aufgabe zu erfassen, blieb erst unsrer Zeit und zumal dem durch den Krieg erweiterten Beobachtungssinn vorbehalten.

Eine wärmere Lobrede zugunsten des Treuebundes zwischen Mann und Frau ist kaum geschrieben worden. Es ist, als spräche aus der Verfasserin das Gewissen der Gegenwart, die so vieles Wertvolle niedertritt, und die auch in den Jahren vor dem Krieg das Edelste mit leichtsinnigster Geste beschimpft hat. Der Krieg ist für sie nur die Krisis einer allgemeinen sittlichen Entartung, eine Auffassung, die freilich zu einseitig ist, um ein so gigantisches Erlebnis zu begründen. Wer aber so vom Gefühl bestimmt ist wie Grete Meisel-Heß, hat auch das Recht, „ungerecht" zu sein, verleitet ja doch diese Subjektivität sie niemals zu moralisierender Engherzigkeit oder wegwerfender Verstandeskälte. Welch einen Anwalt haben ihre Geschlechtsgenossinnen, der in der Ehe immerhin schwächere Teil, in ihr gefunden! So schreibt sie, zum Beispiel, mit zitternder, aus tiefstem seelischen Miterleben erklärbarer Erregung über jene Niedertracht, die vor Jahren durch bezahlte Verführer, im Solde eines Detektivbüros, an sorglos vertrauenden Ehefrauen verübt worden ist. Sie wird nicht müde, das Elend verratener Frauen, zerstörten Familienglücks, auf Jahrhunderte hinaus verdorbener Generationen auszumalen, als Gegensatz zu dem fruchtbaren Glück ehelichen Vertrauens, worin unser so schwer ringendes Geschlecht allein die Gewähr des Fortkommens finden kann. Und doch erhebt sich vor ihr immer wieder das Problematische eines Bundes, den zwei von der Unendlichkeit her verschiedene Menschen für ihr Leben eingehen. Hat sie die ganze Schwere des Problems erfaßt? Mir scheint, daß hier das Weib mit seiner rührenden Opferwilligkeit sich über Schwierigkeiten hinwegsetzt, an deren Tragik der anspruchsvolle Sinn des Mannes bisweilen verzweifelt. Der kategorische Imperativ der Pflicht oder der Treue hilft einer solchen Frau Berge versetzen. Der Verrat ist ihr schlechthin die „Unter"-Welt, die Hölle. „Die hohe Achtung und die Liebe, die ein Mann vor aller Welt seinem Weibe erweist, die unbedingte Treue, die er ihr hält, in jedem Sinn, ist der beste

Lebensschutz für ihn selbst und umgekehrt." Ja, sie geht so weit, die sexuelle Untreue ebenso wie das Verbrechertum als atavistischen Rückschlag rohester Instinkte aus den Zeiten der Hordenehe zu erklären. „Der verfeinerte Mensch hat dieses Bedürfnis nach gleichzeitiger vielseitiger Geschlechtsbetätigung durchaus nicht. Er hat vielmehr das Bedürfnis, alles, was er an Liebeskräften, an geschlechtlicher und seelischer Hingabe und an den entsprechenden Ansprüchen besitzt, auf Einen Menschen zu übertragen und von ihm zu empfangen. Aus diesen höhern zentralisierenden, erotisch-sozialen Instinkten entwickelte sich die Ehe. Erst wenn dieses Verhältnis gebrochen, zerstört, zertreten wird, wird ein solcher Mensch vielleicht wieder innerlich frei für die Möglichkeit, anderweitig sein Liebesbedürfnis zu befriedigen. Ein solcher Mensch liebt immer — so oft ihn sein brutales Schicksal auch zum Abbruch zwingen mag — monogam."

Und doch scheint der Lobrednerin so idealer Beziehungen bisweilen vor der Höhe ihrer Aufgabe bange zu werden. In einem Abschnitt, worin sie zu begründen sucht, daß gelbe, schwarze und farbige Menschen das Ideal der Einehe niemals entwickeln konnten, entringt sich ihr das Geständnis, daß man kaum dem kultivierten Europäer — geschweige denn einem Zulukaffern — die Bedeutung der Monogamie klarmachen kann. Ist es ihr gelungen? Sie hat eine Forderung hingestellt, von der Goethe behauptet hat, daß er sie kaum irgendwo unter seinen Bekannten verwirklicht gefunden habe. Derselbe Goethe, von dem Grete Meisel-Heß die folgenden schönen Worte sagt: „Unter allen seinen Werken ist das, was er aus dem Verhältnis zu Christiane machte, sein Meisterwerk. Hier erweist er sich als der große, unerreichte Lebenskünstler, hier offenbart sich seine vollkommene erhabene Männlichkeit. Wie würde ein Geringerer, ein Dutzendmensch an dem kleinen Frauchen, weil es nicht ‚gebildet' war, herumgezerrt haben, was hätte ein solcher alles in sie hineinzupfropfen gesucht — wie hätte er sie ihre restlose Abhängigkeit von ihm spüren lassen, wie bitter hätte sie es — bei jedem andern fast — büßen müssen, sich auf Gnad' und Ungnad' mit ihrem ganzen Schicksal ausgeliefert zu haben. Je geringer, je durchschnittlicher und unterdurchschnittlicher ein Mensch ist, desto mehr verlangt er immer von der mit ihm verbundenen Frau, desto weniger läßt er sie in Ruhe ihr eigenes Wesen entfalten, desto beharrlicher zerrt er an ihr herum, desto schneller macht er sie alt und vergrämt . . . Umgekehrt wird ein Mensch, dessen eigene Entwicklung von sehr günstigen Elementen zum Gleichgewicht, zur Harmonie in sich selbst, getragen ist — also ein zur Vollkommenheit veranlagter Mensch, wie Goethe — all das Kostbare einer ihm anvertrauten menschlichen Seele mit unermüdlicher Liebe, Sorgfalt und Zartheit pflegen."

Jedes Ideal ist seinem Wesen nach unerbittlich. Daraus ergibt sich der Ton der Strenge, der durch dies Buch klingt, obwohl sich die Schreiberin sicherlich gesagt hat, daß das Vollkommene unter den Menschen kaum zu erreichen ist. Wenn etwas an

diesem Buch vom Standpunkt des Mannes zu bemängeln wäre, so könnte es nur Das sein, daß darin die Sittlichkeit zu sehr aus dem instinktmäßigen Liebesdrang der Frau abgeleitet wird, der seiner Natur nach ausschließlich ist, während der des Mannes nur einen Teil seines Wesens einschließt. Deshalb ist die Treue des Mannes ja viel mehr ein Akt freier Sittlichkeit, die der Frau hingegen Natur. Dieser Unterschied ist das hauptsächlich Trennende zwischen Mann und Frau — ‚Liebe' von Wildgans handelt hiervon —, und das Ethos der Frau wird daher immer im Gefühl, das des Mannes in der Vernunft wurzeln. Aber bedarf Gefühl, echtes, tiefes Gefühl der Begründung, und ist es nicht soviel wert wie Vernunft, die sich erst vor sich selber rechtfertigen muß?

Probestiche in Sternheims ‚Posinsky'

Nicht die leiseste leibliche Regung unterdrückte er, sondern steigerte sie in allen Stationen, und in jeder monumentete schließlich natürlicher Transformismus.

*

Gewolkte Vokabeln machen nur unfähig, im Kosmos sinnlich Vorhandenes bis in den Kern zu greifen und zu schätzen.

*

Neun Zehntel aller geschichtlichen Heldentat, leuchtete Posinsky plötzlich ein, waren Folge von Unterernährungszuständen gewesen.

*

Tränen der Wut standen im Auge, und schon gebar sich seinen Tiefen in gehässige Rache.

*

Was liegt Hungrigen näher als sich zu sättigen?

*

Da klaffte mit blutigen Streifen Posinskys Hirn.

*

Ueber dieser Einbildung vergaß einen Augenblick ganz seinen frischen Grimm Posinsky und, des Wiederkäuens Vorstellung hingesunken, vergewaltigte Neid ihn mit dem bevorzugten Rindvieh.

*

In der verklärten Ruh, das überirdische Licht entzündete eines Abends sich der nachbarlichen Wohnung schlichte Lampe wieder.

*

Die Satzstellung in der Phrase erstem Teil fand er zwar übel. Man hätte fast des Redenden jüdische Herkunft aus ihr schließen können.

*

Den Dichter kannte er nicht; doch erschien ihm, je länger er quirlend und rührend nachdachte, die Tatsache um so widerwärtiger, jemand solle ein Recht haben, an sich ausgesucht albernes Zeug in so hochtrabender Sprache noch unter heutigen Umständen dem Publikum vorzutragen und es von dringenden Dingen zu seinem Schwachsinn hinzulenken. (Sternheim nicht über Sternheim, sondern über Schiller.)

Hans von Hülsen

Die Koralle

Was die Koralle ist, erfährt man im ersten Akt; was sie bedeutet, im letzten. Sie ist zwischen einem, zwischen dem Milliardär — Georg Kaisers Personen haben, wie Reinhard Sorges, keine Namen — also sie ist das Unterscheidungszeichen zwischen dem Milliardär und dem Sekretär, in dem jener das täuschend ähnliche Menschenexemplar zu seiner Vertretung gesucht und gefunden hat. Ob am „offenen Donnerstag“ Herr oder Diener die Schecks an die Bittsteller austeilen: das erkennt von diesen nicht einmal, wer die Beiden nebeneinandersieht. Man rechnet mit einem Doppelgänger-Drama. Da hebt bereits das Soziale Drama an, zu dem Milliarden wohl oder übel verpflichten. Daß die Bereicherung des Einzelnen die unerhörteste Schmach sei: dieses Eingeständnis fordert ein Herr in Grau von dem Milliardär. Der ist andrer Meinung. Denn nicht kommt er aus Glanz und Wonne: aus Nacht und Leiden kommt er her. Und ist auf der Flucht vor dieser Jugend. Und rafft fliehend und immer weiter fliehend das viele Geld. Und hat eine äußerst gemischte Freude daran. Und erzählt das alles weniger dem Zufallsbesucher als uns. Da er trotzdem sympathisch ist, so wünschen wir ihm Erlösung. Es wäre eine für ihn, daß seine Kinder sich auf dem sonnigen Ufer einrichteten. Das Familien-Drama setzt ein: des Sohnes Herz schlägt wild mit der Armut und zwingt der Schwester Herz in den gleichen Takt. Der Milliardär ist verzweifelt, das jetzt niemand zudecken soll, woher er keuchend geklommen ist; daß er für sein dunkles Leben keines einhandeln soll, das hell ist vom ersten Tage an. Dies wird für den Sekretär das Stichwort, von seiner eigenen lichten Jugend derart zu schwärmen, daß der Milliardär ihn kurzerhand niederschießt, um in ihren Besitz zu gelangen. Er vergißt nicht, seinem Opfer außer der holden Gewohnheit des Daseins auch das Unterscheidungszeichen von der Uhrkette abzuknöpfen. So wach ist in Kleinigkeiten ein Verstand, der sonst eher dumpf zu nennen wäre. Auf welche Art nämlich glaubt der Krösus, wenn er an seiner Gegenwart krankt, durch die Vergangenheit eines Beamten zu gesunden, den er dazu erst abschießen muß? Seine Zukunft ist ja auf alle Fälle der Tod. Auf alle Fälle? Kaiser zweifelt. Bei der geltenden Weltordnung würde nur der Sekretär hingerichtet werden, der Milliardär aber frei ausgehen. Dessen Bekenntnis zu sich würde ihm also das Leben retten. Um dieses Leben und dieses Bekenntnis beginnt nun ein psychologisch und überhaupt verwickeltes Kriminal-Drama, welches damit endet, daß der Milliardär als sein Sekretär, gewärmt und verklärt von dem Gefühl seiner strahlenden Jugend, aufrecht zum Henkerblock schreitet.

Eines steht fest: mit der Logik ist dieser Geschichte nicht beizukommen. Dabei bin ich in meiner Wiedergabe über eine Unzahl größerer und kleinerer ‚Widersprüche‘ hinweggesprungen, um zunächst einmal einen Zusammenhang herzustellen, der halbwegs trägt. Von Allgemeingültigkeit völlig abgesehen: auch für ein Monstrum von Milliardär ist die äußere und innere Glaubhaftigkeit dieser Begebenheiten höchst kritisch. Deshalb wird man gut tun, von vorn herein einen andern

als den Maßstab der Wirklichkeit anzulegen. Märchen noch so wunderbar: Dichterkünste machens wahr. Sind hier diese Dichterkünste in Kraft? Sie brauchen ja nicht unbedingt von den blutwarmen, aus den geheimsten Quellen der Seele gespeisten zu sein. Es gibt wie sinnliche, so geistige Dichter. Es gibt rundherumdrehbare Menschengestaltungen, und es gibt eindimensionale Figuren auf einem gemalten Prospekt von nicht geringerer Existenzberechtigung. Es gibt organisch gewachsene Substanz, und es gibt abgezogene Grotesken. Und bevor zu beantworten ist, was ein Autor gekonnt hat, ist zu fragen, was er gewollt hat. Bei Kaiser hat sich der Herr in Grau zwischen dem ersten und dem fünften Akt vom kreischenden Weltzerstörer zum feisten Welterhalter heraufgefüttert und besucht unsern Milliardär, der in derselben Zeit zum Mörder geworden ist, aus Kontrastgründen im Gefängnis, dicht vor dem letzten Stündlein. Ihre Unterhaltung schließt folgendermaßen: „Also Kopf hoch!“ „Solange es dauert.“ „Auf Wiedersehen!“ „Wo?“ „Allerdings — für diesen Fall hat man die Grußformel nicht gleich zur Hand.“ Das ist von ziemlich schauerlichem Humor. Dialogisierter Thomas Theodor Heine. Für den man die Wertkriterien zu Unrecht von Leibl herholt. Aber der Zeichner der kalten Welt: das ist erst der halbe Kaiser. Die vier Teildramen, deren eines immer vom nächsten verschluckt und deren keines verdaut worden ist, werden unerheblich durch das fünfte, das Symbolische Drama. Endlich erfahren wir, was die Koralle bedeutet. Wir alle sind Angetriebene, Ausgetriebene aus unserm Paradies der Stille, losgebrochene Stücke von dem Korallenbaum, der bis an die Fläche des Wassers wächst, nicht darüber hinaus, nicht aus der Hut des Meeres in die schonungslos rauhe Luft. Zu sein wie er! Nicht in den brüllenden Tumult, in die Raserei des Lebens gezerrt zu werden! Aber wir werdens. Wir sind eben losgebrochene Stücke. Mit einer Wunde an der Bruchstelle von Beginn. Die nicht schließt, die uns brennt, und deren fürchterlicher Schmerz uns unsre Laufbahn hetzt.

Ists nun nötig, daß diese Vision einer marternentstammten Sehnsucht zur verbindlichen Lehre für das Geschlecht der millionenfach verschiedenen Menschen taugt? A jeder Mensch hat halt 'ne andre Sehnsucht. Dem frommt der Kampf, dem der Friede; dem der Tag, dem der Traum; dem die Eroberung, dem die Entsagung. Soll allen Bäumen Eine Rinde wachsen? Derlei zu fordern, liegt Georg Kaiser fern, der ein Dramatiker, kein Sonntagnachmittagsprediger ist, aber gleichwohl am Ende sein Dichtertum ethisch beglaubigt. Für dieses ist einzig wichtig, ob die Schwermut des reichen Mannes, der die Schuld nicht bloß seiner Kaste, sondern der ganzen Welt trägt, der fanatisch nach einem Mittel fahndet, sie abzutragen, und der nicht ruht, als bis er sich selber dargebracht — ob diese Schwermut von ihm auf mich überströmt. Das geschieht, ungeachtet der Kniffligkeit des Mittels, im fünften Akt. Seit der Totenrede Michael Kramers haben nicht wehevollere Worte von der Bühne geklungen, wenigstens nicht in mein Ohr. Und wer mir einwendet, daß es nur Worte, nur klingende Worte sind, dem ist zu erwidern, daß auch Michael Kramer sich unumwunden und gradezu ausspricht, daß eins von den Elementen der dramatischen Wirkung das

Wort ist, und daß es allein darauf ankommt, die elementaren Worte zu bilden und zusammenzufügen, die das Einzelne zur allgemeinen Weihe erheben. Das ist Hauptmann gelungen; und das gelingt Kaiser beim Abschied seines Milliardärs von der Erde. Schamhaft und doch glücklich, reden zu dürfen, enthüllt er seine heilige Narrheit vor den letzten Besuchern: dem welterhaltenden Herrn in Grau, dem weltverbessernden Sohn und dem weltabgewandten Priester. Desselben Gottes wie dieser voll, ohne daß der es spürt und des Delinquenten Todes-Gang als Begleiter mitmacht, überwindet er ihn, die Andern, die Welt. Und wenn man über den unverstandenen Korallenträger, den Bruder des unverstandenen Kreuzträgers Quint, bittere Tränen weint, so — so weint man doch gleichzeitig darüber, daß dieser opferbereite Vorbildmensch, bevor er zu einer Stimmung von mystischer Fröhlichkeit auf dem Grund eines tiefen Ernstes und selbstquälerischer Zerrissenheit gelangt, durch ein dickes Gewirr von toter Materie geschleift wird, weil vorläufig dem Ekstatiker Kaiser durch wagehalsige Tricks und bizarre Marotten der Weg zu sich selber verstellt ist.

Keine Kleinigkeit, ein so undurchsichtiges, stilzwiespältiges Drama zu spielen. Ein Kunststück wärs sogar noch für einen Reinhardt, der die geeignetsten Leute seiner Truppe zusammengestellt und selber geleitet hätte. Hollaender ist ein Regisseur wie ein Dichter. Was in der Literatur der Zeitungsroman, das sind im Theater seine Inszenierungen: grobes, dürftiges, halbschlächtiges Zeug. Die Besetzung entlastet nicht, sondern belastet ihn. Für die Milliardärstochter, die von des Bruders glühender Liebe zur Menschheit entzündet wird, schien eine Dame am allerungeeignetsten: diese wählte mit sicherm Griff die glückliche Hand dieses Regisseurs — Fräulein Eckersberg, deren Rangen vom Kurfürstendamm daran scheitern, daß der Kurfürstendamm nicht im hohen Norden Berlins liegt. Man dachte: das ist der Gipfel. Aber Mutter Natur ist unerschöpflich und erreicht mühelos immer neue Steigerungen: nach Fräulein Eckersberg kam Fräulein Christians. Der Bruder war Ernst Deutsch, der Alma Heinicke niemals zur Schwester gehabt hätte. Unjunger Verstandesmensch und deshalb mit allen bedingungslos schwärmenden Jünglingen überbürdet; vom Stamme der Triesch ein kleinerer männlicher Zweig. Wegener wieder war weder zu diesem Sohn noch zu jenem Töchterlein ein plausibler Vater, was wirklich nicht seine Schuld ist, und für die Entrücktheit seiner Himmelfahrt teils zu knochig, teils doch wohl zu kühl.

Da obendrein sein wolkenloser Doppelgänger ihm zwar nicht irreführend glich, aber sehr viel bewölkter war als er, und da die Gäste auf seiner Yacht die gesellschaftliche Gewandtheit von Eskimos hatten, so wäre man ganz auf Kninas Dekorationen angewiesen gewesen, deren bunte Steifheit immerhin Kaisers einer Hälfte gerecht wurde, wenn nicht außer dem eindringlichen, nur zu geräuschvollen Herrn in Grau von Krauß und einem stilgerecht phantastisch huschenden Richter von Kühne ein neuer Herr Konrad Veidt gewesen wäre, der einen neuen Ton und ein neues Gesicht und für sein Teil als Priester vollkommen den Zauber der letzten Szene auf die Bühne der Kammerspiele gebracht hätte.

Eifersucht von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne brachte, als deutsche Uraufführung: „Eifersucht", Schauspiel in fünf Akten von Artzibatschew. Ein fest, wenn auch luftig gebautes Theaterstück, in dem nicht viel geschieht, das aber gründlich. Es geht um Liebe, Weiber, Eifersucht. Andre Lebensdinge schattenspielen nur zwischendurch. Eros duldet keine andern Götter neben sich; und fordert Menschenopfer unerhört. Anfangs scheint es, als sollte hier wirklich Kühnes gewagt werden: eine physiologisch tiefe Komödie. Aber dann mischt sich doch etliche populäre Wissenschaft von der Seele drein. Und am Ende sogar Moralisches. Wir hören von Ehre und Würde, und das Wort Schmutz — mit ganz langem Burgtheater-u — schleift wie eine pathetische Schleppe, hochdramatischen Staub aufwirbelnd, über die Szene. Im russischen Original dürften die theoretischen Erörterungen üppiger stehen als in der deutschen Uebertragung. Hier scheinen sie, zum Zweck gesteigerter Bühnenwirkung, auf ein Geringstes eingeschränkt. Was übrig blieb, reicht hin, das Schauspiel geistig zu nobilitieren und ziemlich hoch über verwandte französische Komödien zu stellen. Hier führen vollsinnige Menschen vollsinnige Reden. Das tut wohl. Zum Thema wird mancherlei in des Wortes mehrfachem Sinne: zentral-Treffendes gesagt, und aus der dunklen Tiefe der Materie weht ein kalter Hauch, Schauer schüttelnd, durch das heiße Stück. Ein „Finsterniswind", wie die Erdbebenforscher das mit einem herrlichen Wort nennen. Held des Spiels ist: der Geschlechtstrieb, dieses kümmerlichst domestizierte Raubtier unsrer Seelenmenagerie. Es gelingt den fünf Akten, von der wilden, häßlichen, schönen, erhaben-gemeinen Majestät der Bestie Einiges ahnen zu lassen. Insbesondere die bekannte Raubkatzen-Komponente: das Spielerische scheint kräftigst herausgearbeitet. Die berückend holde Frau Jelena, Gattin des prächtigen Schriftstellers Sergej, macht alle Männer in sich vernarrt. Sie muß so. „Es" ist stärker als sie. Bis zum Aeußersten läßt sie es bei keinem kommen, und ihre eigentliche große Passion gehört dem Gatten. Aber dessen Herz und Hirn wird, verständlicherweise, mit Eifersucht vergiftet. So kommt es zur Katastrophe. Die Hölle der Eifersucht ist hübsch rot hingemalt: dieses Torquement zwischen Glauben-Wollen und Nicht-Glauben-Können, zwischen Gier, alles zu wissen, und Sehnsucht, nichts zu wissen, dieses langsame Geröstet-Werden am Feuerchen des Zweifels. Frau Jelena ist verwandt mit Lulu. Aber dieses unsterblichen Mädchens dumpfes Naturwesen scheint hier schon halb in Sphären der Bewußtheit gehoben. Dann ist noch eine Frau im Stück, deren sexuelle Gefräßigkeit frei durch die Anlagen der zivilisierten Gesellschaft schweift. Der Unterleib ohne Dame, sozusagen. Auch ein sentimentales, offenbar keusches Mädchen ist da, dessen Reizlosigkeit der Tugend schlechte Reklame macht. In mehreren Exemplaren Mann werden die wesentlichsten Typen des erotischen Betriebes gezeigt. Die netteste: der Gatte jener Gefräßigen, der mit Romantikeraugen auf die Frauen blickt

und in seinem einfältig-gütigen Herzen ihres Wesens Bedingtheit durch den Mann erkennt. Oder zu erkenen glaubt. Herr Gottowt gab diesem Heiligen im erotischen Löwenkäfig die gewissen russischen Melancholie-Farben. Er machte sich auch als Regisseur um die gute Vorstellung verdient. Fräulein Landing trägt die schönste Krone aschblonden, goldschimmernden Haares, die je das Haupt einer Dilettantin geschmückt hat.

Walpurgisnacht von Kurt Tucholsky

Der Dovre-Alte:

„Du meinst, wir hätten nicht auch unsre Zeitung?
Hier, bitte, hier schwärmt von dir, rot auf schwarz,
Die ‚Blocksbergpost', ein Blatt von Verbreitung —"
Peer Gynt

Der Hexenweibel Sengespeck schnaufte alle Luft ein, die um ihn war. „Antreten!" brüllte er. Die Schwadron trat an.

Hundertundsechzig Hexen, in zwei Reihen sauber ausgerichtet. Am rechten Flügel die Oberhexe Feodorowna Hippenkranz, danach Frau Hexe Deppe, danach Fräulein Mohrchen (aus Sachsen) und alle die andern. „Stillstann!" dröhnte Herr Sengespeck. Sie standen wie die Mauern. Der Weibel verlas den Dienst:

„Heute abend steht die Eskadron geschlossen vor dem Blocksberg am Südhang. Abrücken dazu um 10 Uhr. 11.40 Besichtigung durch Seine Exzellenz den † † †. (Ein ganz unmilitärischer Schauer ging durch die Reihen.) 12 Uhr bis 4.30 Orgie, mit anschließender Parade vor Höchstebendemselben. 5 Uhr Abreiten. Es tritt alles ein." Sengespeck ließ das Blatt sinken. „Also heute ist der große Tag. Daß mir der Anzug in Ordnung ist! Der Donner holt euch! Die Besenstiele gut gestriegelt, die Lumpen vorschriftmäßig, Haare in die Stirn gekämmt. Stiefel: keine. Weggetreten!" Hurr — weg waren sie. Und putzten.

Die Zweite Schwadron des Zehnten Teuflischen Hexen-Regiments war zur Zeit in einer kleinen Häusergruppe im Thüringischen, in der Nähe von Elend, einquartiert. Der Flecken galt für verlassen und unbewohnt, war es aber nicht. Der Flecken war belegt, völlig belegt, nicht ein Plätzchen war mehr frei. Hier wurden für das große Blocksbergmanöver alle Hexen der Umgegend ausgebildet; nur wenige waren abkommandiert, weiter ihren friedlichen Beschäftigungen nachzugehen, das Vieh zu behexen, böse Winde zu bannen und den Kindern Angst und Schrecken einzujagen. Hier aber herrschte der rauhe Ernst des Lebens. Hier wurde gearbeitet und exerziert, gedrillt und gewettert, daß es eine Lust war. Wochen und Wochen und Monate — und das alles für den einen Freitag, den dreizehnten November, für diese eine Nacht . . .

Frau Oberhexe Hippenkranz gab den grünen Liqueur aus. „Trinkt, Kinder, trinkt!" sagte sie zu den Novizen, die noch keinen Blocksberg mitgemacht hatten, „ihr werdets brauchen, die Nacht ist lang!" Das wimmelte und krabbelte in der Stube des Achten Beritts: die Carmag-

nac (eine Emigrantenhexe) legte Rouge und Hexenfett auf; die Schulzen, ein ausgekochter, alter Jahrgang, versteckte ihre riesigen grünen Ballschuhe an ihrer Büste; das rothaarige Fräulein Mohrchen aus Sachsen band die Korsettschnüre ans Bett und ging mit zusammengepreßten Lippen ein Stück ins Zimmer hinein, bis sie schlank war wie eine Stopfnadel; die kleine mollige ‚Perle' hingegen (eigentlich hieß sie Lieschen Peiermann und war die entartete Tochter einer sonst feinen Familie) hatte schon einen kleinen Schwips und kitzelte unaufhörlich lachend ihren schwarzen Kater, der auf ihren weißen Schultern buckelte. Und sie putzten und lärmten und stießen sich von den Spiegeln fort, alte und junge, braune und schwarze, schlanke und fette und verhutzelte.

Der Novemberregen klatschte gegen die Scheiben — in bösen Stößen rannte der Wind gegen das Haus an. Oben die Schuhus — alte castilianische Fledermäuse — klappten mit den großen Flügeln und sahen mit ihren glühenden Augen in die Schornsteine, wann die Madamen fertig wären. Es war heute Freitag — die klugen Tiere ahnten, was in der kalten Luft lag. Nur der alte Wach-Uhu war in seinem Verschlage und hatte sich ganz dick aufgeblasen. Er saß, satt und faul, auf einem toten Eichhörnchen, seinem Abendbrot — fressen mochte er noch nicht, aber er saß zunächst einmal drauf.

Aus der Weibelstube erklang gewichtiges Räuspern. Herr Sengespeck trank den letzten Schluck Burgunderpunsch aus seinem kugeligen Glase und setzte es seufzend auf den Tisch. „Buah!" sagte er, „das ist ein Wetterchen! Dienst ist Dienst, aber es wäre doch ein gemütlicher Abend gewesen, sozusagen, bei den warmen Kacheln da und dem Knaster hier . . . Pfui, Rudolf, wer wird so etwas denken! Heute, am Ehrentage deines Herrn! Na, dann los!" Auf dem Tisch lag aufgeschlagen der Mallus maleficarum, eine Prachtausgabe des altehrwürdigen ‚Hexenhammers', aufgeschlagen bei Kapitul XXVII: ‚So die widerspänstige Hexe im casu incubi beim Inquirieren leugnet und was darauff zu geschehen', und daneben stand die dunkelgrün bauchige Flasche mit Stobbes Machandel 00. Ach —! Und mit einem wehmütigen Blick auf alle diese Herrlichkeiten machte er sich ans Umkleiden und tat die Gala-Uniform an: dunkelgrüner Rock mit gelben Aufschlägen und goldenem Kragen. Auf den Achselstücken brodelten die kleinen Fegefeuer mit gekreuzten Ofengabeln darüber: die Weibelabzeichen. Stöhnend zog der beleibte Mann das Koller fester. 's war nicht der erste Blocksbergdienst, den er machte; wer seit 1897 Jahr für Jahr die kalt-heißen Nächte durchbraust hat, der weiß, was das heißt. Wie die Zeit vergangen war! Wo waren alle die Andern —? Der rote Ignaz und Sergeant Presel (genannt der Kreuz-Junge) und der alte Wachtmeister Herrmann von der Zweiten Reitenden Wilden-Jäger-Brigade — wo waren sie alle? Dahin, dahin! Tot oder pensioniert oder Lotteriekollekteure — dahin, dahin! Noch einmal sah Sengespeck auf den braven Ofen in der warmen Ecke — dann riß er entschlossen die Tür auf. „Antreten!" donnerte er.

Ein wildes Getrappel und Gelaufe entstand in der Hütte, in den Häusern, draußen auf dem Platz. Hier saß einer der Gürtel noch nicht, der war das samtene Halstuch verrutscht und der das Strumpfband

gerissen — die eine vermißte ihren Besenstiel, die andre goß ihr Riechfläschchen über den Tisch — hallo! Aber dann standen sie doch.

Durch die rissigen Wolken schien der Mond. Der Weibel musterte grimmig seine Garde. „Achtung! Stillgestanden! — Hexe Fellinger, etwas zurück! — Der linke Flügel weiter nach vorn! — Die kleine Hexe da den Kopf nicht so hoch! — Also: immer, wenn was nicht klappt, mir ansehen! — Wenn Seine Exzellenz fragt, klipp und klare Antworten! —Und bei der Orgie muß das gehen wie das Donnerwetter!" Er holte Atem. „Zum Aufsitzen fertig! Aufgesessen! Eskadron — Terrrab!" Hui! Durch den Hausflur, durch die Esse brauste es hinaus in die kalte, kalte Nacht!

Die Schuhus hielten die Spitze. Dann hoch zu Besen, Sengespeck und die Schwadron. Es ging über schweigende Dörfer, über rauschende, schäumende Wälder, Laub wirbelte in der Luft, und wenn der Mond einmal durch die Wolkenfetzen strahlte, fiel sein verschleiertes Licht auf den hastig galoppierenden Zug. Ein Besenstiel scheute — fluchend riß ihn die Reiterin zurecht. Mit hellem Pfeifen flog ihnen der Wind an den Ohren vorbei. Einmal spähte Sengespeck scharf nach unten — was gab es da? Der Mond leuchtete grade auf; ein Bauernweib kämpfte sich, die Röcke über den Kopf geschlagen, ihren Weg nach Hause . . . man sah mehr von ihr, als gut war. Jetzt wurden auch die Hexen aufmerksam — ein kreischendes Geschrei durchtönte die ziehende Luft. Erschrocken rannte unten das Weib, von Grauen gepackt — hohnlachend sauste oben die Schar weiter, hinein in das windige Dunkel.

„Tete links!" kommandierte Herr Sengespeck mit mächtiger Stimme. Da schwenkten sie ab, die Schuhus gaben Laut, andre antworteten aus der Ferne — und schwer atmend hielt die ganze Schwadron im Windschutz eines hohen Hügels. „Parole!" sagte eine Stimme aus der Nacht. „Hie gut Luzifer allewege!" sagte der Weibel würdevoll. Da hielt das Regiment.

Sie ordneten sich. Keine einfache Sache in der jetzt stockdunkeln Nacht, aber das war oft geübt, und es klappte. Mit halblauter Stimme gab Hexe auf Hexe die Befehle weiter — sie schaukelten, sie stießen einander und bewegten sich hin und her: da standen sie, ein geschlossenes Ganzes. Fahl leuchteten die weißen Nachtjacken der Oberhexen durch das Halbdunkel. Der Mond flackte, dunkel und hell, wie der Wind die Wolken über ihn trieb . . . Pause. Und dann kam es.

Ein Pfiff durchschnitt die Luft, es sauste, ein roter Schein leuchtete auf, eine geborstene Glocke klang, und vier Wölfe heulten lange. Die Hexen zitterten. Das war ER! Der Weibel riß das Kinn an die Binde — es gab ihm doch immer wieder einen Ruck, alle Jahre: es war ein großer Augenblick! Er trat vor.

Da dampfte dunkelrot der ewige, unvergeßliche Wagen, da klang die Glocke, da saß der alte höllische Kutscher auf dem Bock, der die purpurne Leine fest in der Faust hielt. Die Wölfe ließen die langen Zungen hängen und jappten nach Luft. Ihre Flanken flogen. Sie strömten vor Schweiß. Im Fond, hinter dem schwefelgelben Schlage: die Exzellenz.

Der Weibel war stolz auf seinen Herrn, wie alle Jahre. Bei den drei Kreuzen! welch ein Mann! Garnicht der geschniegelte Spanier,

wie ihn sich die Büchermacher abbildeten, die ihn nie gesehen hatten: ein einziger Wille, eine einzige Energie, ein Block von Stahl! Der Unterkiefer schob sich weiter vor, die Backenknochen strebten auseinander, die schrägliegenden Augen funkelten. Der † † † sah den Weibel an.

Sengespeck zog die Luft ein. Er war der älteste Weibel im Regiment — er kannte das Handwerk: jetzt galts! „Stillgesessen!“ Die Augen — [illegible]icks!“ Und, mit der Hand an der Mütze: „Zehntes Teuflisches Hexen-Regiment zur Orgie angetreten!“

Der Satanas zuckte mit keiner Muskel. Ein kurzes Kopfnicken — dann stieg er massig und schwer aus. Er war beleibt, aber nicht zu sehr — er meisterte seinen Körper, das sah man. Heute abend trug er die sparsam mit Gold abgesetzte, nachtblaue Uniform des Höchstkommandierenden. Auf dem Kopf saß ihm ein schwerer funkelnder Goldhelm mit getriebener Arbeit. Er klappte den Mund auf, ein riesiges Gebiß wurde sichtbar. „Augen — gerradeee —haus!“ bellte seine tiefe, metallene Stimme. Er reckte den rechten Arm in die Höhe — in seiner Faust flatterte die Flamme einer Fackel. (Es war Künnemanns Höllenfackel ‚Lux‘, ein altbewährtes Fabrikat.) Vor ihm die Hexengesichter strahlten grünlich, sein Auge fiel auf eine Rothaarige in der zweiten Reihe, die regungslos saß, die Schenkel fest an den Stiel geklemmt, ihre Nasenflügel bebten. Sein Flammenblick überlief sie alle.

„Hexen!“ sagte er. „Ich freue mich, euch hier begrüßen zu können. Ich hoffe, daß die zwölfhundertachtundachtzigste Walpurgisnacht so verläuft wie alle andern! Das Zehnte Regiment hat eine ruhmreiche Vergangenheit: die Bernsteinhexe hat ihm angehört; Maria Schwandnerin, die Mutter meiner Mutter, Unsre allverehrte Großmutter, hat dem Regiment jahrelang vorgestanden! Hexen! Machts gut heute nacht! Und nun auf, zum Blocksberg! Hoi—ho—to—ho!“ Und: „Hoi—ho—to—ho!“ antwortete ihm der jauchzende Chorus. Der Weibel riß den Schlag auf, die Wölfe zogen an, und das ganze Regiment folgte der Fackel des Führers, durch die Luft, über ein Tal, hinauf, hinab — zum Blocksberg.

Da zeigte sichs, was es mit alter Tradition auf sich hat: da stand das Hexenheer, die Fackel zog einen Strahl durch das Dunkel, und nun gab es kein Halten mehr. Das strudelte und raste durcheinander, scheinbar wirr und wild tobten die Formationen drauflos, kopfüber, kopfunter, rund um den Galgen auf der Kuppe, durch die Wolken, durch die Täler — aber keiner rutschte der Leitung aus der Hand, da war alles auf seinem Platz: Mann, Führer und Unterführer. Die Arbeit eines langen Jahres war nicht umsonst gewesen.

Unter dem Galgen auf der Höhe stand der Herr der Hölle und sah gefalteten Mundes auf das Gewühl. Da waren die ruhmreichen Bataillone, da waren sie alle, alle: das Siebente Preußische und das Erste Kurhessische und die Thurn-und-Taxis-Hexen und die Schwyzer Mahre und, auf Eisenstangen reitend, die Essener Feuerhexen; sogar Holsteinische Nixen schwebten dahin. Kobolde waren da, an ihrer Spitze der Geheime Oberstaatskobold des Innern — und die Wilden Jäger und Freischützen; Gespenster fremder Höfe — das Kaiserlich Türkische Hofgespenst war persönlich anwesend und schnitt der Weißen Frau die Kur

— und dazwischen immer wieder Hexen, Hexen! Alte verschrumpelte und junge schwellende, fliegende und kriechende, Ginsterhexen, Moorhexen und die Fliegerhexen. Der Fürst wandte sich jäh. „Wo ist die Verehrungswürdige aus Hänsel und Gretel?“ fragte er seinen Adjutanten. Der Graf schnellte verbindlich nach vorn: „Sie ist schon zu gebrechlich, Exzellenz — man hat den lächerlichen Triumph der Kinder so oft beklatscht und die alte Dame dabei ausgelacht . . . !“ „Das Pack“, knirschte der Fürst. „Ich danke.“ Oben auf dem Gestänge des Galgens sangen die fünf Vokalvögel ihr schauerliches Lied: Der Aha, Ehé, Ihi, Oho, Uhu! Dahinter fiel der Fels steil ab. Unten kochte der rauschende Wildbach. Der Sturm hatte nachgelassen; man konnte es fast lind nennen, was da wehte; und auch der Mond traute sich nun ganz heraus, Vollmond, der er war, bleich und bläulich-hell. Da spielten die Kobolde zum Tanz auf, ihre ungefügen Dudelsäcke wackelten im Luftzuge — da kletterten kleine Marketenderteufel total betrunken aus rollenden Spritfässern, etwelche schoben Kegel — welche Kegel! welche Kugeln! — und die Hexen schrien und ritten und küßten sich satt für ein ganzes Jahr. Manche äfften ein Hexengericht, mit den peinlichen Fragen. „Willtu leugnen, daß dir der Teufel beigewohnet? — Willtu — hast du — willtu —“, und jeder neue Unflat wurde mit unauslöschlichem Gelächter begrüßt. Dann schleppten sie die fröhliche arme Sünderin zu einem künstlichen Feuer, und jauchzend tanzten sie in den lohenden Flammen.

Ah — die schlanke Rothaarige! Eine Gefreitin von den Zehner Hexen! Der Fürst machte einen Schritt nach vorn. Sie hatte ihn gesehen und erbleichte. Diskret wandte sich der Adjutant ab.

— — — — — — — — —

Der Weidenbusch schwankte, vom Wind geschüttelt. Was schweigt sie? dachte die Exzellenz. Wenn sie doch spräche. Da sprach sie. „Sei brudal, du sießer Schdirmer!“ sagte die junge Hexe und schloß die Augen. Mein Leipzig lob ich mir —! und gerührt schloß sie der Teufel in seine Arme.

— — — — — — — — —

Die Orgie nahm ihren Verlauf; und immer lockender und weicher spielten und klangen die Aeolsharfen der Tübinger Hexenkapelle unter Herrn Musikleiter Justinus Kerner, und immer schmelzender sang der Sirenenchor.

In den Nebentälern geht es gemütlicher zu. Da machen die ältern Herrschaften ein ehrbares Tänzchen, da dreht sich die Salinenhexe mit einem alten Sergeanten im Rheinländer, es walzen die Mitglieder des Vereins ehemaliger Fünfer‘ mit Frau und Base — da wurde manch Feuerlein angefacht, an dem schnauzbärtige Korporale ernst und maßvoll tarockten. Auch der Wilde Sonntagsjäger war da — des gefürchteten Wilden Jägers gutmütiger Vetter vom Lande, ein behäbiger Koloß in bequemer Lodenjoppe. Das gute Blocksbier hatte es ihm angetan, Lieder seiner Jugend stiegen gleich Blasen in ihm auf, und längst verklungene Zeiten wurden noch einmal wach. Und schlurfend und schaukelnd wackelte er durch die Luft, im Arm lag ihm ein Besenstiel, den eine trunkene Hexe verloren haben mochte, und während die Musik einen

neumodischen Wackler intonierte, sang er unentwegt und stillvergnügt vor sich hin:

„Sie spielt auf ihrem Tingelingeling
Von sieben bis um eins —
Und hat mit ihrem Tingelingeling . . . "

„Aber Adolf!" flüsterte seine Frau und zupfte ihn am Aermel. „Was sollen die Leute dazu sagen!"

Draußen rast das Fest. Schneller und schneller wirbeln die Massen durcheinander. Ein bacchantischer Zug tobt durch die Luft, voran ein alter Hexenmeister auf einem grauhaarigen Ziegenbock, hinter sich schleift er, einem Kometenschweife gleich, die Hexen von Harvestehude. Sie liegen lässig auf den Besenstielen, ihren Kopf haben sie hintenüber gelegt, die Haare flattern . . . Und sie singen! Das Hexenlied — horch!

„Soon . . . Topp . . .
Voll Snuten und Poten,
Gefüllt bis an den Rand.
Swattsur mit Klüten,
Das schmeckt uns ganz scharmant!
Erbsen und Bohnen
Mit Swinfleesch nicht so knapp . . . "

Das Gewühl schließt sich hinter ihnen, sie müssen schon weit fort sein, denn nur im Hall des Windes tönt es noch:

„Nach son Gericht
Da leckt man sich
Bestimmt die Finger ab!"

Und zuckend umschlingen die Landhexen die Nickelmänner, die Kobolde, die Freischützen — ihre Lippen sind durstig, denn es ist nur ein Mal dreizehnter November im Jahr —!

Der Fürst stand wieder unter dem Galgen; der Adjutant, unmerklich lächelnd (eine besondere Kunst aller Adjutanten) hinter ihm. Regungslos verharrte der Teufel, den Blick starr auf den Horizont gerichtet. War das ein heller Schein —? Er sah auf den prachtvollen Chronometer, das Geschenk eines bekannten Blumenmediums. Fünf Minuten vor halb Fünf. „Lassen Sie abblasen, Graf!" sagte er.

Ein grauenhafter Ton übertönte das Ganze. Der Hornistenkobold setzte, zitternd vor Anstrengung, das mißgestaltete Instrument ab — da stand alles. Wieder hob er es, wieder hallte das Horn, als ob ein Ochse abgestochen würde — da ordnete sich das Heer. Gleich trat zu Gleich, Zug zu Zug, Bataillon zu Bataillon — die Feuer erloschen, das Getümmel nahm ab.

Und das Horn erklang zum dritten Mal! Einen nie geahnten, fürchterlich gequetschten Ton gab es von sich — und da zog durch die Luft noch einmal alles am Galgen vorbei: die Gäste, die Führer, die Hexen — alle! In zwei Gliedern, stramm ausgerichtet, im gleichen Trab, die Besenköpfe in einer Reihe — ein Wunder der Disziplin! Und dann erst hielten sie, machten Front und standen fest. Das Ganze halt! Stille.

„Hexen!“ rief der Fürst mit weithinhallender Stimme. „Ich war mit euch zufrieden! Ihr habt — jede für sich — Ehre eingelegt! Ganz besonders von den Zehnern nehme ich die besten Eindrücke mit nach Haus! Ich verleihe dem Führer der Zweiten Eskadron, Hexenweibel Sengespeck, den silbernen Hexenhammer am Bande zu tragen! Mich sehr gefreut, mein lieber Sengespeck! Und auch ihr Andern, lebt wohl! Bis zum nächsten Mal!“ „Bis zum nächsten Mal, Exzellenz!“ donnerte das Heer. Die Glocke klang, die Wölfe heulten, durch seinen roten Dampf fuhr Satan davon. Und davon raste das Heer, in alle Richtungen der Windrose. Die Dorfkirchtürme sandten den Davonziehenden fünf zitternde Glockenschläge nach. Sieh — im Osten der erste graue Streif! Katrig zog der Tag auf. Der Blocksberg war leer.

*

Da lagen die Hexen der Zweiten Zehner-Schwadron wieder in der Hütte auf ihren Betten, kaum entkleidet — da lagen sie, und schliefen einen totenähnlichen Schlaf. Nur die schlanke Rothaarige saß noch wach (ihr Schnürpanzer hing über einem Stuhl), dehnte sich befreit und lächelte seltsam. „Weeß Gneppchen“, flüsterte sie, „weeß Gneppchen!“

Drin aber in seinem Stübchen stand Weibel Sengespeck und betrachtete wieder und immer wieder in dem großen blanken Spiegel den blitzenden Hammer, der ihm so herrlich die Brust zierte. Er räusperte sich befriedigt. „Die wahre Tüchtigkeit“, sagte er zu seinem Konterfei, „wird doch stets anerkannt. Wie habe ich sie aber auch ausgebildet, ich, der Hexenweibel Sengespeck! Wie die Wendungen klappten! Wie sie parierten!“ Er trat ganz nahe an das Glas heran. „Rudolf, das mußt du selbst zugeben: den Hammer hast du dir ehrlich verdient! Aber ich hab' es ja immer gesagt: Es geht nichts über einen alten tüchtigen Korporal! Du Ritter des silbernen Hammers: Gute Nacht —!“

Tag und Nacht von Eduard Saenger

Tag, der steil aus runder Fähre steigt,
Seelenflammen facht und treibt und trennt;
Der in grellen Rissen Leiden zeigt,
Wenn er über blinder Schöpfung brennt;
Tag, der auslischt, wenn er sich besann,
Wund verzuckend in Erinnerungen —
Tag spricht tausendfach mit weisen Zungen:
„Hange nirgend an!“

Nacht, die schwer vom Geschmeide des Taus
Blumen und Büsche zusammenbiegt;
Mild über Schuld und Geschick hinaus
Suchende Hände in Hände schmiegt:
Nacht, die aus Furcht, daß die Seele zerstiebe,
Ewige Wiederkünfte gebar —
Nacht spricht einmal und immerdar:
„Alles um Liebe!“

Uebergangskredit von Lorarius

Die Entente hat unsre aktive Weltkreditfähigkeit tot gesagt. Sie lebt noch, sie ist vielleicht unternehmungslustiger als vor dem Kriege. Schon sind im Osten neue Stationen errichtet, in Libau, Riga, Bukarest. Die Depositenkeller sind bis über den Rand gefüllt, die faulen Geschäfte sind abgeschrieben oder saniert. Eine große Probe ist während des Krieges erfolgreich mit den verbündeten Ländern gemacht worden. Die Konzentration bedeutet Vermehrung der Saugarme, in allen Industrien Deutschlands liegen jetzt die Schläuche. Braucht das Ausland Uebergangs- und Friedenskredit von uns: unsre großen Banken sind bereit. Da die starren Abschließungsprinzipien nicht verwirklicht werden, vielmehr die ganze vernünftige Welt die Wiedererweckung der internationalen Wirtschaftsgegenseitigkeit will, wird auch der Kredit wieder um die ganze Erde kreisen. Das deutsche Geld wird sich in tausend Kanäle ergießen. Daran kann kein Zweifel sein. Wir streben einen Uebergang zur Weltwirtschaft an, also müssen wir auch den aktiven Weltwirtschaftskredit pflegen. Allerdings nicht wahllos, nicht ohne Sicherungen, nicht nach Liberia und ähnlichen Konkursstaaten, sondern nach fruchtbaren Gegenden, nach soliden Regierungen und zuverlässigen Privatunternehmungen. Aber auch nicht mit gieriger Happigkeit, sondern mit Wohlwollen, mit Berücksichtigung der Volkseigentümlichkeiten, der fremden Rentabilitätsnotwendigkeiten. Kein Annektionskredit, sondern ein Geschäftskredit im edelkaufmännischen Sinne. Der Uebergangskredit soll den moralischen Kredit Deutschlands im Auslande heben, was keineswegs einen dummen, verlustbringenden Altruismus bedeutet.

Ein andres Kapitel ist das des Innenkredits. Die Großbanken sehen riesige Finanzierungsaufgaben, Ermöglichung von Fusionen, Vertrustungen, Verbänden. Sie vergessen darüber den Personalkredit, den alten hanseatischen Kredit, mit dem früher Tüchtigkeiten finanziert wurden. Die Verödungsfanatiker würden das Abgurgeln der kleinen und mittlern Selbständigkeiten jubelnd begrüßen. Der Selbständigkeiten, die voll Wirtschaftsfeuer sind, voll Drang nach oben, der Hechte, die das Karpfenleben unbequem machen. Grade sie sind zu unterstützen. Sie sind die Anreizer der Uebergangswirtschaft, sie sind die Unruhigen, die Pläneschmiede, die Schreier nach neuen Möglichkeiten, die ewig Unzufriedenen. Vertrustung macht satt. Eine Kulturwirtschaft kann garnicht genug Hungrige haben. Wir brauchen Spezialfabriken, Handelsfirmen, Ingenieure, Architekten, Chemiker auf eigenen Füßen. Sind Arbeitskraft und Talent geringere Sicherheiten als Maschinen, Grundstücke oder Baumwolle? Man studiere die Mortalitätstabellen der Lebensversicherungsgesellschaften. Die beste Kapitalsanlage bietet immer noch der lebendige Mensch. Spannen wir ihn kreditgestärkt vor die Uebergangswirtschaft. Er wird sie in einen reichen Wirtschaftsfrieden hineinziehen.

Ein Wort auch an die Handwerkstöter. Sie glauben nicht an die Existenzberechtigung des handwerklichen Betriebes, sie sehen ihn durch die „Entwicklung" zerrädert. Aber sie haben keinen Blick für Qualitätsarbeit. Stuhlbeine eines Massentyps stellt man in der Fabrik her, feingedrechselte Stuhlbeine jedoch in der kleinen Werkstatt. Das deutsche Kunstgewerbe soll nicht durch die Fabrikmaschine gezogen werden. Wir ersehnen eine Neuauflage der Kunst des deutschen Handwerks. Beide Entwicklungen können nebeneinander und miteinander leben: die Massenerzeugung im Maschinengroßbetrieb und das Handwerk. Das Handwerk in Städten, Städtchen und Dörfern. Wohl mag der Handwerker für

den Großbetrieb arbeiten, aber er muß dabei ein selbständiger Handwerker bleiben. Sonst verliert er sein Bestes. Bauen wir also die stillgelegten, die vernichteten Betriebe wieder auf. Propagieren wir den Uebergangskredit für sie. Nicht nur die Kreditorganisationen des Handwerks, die Regierungen und die Städte sollen dem Handwerk Kredit gewähren; auch die Banken dürfen nicht zurückstehen. Es gibt für sie keine Kreditkappalien, wenn es sich um die Aufzüchtung deutscher Qualitätsarbeit handelt.

Wir brauchen ferner Uebergangskredit für Geistesarbeiter, für Künstler, für Schriftsteller, für Gelehrte, für Erfinder. Der Krieg hat sie an die Wand gedrückt, hat sie mißachtet, ihre Arbeit schäbig entlohnt. Er belohnte nur reichlich Munitionsfabrikanten, Lebensmittelschieber, Pferdehändler und ihresgleichen. Aber die mit Schädel und Hirn Pflügenden vernachlässigte er. Hier bedarf es der „Wiedergutmachung". Gebet, ihr Geldpotenten, Denen Kredit, die euern Uebergang in den Frieden mit Kulturglanz umstrahlen sollen, deren Funken noch immer unter dem Kriegsschutt glimmen!

Antworten

Rittmeister Rudolf Weinmann im Felde. Auf Ihre Gefahr! Auf die Gefahr hin, daß die Soldaten Sie ein Etappenschwein nennen, das sich statt an den Feind in künstlerische Probleme wühlt, und die Künstler einen Reaktionär, der stürmisch-jungen Forderungen unzugänglich ist, will ich mich Ihrer Philippika gegen diese annehmen. Insbesondere bringt Sie die „Schauspielkunst von morgen" in Harnisch. „Sieht man nämlich", sagen Sie, „näher zu, so werden alte Selbstverständlichkeiten (über Pathos, Stil, Natürlichkeit) oder — neue Unverständlichkeiten gepredigt. ‚Jugend' und nochmal ‚Jugend' ist dabei die Parole. Von Talent und Persönlichkeit ist nicht weiter die Rede. Aber auf die allein kommt es an, und keine Schule, keine Richtung, kein Wille und keine Ueberzeugung kann sie machen. Sie müssen von selbst erstehen — in aller Zukunft wie in aller Vergangenheit. Und dann: was gedenken die Apostel der ‚Schauspielkunst von morgen' etwa über die Lehmann, Höflich, Massary, über Bassermann, Girardi, Pallenberg, Wegener, Moissi zu beschließen?! Hätten sie Vollmer, Matkowsky, Kainz, Giampietro, weil von ‚gestern', von der Bühne gewiesen? Hätte Baumeister, der gar erst als Fünfziger der wurde, der er war, nicht abdanken müssen, ehe seine Zeit gekommen? Wollten lieber endlich die Schlagworte abdanken, da sie doch, angesichts der lebendigen, wirklichen und wirkenden Tatsächlichkeit der großen künstlerischen Persönlichkeit, der zwingenden Macht des Talents allabendlich zwischen sieben und zehn in nichts zerstieben." Recht so. Den Beweis für Sie führt Bassermann in drei Einaktern, die das Deutsche Künstler-Theater ihm zuliebe ausgegraben hat. Da könnte nun wirklich nicht bloß ein grüner Expressionist, sondern auch ein grauer Naturalist, namentlich ohne dabei gewesen zu sein, sowohl dem Direktor Barnowsky zürnen, der Rollen statt Dramen spiele, wie dem Darsteller Bassermann, dem über seinem seligen Brotherrn Brahm der unselige Vorbesitzer des Iffland-Rings stehe. Wiedergeburt des Komödiantentums mit allen seinen Gefahren. Zerstörung des festen Ensembles. Galaparade der Masken, Männchen und Mätzchen. Jahrmarkt der Eitelkeiten, von dem sich die obdachlose Seele weinend verziehe. Aber: nicht jeder, der sich die Bühne sauber wünscht.

empfindet hier eine Beängstigung. Was geht vor? Schnitzler; Hartleben; Fournier und Meyer. Die Gefährtin; Die sittliche Forderung; Eine Partie Piquet. Bassermann als Gelehrter, als Kaufmann, als Chevalier. Gebürtig aus Wien, aus Rudolstadt, aus Paris. Fünfundvierzig-, fünfundzwanzig-, fünfundsechzigjährig. Früh-weiser Zuschauer, reiner Tor, alter Narr. Jenseits, diesseits, abseits der Liebe. Am Grabe, vorm Schlafzimmer, hinterm Spieltisch. Stimmung der skeptischen Elegie, der frozzelnden Bürgerschnurre, des verschollenen lever du rideau. Also Anlaß genug zur Virtuosität, zur Pfauengrandezza, zum Triumph der Wandelbarkeit als Selbstzweck. Und was geschieht? Bassermann nimmt diesen Anlaß nicht wahr. Der Schlag Bonn würde rufen: Seht, wie ich mühelos vereine, wozu früher Sauer, Rittner und Haase nötig waren! Und würde, selbstverständlich, nicht einmal Haasen erreichen. Bassermann, der von jeher irgendwo zwischen dem Tausendkünstler und dem Ich-Schauspieler gestanden hat, eine Art deutscher Novelli, unterscheidet seine drei Leute außen und innen und bleibt doch immer er selbst. Es ist wie mit dem Kleide, das er in diesen drei Stücken trägt: drei völlig verschiedene Röcke — und jeder ein schwarzer Bratenrock. Mag dem glattgesichtigen Pilgram die geistige Arbeit das Haar gebleicht haben; mag der bebrillte Stierwald durch seine Vierschrötigkeit und den blonden borstigen Backenbart seinen Namen in beiden Teilen zu Ehren bringen; mag der wacklige und umso haltungsbeflissenere Chevalier mit der blanken Schlittenbahn zwischen den Wülsten über den Ohren und den sorgsam gruppierten Sardellen im Nacken von fern an den weiland stadtbekannten Freiherrn von Strantz erinnern: sichtbar und hörbar durch alle Vermummung hindurch ist der einmalige, einzigartige Albert Bassermann. Er gibt jeder Figur eine wunderbare Geschlossenheit. Er schweigt, er sächselt, er kräht. Er ist voll von resignierender Lebensbitterkeit, von halb pharisäischer, halb ahnungslos-lüsterner Lebensneugier, von adelsstolzer, verrostet knarrender Lebemännlichkeit. Und trägt nicht mit geschäftiger Artistik Nüancen zusammen, sondern läßt aus seinem Blut in natürlichem Reichtum Züge erblühen, neue, überraschende, überrumpelnde Züge, die die spezifische Logik der drei Personen erhöhen helfen und zugleich das Wesen der formenden Persönlichkeit aufdecken. Virtuosität? Jawohl; aber keine bekämpfens-, sondern eine verkündenswerte, eine, die weder den Autor noch den Partner vergewaltigt. Man blickt mit Entzücken drei Stunden lang auf die Bühne. Was ist das da oben? Kein Puppenspieler: ein Menschengestalter. Bei aller Frische bereits ein Klassiker seiner Kunst. Ein Alter Meister. Ein kostbarer deutscher Besitz. Sollen die Bilderstürmer ihre Chagalls mit geblähten Backen ausposaunen oder vorläufig gar erst die Theorien für sie: deshalb wissen wir doch, was uns Greco ist, und was er uns jederzeit bleiben wird.

Karin St. Also nicht einmal Phantasie war nötig, um ‚Nach Damaskus' richtig zu spielen, sondern nur Kenntnis von Strindbergs Dramaturgie, worin es heißt: „Dieses Drama hätte ich nie zur Aufführung gebracht, wenn wir nicht Vereinfachung gesucht hätten." Sie wurde, nach Ihrer Schilderung, in Stockholm gefunden, indem man auf Zwischenvorhang und Seitenkulissen verzichtete und nach jeder Szene bei verdunkelter Bühne den Prospekt in die Höhe rollte und den nächsten herunterließ. Es ist für dieses Drama so selbstverständlich der einzige Bühnenstil, daß ich schon vor vier Jahren nicht begriffen habe, wie man es anders machen konnte. Aber auf solchen Fehlgriff sich gar zu versteifen . . .

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Disposition des Friedens von Germanicus

Ueber Bautzen-Kamenz weht die rote Flagge oder, wie es wohl richtiger heißen muß: die Flagge des Verständigungsfriedens. Diese Tatsache dürfte der Reichsregierung zeigen, wie wenig Ursache sie zu der Annahme hat, daß eine auf Kraft gegründete Politik der Friedensfindung nicht die weit überwiegende Mehrheit des Volks hinter sich habe. Es bedarf keines Nachweises, daß die Wahlziffern in diesem sächsischen Kreis, der sogar zur Zeit des „roten Königreichs" von der Sozialdemokratie nicht erobert werden konnte, noch wesentlich stärker den Willen zum Verständigungsfrieden aufgezeigt hätten, wenn auch die draußen stehenden Krieger zur Urne geschritten wären. Ueber den Ausgang der nächsten allgemeinen Reichstagswahlen kann jedenfalls nach diesem Vorspiel schon heute kein Zweifel bestehen. Das aber, wir wiederholen es, müßte genügen, um der Regierung den Kurs zu weisen, den sie, und zwar fest und ohne Abweichungen, zu steuern hat. Es ist sinnlos, weil unbegründet, daß sie auch heute noch schwankt und Das, was sie eigentlich zu tun die Absicht hat und im großen und ganzen auch tut, durch heldenhaft angemalte Kulissen zum Gefallen gewisser Athleten und Spezialinteressenten zu verdecken sucht. Bautzen-Kamenz könnte und sollte für die Reichsregierung eine neue Stärkung sein, unbekümmert und offen das Programm zu erledigen, das sie sich gesetzt hat, über das sie aber immer noch ängstlich und darum keineswegs erbaulich teils diplomatisch schillernde, teils teutonisch konfektionierte Vokabelschleier zu breiten sich bemüht. Solche Schwäche der Angst vor der Giftwirkung innerer Entzündungsherde kennzeichnet auch die letzte Rede des Grafen Hertling, damit nur aufs neue den beständigsten aller Fehler der deutschen Außenpolitik wiederholend. Der Kanzler kreuzte, als fürchte er auch heute noch, daß plötzlich von irgendwoher der alldeutsche Sturm sein Boot fassen und umlegen könnte. Die entscheidende Folge solcher Uebervorsicht aber ist, daß die eigentliche Führung bei der nun sich zwangsläufig, wenn auch nur tastend entwickelnden Friedensdisposition auf den Grafen Czernin übergegangen ist. Ein Zustand, den wir an sich bedauern, der aber eben als ein Ergebnis der glorreichen alldeutschen Politik betrachtet werden muß, einer Politik, die Deutschland stark machen möchte, und die es immer wieder schwächt. Wir wollen es nicht leugnen: wir empfinden eine gewisse Beschämung darüber, daß der Graf Czernin ausersehen werden mußte, die Brücke über den Ozean hinüber zu bauen. Es ist gewiß richtig, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Amerika die Hindernisse geringer sind; aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Rolle der Friedensführung Deutschland zugestanden hätte, und

auch das ist gewiß, daß hierfür die politische und die technische Möglichkeit zu finden gewesen wäre. Daß es nicht geschehen ist, gehört auf das Konto der zwar überflüssigen, aber immer noch wirksamen Furcht vor der Siegfriedensfronde. Solche Fatalitäten hat die Politik der starken Männer zur Folge: Deutschland hat sich in die Stellung des Mandanten hineinbegeben müssen und hat Oesterreich-Ungarn zu seinem Anwalt ernannt. Wenn man dies und alles, was damit zusammenhängt, richtig sieht und bedenkt, begreift man die Seufzer, die die ‚Germania' ausstößt, wobei sie wohl halb und halb die Stimmung und Meinung des Kanzlers aufdeckt: „Die Reichsregierung kann nicht daran denken und denkt tatsächlich nicht daran, eine Desperado-Politik nach alldeutschen Rezepten zu machen. Das leuchtet zwischen den Zeilen der Kanzlerrede unverkennbar hervor." Es leuchtet hervor; aber es könnte hell und weithin sichtbar aufbrennen, wenn sich die Reichsregierung von den letzten Resten ihrer alldeutschen und konservativen Aengste zu befreien wüßte. Es ist wiederum die ‚Germania', die durchaus richtig erkennt: „Es galt, uns aus dem Uebel herauszuführen . . . Was da verwirren konnte, war lediglich auf das Treiben einer oppositionellen Presse zurückzuführen, die kein Mittel unversucht ließ, in letzter Stunde die Reichsleitung von ihrem zielbewußt verfolgten Kurse abzubringen und auf alldeutsche Rezepte einzustellen."

Wir sind wenigstens einigermaßen aus dem Nebel der Phrasen und Phantasmen herausgeführt worden und haben uns von dem beabsichtigten Kurs nicht abbringen lassen; aber der Kompaß war, so peinlich es auch ist, dies zu sagen, oesterreich-ungarisches Fabrikat. Hoffentlich lernt die deutsche Reichsregierung nun allmählich und möglichst bald, daß sie solcher für sie und das Reich nicht nützlichen Rücksichtnahme auf die Herren um Westarp und Reventlow entbehren kann. Was sie auch immer tun mag, die Friedensdisposition zu klären und auszuführen: der Mehrheit des deutschen Volks kann sie gewiß sein. Diesmal hat Graf Hertling es leider noch für richtig befunden, zu Czernin zu sagen: Hannemann, geh du voran, du hast die größern Stiebel an. Die größern Stiefel aber waren Graf Czernins Ueberzeugung, daß er, wie es sich für einen Staatsmann der Demokratie gehört, mit seinem Volk eines Willens ist. Graf Czernin hat die oesterreich-ungarischen Vorgänge, die man dem deutschen Volke mit so falschem, von der wiener Arbeiterzeitung zu Recht als innerpolitischer Zitterkrampf verhöhntem Eifer verheimlichen wollte, richtig zu deuten gewußt. Er hat die Streikenden getadelt, aber er hat sie verstanden. Er hat sie als Unterstützung, wenn auch nicht herbeigerufen, so doch entgegengenommen. Und er konnte dies tun, denn die oesterreich-ungarische Arbeiterschaft, die, weniger des Brotmangels als der brester Stockungen wegen, ihre Macht in einer Ausmessung, die alles Bisherige übertraf, eingesetzt hatte, unterschreibt den Grundsatz, der die Voraussetzung jeder Friedensdisposition der Mitte-

mächte ist und bleiben wird: das unbedingte Eintreten für die Integrität des Staatsganzen und damit die bedingungslose Durchführung des Verteidigungskrieges. Diese Voraussetzung ist denn auch eine gewisse Beruhigung für das Mißbehagen über die Rollenvertauschung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, was die Führerschaft bei der Friedensfindung betrifft. Weder Scheidemann noch Victor Adler sind für eine Minderung des Vorkriegsstandes zu haben; für Scheidemann ist Elsaß-Lothringen eine bedingungslos deutsche Angelegenheit, und Adler wünscht ausdrücklich, das zukünftige Oesterreich-Ungarn nicht als einen Staatenbund, sondern als einen „demokratischen Nationalitätenbundesstaat".

*

Es kann nun kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der endgültige Frieden den Westen suchen und vom Westen kommen wird. Die kleine, aber hartnäckige Gruppe jener Theoretiker, die sich bedingungslos in die Arme Rußlands werfen wollte, ist darüber ebenso zerschmettert wie aufgebracht. Sie mag von ihrer Liebhaberei, wie Kühlmann es nannte, nicht lassen und sieht bereits, prophetisch begabt, wie Georg Bernhard nun einmal ist, die Zukunft des Deutschen Reichs für alle Ewigkeit verbaut und verloren. Wir haben hier nie verschwiegen, daß der Krieg nur durch die Verständigung mit dem Westen beigelegt werden kann, und daß nur auf diesem Wege eine halbwegs zuverlässige deutsche Entwicklung zu suchen ist. Rein spekulativ mögen auch die Fanatiker der östlichen Richtung recht haben; vielleicht wird sogar einmal — nämlich nach dem Mordsiege Asiens über Europa — ein Professor und Kritiker der Geschichte haarscharf nachweisen, daß die Entwicklung, wie sie nun läuft und nicht mehr aufgehalten werden kann, ein Fehler war. Mag sein. Die Geschichte leidet eben noch mehr als die Natur an der Unvollkommenheit, daß das Ideal, wie es in der Retorte entstehen könnte, von der Wirklichkeit nicht nur nicht erreicht, sondern so und so oft widerlegt wird. Letzthin entscheiden die Tatsachen, und nur aus solchen Tatsachen kann die Politik sich aufbauen. Als eine so entscheidende Tatsache aber steht fest, daß Rußland zur Zeit ein in Gärung übergegangener Körper genannt werden muß. Darauf hat Kühlmann eindringlich hingewiesen: „Es sieht so aus, als ob der Prozeß der Zersetzung und Zersplitterung noch für lange Zeiten sich fortsetzen sollte." Wie nun wäre es möglich gewesen, auf so unsichern Grund den Frieden zu gründen! In einer spätern Zukunft wird Rußland gewiß wieder eine kompakte, zuversichtlich wieder eine vom westlichen Expansionsdrang ergriffene Macht sein. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß dann und auch bereits auf dem Wege dorthin England abermals und, wie so oft bisher, den russischen Koloß als Prellbock gegen Deutschland ausspielt. Aber der Tag entscheidet. Und gegenwärtig ist es jedenfalls so, daß der Friedensschlüssel dort gesucht werden

muß, wo die Macht sitzt, die gegenüber der des Vierbunds als aktive Realität wirksam ist. Wir wollen einen Friedensschluß mit Rußland gewiß nicht unterschätzen; aber für die Beendigung des Weltkriegs bedeutet er schließlich nicht mehr als einen neuen, allerdings fühlbaren Druck auf die Westmächte, friedensbereit zu werden. Doch genügt hierfür, nüchtern angeschaut, die gegenwärtige Lage, die uns im Westen die volle Kraftentfaltung erlaubt. Wenn also etwa, womit man immerhin rechnen muß, Trotzkis dogmatische Hartnäckigkeit den Abschluß verhindert, so kann dadurch die eigentliche Liquidation des Krieges kaum gestört, vielleicht sogar gefördert werden. Womit gesagt ist, daß wir dem russischen Chaos gegenüber keine Eile haben, wenn wir nur die Gelegenheit, beide Arme rühren zu können, dazu benutzen, fest nach dem uns von der Geschichte, vom Instinkt und von der Kultur diktierten westlichen Anschluß zu greifen, ihn zu zwingen, ihn uns zu sichern. Fürs erste aber ist mit einem Scheitern der demnächst in Litauisch-Brest wieder aufzunehmenden Verhandlungen kaum zu rechnen, wenngleich für ihr Gelingen noch kein sicherer Weg zu sehen ist. Immerhin: so sehr auch Trotzki offenbar der Tendenz folgt, Rußland in der Absteckung des zaristischen Raubreichs als eine unteilbare Einheit anzusehen und den abstrebenden Randvölkern nur die ein wenig bajonettstachlige Freiheit, die er meint, einzuräumen, so scheinen doch die halbwegs vorgeschrittenen Verhandlungen mit der kiewer Ukraine (wobei auch die Kaufkraft der Mark eine Rolle spielen dürfte) und ebenso die Abmachungen mit Finnland den Ausgang des brester Friedenskonzils nicht ganz hoffnungslos erscheinen zu lassen. Eins sollte Rußland jedenfalls bedenken: verschiebt es seine Spezialgeschäfte bis zur Generalweltabrechnung, so wird es eine schwere Enttäuschung erleben. Anglo-Amerika hat nämlich ein vitales Interesse daran (hier stimmen wir den östlichen Fanatikern durchaus zu), die Kluft zwischen Rußland und den jetzigen Mittemächten zu erweitern; und es wird schon, um möglichst viele Forderungen von sich abzulenken, heftig Wechsel auf den russischen Bankerott ziehen. Es läge darum im eigenen Interesse Rußlands (ein Rat, der übrigens auch für Frankreich gilt), sich so, wie Hertling es fordert, unabhängig von der Rumpf-Entente mit den Mittemächten zu einigen. Wie diese Einigung nun auch schließlich aussehen wird — sie zeigt schon heut die Lunte für eine feuergefährliche Auseinandersetzung in Mitteleuropa: Polen. Wobei aber zu bemerken ist, daß die Größe dieser Zukunftsgefahr, welche Lösung auch immer gewählt wird, nicht gemindert werden kann. Polen bleibt bis auf weiteres ein fatalistisches Symbol für das Schneckentempo des werdenden Europa. Man muß sich bescheiden und mit einem kleinen Zynismus trösten: wenn jene Ostliebhaber davon sprechen, daß die englischen Inseln amerikanisches Vorland sind, so läßt sich ebenso gut sagen, daß Rußland Asiens Vorposten ist, und daß die Linie, die den europäisch-amerikanischen Block von dem

asiatischen trennt, etwa bei Warschau oder heute vielleicht noch bei Posen vorbeiläuft.

Die Brückenbauer sind an der Arbeit. Es wäre falsch, darüber zu jubeln und frühzeitig die Rüstung abzubinden. Nicht einmal die Tatsache, die bei dem Hinweis des Grafen Czernin, daß es sich vielleicht empfehlen würde, zwischen Oesterreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten ein Zwiegespräch herbeizuführen, vorausgesehen werden konnte, nicht einmal die Tatsache, daß Graf Czernin und Wilson, man darf es wohl so sagen, bereits in Verbindung getreten sind, kann uns übermütig machen. Es wird vielleicht noch viel Blut fließen. Und wir werden, woran wir ja niemals auch nur den geringsten Zweifel gelassen haben, falls es zu einer nach Westen gerichteten Offensive kommen sollte, gewaltige militärische Erfolge den bisherigen hinzuzufügen haben. Aber die bereits vorliegende Entscheidung wird dadurch in keiner Weise beeinflußt werden können. Der Weg über Washington und London muß gegangen werden. Wir haben gesiegt, und wir werden weiter siegen; aber wir haben England und Amerika nicht besiegt, und wir werden sie nie besiegen. Wir werden mit beiden verhandeln müssen. Wir könnten dies aber schon heute tun, ja, wir wollen es tun. Weigern sie sich, die Brücke, die sie selber mitbauen halfen, und die wir von der andern Seite her ihnen entgegenwölben, jetzt zu betreten, so werden alle Teile darunter zu leiden haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solch törichter Trotz sich früher oder später an den Friedensweigerern rächen würde; wir bekennen uns bedingungslos zu dem Wort des Kanzlers, daß unsre Friedensbereitschaft kein Freibrief für die Frivolität oder auch nur für die Unsachlichkeit unsrer Gegner ist. Die nächsten Wochen werden vielleicht die Entscheidung bringen, vielmehr sie werden bestätigen, was bereits entschieden ist. Eins sollen aber unsre Gegner bedenken: es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß vor der schwarz-weiß-roten Flagge, wenn sie über Paris aufgeht, die Verständigungsfahne von Bautzen-Kamenz auf Halbmast sinkt.

Publizisten von Johannes Fischart

I.

Theodor Wolff

Noch immer haben den Durchschnittsmenschen, den Publikus, die Dinge, die Tatsachen weniger interessiert als die Persönlichkeiten, die, schiebend und stoßend, dahinter standen. Carlyle hat eine ganze Geschichtstheorie darauf aufgebaut. Er orientierte sich in der Historie an den Helden. Das Altertum ergötzte sich an Plutarch, dessen biographische Aufzeichnungen man noch heute lesen sollte. Die moderne Zeitgeschichte hat einen ganz neuen Typ solcher Helden herausgearbeitet, die auf die Gestaltung der Zeit-

geschichte den allergrößten Einfluß ausüben. Das sind: die politischen Publizisten. In demokratischen Ländern hat sich dieser Heroismus der Feder natürlich viel früher Bahn gebrochen. Frankreich, oder richtiger: Paris, ist der klassische Boden dafür. In Deutschland hat man die Presse, so gierig man auch morgens und abends nach ihr griff, Jahrzehnte lang höher als Säuberungsmittel für das Einauge der menschlichen Kehrseite geschätzt denn als geistigen Wegweiser für die beiden Augen, mit denen man die Welt zu betrachten und zu werten pflegt. Wenigstens war das die übliche Ansicht aller offiziellen oder offiziösen Kreise über das notwendige Uebel der Presse. Im Kriege hat man dann auch bei uns, unter dem Druck der Tatsachen, umgelernt, und die Zeitungen können sich im allgemeinen nicht mehr über Zurücksetzung beklagen. Im Gegenteil: man ist allmählich in Zumutungen aller Art so aufdringlich geworden, daß es der ganzen Charakterstärke der leitenden Journalisten bedarf, um gegen Einflüsse und Einflüsterungen aller Art immun zu bleiben. Nicht wenige unter den deutschen Publizisten haben diese Probe, auf die sie mit einem Male gestellt wurden, nicht bestanden. Die meisten, die kompakte Mehrheit sogar, haben im Stillen ein Kompromiß geschlossen. Der Publikus, den man keineswegs einfältig schelten soll, hat das, mit seiner Witterung, wohl gespürt, und Mißtrauen gegen die Zeitungen hat sich in seine zweifelnde Brust geschlichen.

Zu Denen, die sich, auch in all dem bunten Wechsel der Kriegspsychose, ein völlig grades Rückgrat bewahrt haben, gehört Theodor Wolff — wenn man will, ein Wahrheitsfanatiker, der selbst gegen die tägliche Lebenslüge anzukämpfen versucht. Wolff war ursprünglich purer Literat. Die Form war ihm einst alles, das Aesthetische das Primäre. Wie alle Jünglinge mit geistigem Eigenleben hat auch er schon auf der Schule gedichtet. Aber immer war ihm, bei allem jugendlichen Draufgängertum, eine skeptische, eine kritische Ader eigen. ‚Kritische Waffengänge‘ hieß denn auch die erste von ihm, noch in der Schulzeit, herausgegebene Zeitschrift, die eine Reihe gleichaltriger Kameraden zu Mitarbeitern zählte, junge Leute, die man bald darauf zum Teil in der Scholarenschar Erich Schmidts fand. Später legte er, laut, ein Bekenntnis für den machtvoll heraufkommenden Naturalismus ab, indem er die Freie Bühne anregte. Schauspiele und Romane entstehen. Die Helden sind aus weichem Ton. Nicht Kleist ist das Vorbild Theodor Wolffs. Eher Heine, vielleicht auch Börne. Aber auch das ist nur ein Vergleich ganz obenhin. Denn hier ist eine durchaus selbständige Natur, in der freilich das Milde, Verbindliche das Harte einhüllt. Die Menschen seiner Dichtungen sind geistvoll, prägen feine Worte, und ihr Leben ist, unbeabsichtigt, ein Kultus der Schönheit, eine reizvolle Abendunterhaltung bei diskret gedämpfter Beleuchtung.

Entscheidend wird für Wolff ein langer Aufenthalt in Paris. Sein Formtalent bekommt hier, in der bestrickenden Luft der Boule-

vards, den letzten schimmernden Schliff. Und es bleibt nicht beim Feuilleton. Die Politik fängt ihn ein. Die Politik, der unerbittlich tägliche Zwang, zu handeln. Zuerst fesseln ihn die politischen Köpfe, wenn man nachträglich aus seinen Publikationen eine solche Genesis herstellen will, alle die impulsiven Rhetoriker und Kammerhelden von Frankreich. Dann tuts ihm die Sache selbst an, die Politik, dieses Hin und Her, dieses Für und Wider von Menschen, Dingen und Meinungen, diese immer neuen Versuche, die Gegensätze auszubalanzieren, ohne daß je eine Harmonie zu erreichen wäre: Thesis, Antithesis, Synthesis. Es war die Zeit der politischen Spannungen im Innern Frankreichs sowohl wie in ganz Europa. Dafür wie hierfür ist ein Name bezeichnend: Dreyfus und Algeciras. Dazwischen lag Vieles, mehr noch davor und dahinter. In alles griff Theodor Wolff, schreibend, handelnd, ein.

Sein literarischer Ruf war bereits begründet, als er, im Januar 1907, nach Berlin zurückkehrte, um, nach Arthur Levysohns Tode, an die Spitze des Berliner Tageblatts zu treten. Multum et multa brachte er von Paris mit heim: ein sauberes politisches Hemd, eine ungemeine Personenkenntnis, eine intime Vertrautheit mit den Schlichen und Pfiffen der Diplomatie und ein ehrliches liberal-demokratisches Herz, das die Leute in Berlin, in Preußen-Deutschland durch immer neues Zureden veranlassen wollte, die halbabsolutistischen friderizianischen potsdamer Gamaschen endlich auszuziehen und sich der übrigen Kulturwelt Westeuropas politisch anzugleichen. Der neue T. W. war schneidig und scharf und machte vor keiner Tradition Halt. Unerschöpflich war das Arsenal, aus dem er die Waffen gegen das bestehende politische System holte. Er bekämpfte es mit Scherz und Satire, mit Zorn und Entrüstung. Damals hatte sich, wenigstens für eine Zeit lang, selbst der Freisinn, der entschiedene Liberalismus, für die glatte Geschäftspolitik des Fürsten Bülow hergegeben. In dieser Block-Aera stritt das Berliner Tageblatt so ziemlich allein gegen eine Politik, die künstlich untilgbare Gegensätze zwischen rechts und links verschleiern, verschieben und verfälschen wollte. Trotz allem Geschrei, trotz manch liebenswürdiger Werbung blieb Theodor Wolff fest und rückte grade jetzt, in ganz prononzierter Weise, die preußische Wahlrechtsfrage, immer und immer wieder auf die Reform pochend, in den Vordergrund. Das war der Erisapfel, den er zwischen die zu unsittlicher Ehe gezwungenen Parteien rollte. Und der Erfolg hat ihm, nach zwei Lustren, recht gegeben. Die Regierung hat schließlich selbst das gleiche Wahlrecht vorgeschlagen.

Der Politiker Theodor Wolff ist zweifellos eine der befehdesten Persönlichkeiten im politischen Leben Deutschlands. Aber eins wird ihm, neben der Lauterkeit und Stärke seines Charakters, niemand abstreiten können: daß er einen politischen Instinkt von ungewöhnlicher Sicherheit besitzt. Das Psychologische ist der Grundzug seiner politischen Schriftstellerei. In jedem Montags-

leitung, „wurden von Vielen die wertlos gewordenen Grundsätze des Rechtes, der Wahrhaftigkeit und der Menschenwürde in den Trödelladen gehängt. Das unerfreuliche Geschlecht der pathetischen Philister und der Pharisäer breitete sich aus. Diejenigen, die keinen Feind auf dem Boden ihrer Heimat dulden, aber auch das Erbteil der edelsten Geister unbeirrbar, mit ruhigem Sinn behüten wollen, fühlen sich zu einer gemeinsamen Aufgabe vereint. Sie tragen aus der Zerstörung die wahren Hausgötter in die Zukunft hinein."

Das ist Theodor Wolff. Das ist sein Lebensstil.

Alexandrinertum von Egon Friedell

Wenn in Literaturgeschichten, Aesthetiken und ähnlichen überflüssigen Produkten des menschlichen Geistes das Wort „Alexandrinertum" auftaucht, so bedeutet es regelmäßig eine Beschimpfung. Der Professor oder Literat will damit sagen, daß es sich um eine geistige oder künstlerische Richtung handelt, die in ihrem innersten Wesen epigonenhaft, blutleer, mechanisch und künstlich, professoral, aus zweiter oder dritter Hand — kurz, so wie er selber ist. Nun ist es aber mit diesem Begriff wie mit so vielen andern: ein Merkmal — und nicht einmal das wesentlichste — hat alle übrigen überwuchert, und die populäre Auffassung sieht nun nur noch dieses.

Die alexandrinische Periode, die die letzten drei Jahrhunderte (genauer: das dritte Jahrhundert) vor Christus umfaßt, ist durchaus keine „Verfallserscheinung", sondern in ihr gelangt die griechische Volksbegabung sogar erst zu ihrer bedeutsamsten und charakteristischsten Entfaltung. Die griechische Kultur wird zur Weltkultur: sie verbreitet sich über das gesamte damalige Zivilisationsgebiet, und sie entwickelt erst in diesem Zeitraum jenen freien, reichen, scharfen und vielfältigen Geist, den wir seitdem als spezifisch hellenisch zu betrachten uns gewöhnt haben. Dieser Abschnitt der Kulturgeschichte ist jahrhundertelang von der Forschung vollkommen vernachlässigt worden, die immerzu wie hypnotisiert auf das perikleische Zeitalter blickte und neben diesem nichts gelten ließ; und wenn erst seit wenigen Jahrzehnten wieder ein stärkeres Interesse für die nachperikleische Zeit erwacht ist, so hat dieses einen sehr naheliegenden, man möchte fast sagen, egoistischen Grund: sie besitzt nämlich eine große Aehnlichkeit mit der unsrigen.

Was war nun der dominierende Grundzug der Alexandrinerzeit? Wir können es mit einem einzigen Worte zusammenfassen: Individualismus. Damals zum ersten Male erkannte der Mensch, daß er etwas absolut Einzigartiges sei, nicht bloß als Spezies oder als Nation, sondern in jedem einzelnen seiner Exemplare. Es sind die großen philosophischen Systeme der Stoiker, Skeptiker und Epikuräer, die diese Wahrheit formuliert und verkündet haben. Untereinander haben ihre Vertreter sich aufs leidenschaftlichste bekämpft, aber in diesem einen Punkt waren sie vollkommen einig. Damit hängen nun zunächst zwei

„Mode" ist, hat erst jene Zeit erfahren, man küßt den Damen die Hand und denkt allen Ernstes daran, sich aus unglücklicher Liebe umzubringen. Und noch eine zweite Großmacht kam damals empor: das Papier! Man gewöhnt sich daran, alles womöglich schriftlich und möglichst umständlich schriftlich zu sagen. Es war ein vollkommen literarisches Zeitalter.

Die Kehrseite aller dieser Dinge war aber eine ungeheure Blasiertheit. Man ging nur noch auf das Sensationelle, Raffinierte, Komplizierte, oder man schwärmte rousseauartig für „Bukolik", für die Freuden eines gestellt einfachen Landlebens. Man bezog die ausgesuchtesten kulinarischen und geistigen Leckerbissen aus allen erreichbaren Weltgegenden. Aber über dieser feinnervigen, betriebsamen und allwissenden Menschheit brütete ein ungeheurer bleierner Nihilismus. „Wenn der Mensch keinen Schmerz und keine Freude mehr empfindet, wird der Winter der Seele gelöst": in diesen Worten Epikurs ist die Formel für die Stimmung der Zeit gefunden. Und so kam es zu jenem grandiosen Schauspiel eines allgemeinen Weltekels, der die gesamte Kulturmenschheit wie eine Epidemie ergriff.

Aber dann wurde eines Tages in einer fernen verachteten Provinz ein sonderbarer Mensch geboren. Der verstand von der Philosophie mehr als Plato und vom Erobern mehr als Alexander und erlöste diese Menschheit.

Die rote Zeit von Paul Hatvani

Von Albert Ehrenstein sind (bei S. Fischer) neue Gedichte erschienen: ‚Die rote Zeit'. Die weiße Zeit ist rot geworden; der Held ward zum Berserker; neue Gesichte dringen in alte Lieder ein: Albert Ehrenstein offenbart Wort um Wort die Geheimnisse der Zeit, des Worts; das Geheimnis der Geheimnisse. Alte Gedichte mischen sich in neue. Wo, wie bei ihm, Gedicht nur eine Manifestation für Gesicht ist, bekommt der Begriff ‚Lyrik' neue Bedeutungen. Worte toben. Wüten gegen die Gegenwart. Gegenworte grinsen entgegen. Lyrische Requisiten stäuben sich ins Weltall, kosmisch ist die Abstraktion der toten Dinge, die Lebendigen sind tot. Nicht nur ein Dichter schreit auf — das würde man etwa noch nach dieser Zeile: „Deine Augen haben zwei Eichhörnchen und ein Reh" glauben —, sondern auch ein Mensch. (Das zu sagen ist banal, aber als Beweis diene ein Zitat:

„Wird je die Sonne mich aus Schatten heben?
Bitter seufze ich. Wo ist das Leben?
O daß in Gott die Staaten schmölzen,
die zwischen Menschen Grenzen wälzen!")

Nicht nur ein Mensch — sondern auch die Erde, die Sprache, das Wort. Ein Unpersönliches heult empor; er übersetzt es in die Sprache.

. . . Dieses Unerhört-Unmenschliche Albert Ehrensteins ist noch zu entdecken. Wie immer, wenn Ethos ohne Pathos auf sich

selbst gestellt, Weltanschauung wird, geht es um die Frage: Mensch oder Nicht-Mensch. (Nietzsches Uebermensch war eine pathetische Ausrede; der „Mitmensch“ des gebräuchlichen Sozialismus ist ein politisches Schlagwort — man sehnt sich nach Pantheismus!) Ehrenstein wird, in dieses Urproblem der Seele gestellt, elementar. Er verneint die Menschheit; aber „verneint“ und „Menschheit“ sind falsche Worte. Wo er „Menschlichkeit“ sagt, handelt es sich um eine platonische Humanitätsidee. Um ein irdisches Gefühl, das die Beengungen kultureller Entwicklung nicht kennt, weil es darüber hinaus ist und trotzdem Ursprung . . . Mensch geblieben ist. Aber:

. . . „Fehler ist es, Mensch zu werden“ . . .

schließt ein Gedicht, und dieses Werden bekämpft ein Sein, das den Begriff „Mensch“ in Mißachtung gebracht hat. Beim neuen Ethos handelt es sich nicht mehr darum, ein guter Mensch, sondern nur gut zu sein. Die Eigenschaften des Menschen werden abstrahiert; Mensch ist das Nicht-Ich der Menge, das Absolute des Göttlichen — Gott ringt nach Worten. In Verszeilen, die um des irdischen Jammers willen geschrieben sind, zerglüht sich die letzte Realität. Es bleibt nur ein Ton übrig, der noch leise das ersterbende Geheul der Welt — „das sterbende Barbaropa“ sagt Ehrenstein — mitklingen läßt . . . und ein neues Mythos.

Wo, angesichts dieser Zeit, jede andre Lyrik pathetisch wird, entsteht Ehrensteins neue Wort-Mythologie. Jedes Wort ist sein eigener Gott und Held. Worte reiten durch entseelte Landschaften. Worte sind Waffen, Speere, Schwerter. Befahren die Meere, gehen unter. Stoßen auf Minen und Mienen. Krieg entbrennt. Abstraktionen haben Antlitz und grinsen. Das Verbum ist episch: es geschieht. Das Substantivum lyrisch: es ist. Alles hat Landschaft — und da es Worte gibt, liebe, gute, böse, schlechte Worte, ist der Mensch überflüssig. Hier erreicht Das, was man leichtfertig „Pessimismus“ nennt, eine höchste Vollendung. Nicht antimenschlich mehr ist die heroische Landschaft dieser Dichtung, sondern schon a-menschlich. Eine Steigerung: näher, mein Gott, zu dir!

Ewiges Mißverständnis leitet Lyrik immer noch von Lyra, Dichtung immer noch von Musik ab. Es ist aber zu sagen, daß Dichtung — wahre Dichtung — Geist ist und Geist die große Antithese zur Musik. Albert Ehrenstein, der Dichter, ist typischer Unmusiker; aus Geist geborene Zeilen entsagen dem Geklingel, versagen sich der Musik, sei es nun des Worts, sei es des Sinns. Aber auch der Geist ist Ursprung, und diese Verse — einsam im Geiste und einzig in der Zeit — beginnen und enden im Geiste. Sie sind linear, aber weltumfassend. Freilich ist diese Welt ohnmächtig vor soviel Liebe, vor soviel Haß. Deshalb ist Alles fremd davor, und nur kleinlich-verbürgertes Empfinden spricht vor diesen großen Dokumenten menschlicher Seele von „Unglück“.

Denn diese Gedichte sind geschrieben, weil Güte zwecklos geworden ist.

. . . „Keinem habe ich Schlimmes getan,
Allen Guten half ich ein wenig.
Glück, dich soll ich nicht haben.
Man will mich nicht lebend begraben."

Anders, als es die Weltferne der anderen Dichter zu sagen hat, ist diese Weltnähe gesagt. Inniger ist die Welt, die so verachtete, geliebt, näher dem Leben aber als der übliche Weltschmerz dem Tode, ist der apokalyptische Wunsch:

. . . „Schön ist es, ein Skelett zu sein oder Sand."

Und weil — irgendwie aus „göttlicher Gerechtigkeit" — mit der Verendung der Zeit ein glücklicher Anbruch einer neuen zu geschehen hat, sind die Gedichte Albert Ehrensteins nichts als die Visionen einer großen Güte, die sich im Lärm der Gegenwart hinter den Emblemen des Hasses, des Ekels, der Trauer verbergen muß.

Emmy Leisner von Julius Bab

Hier in Königsberg hat gestern die Emmy Leisner gesungen. Wißt Ihr — es ist scheußlich, aber ich muß zu den Bürgern meiner Geburts- und Wahlheimat Berlin augenblicklich wahrhaftig in der zweiten Person reden — wißt Ihr eigentlich, was Ihr an der habt? Ich nehme es an, denn Ihr könnt sie ja oft genug auf der Opernbühne sehen. Ich habe sie bloß vor sechs oder sieben Jahren mal in Hellerau den Orpheus und später in der Matthäus-Passion singen hören. Aber daß sie eine richtige Heroine ist, etwas unglaublich Großes und Stolzes inmitten eines nervösen, zierlichen Geschlechts, das merkte man auch gestern im Konzertsaal. Der hohe Wuchs und die Wucht der Schultern gehört dazu. Und daß die Wendung von einem „kühnen Profil" einmal einen Sinn gehabt hat, ehe sie von den Feuilletonisten totgejagt wurde, das fällt einem bei dem Anblick dieser Stirn auch ein. Ja, und dann singt sie: es sind Schuberts Töne zu Klopstocks Worten — sie singt „dem Unendlichen" zu. Und wenn in der letzten Zeile aus der Musik das Wort „Gott" entfesselt wird, dann „donnern" wirklich „die Welten" und „hallt der Posaunenchor". Eine Stimme dunkel wie bronzene Glocken und klar wie geschliffener Stahl schlägt empor, daß man zu fühlen glaubt, wie sich das Dach des riesigen Saales hebt und Unendlichkeit hereinläßt. Dann singt sie sehr still und schwer den ‚Tod und das Mädchen'. Und auf denselben wundervollen Strömen bronzener Glockenklänge fließt die Sapphische Ode von Brahms vorüber. Ganz zuletzt aber wird wieder zur großen Feier geläutet: Schubert ‚an die Musik' — „Du holde Kunst". Emmy Leisners Kunst ist mehr als „hold". Sie singt zwar auch holde, niedliche, graziöse Sachen, und sie macht es geschickt und keineswegs unliebenswürdig. Aber Andre, Kleinere machen das auch, ebenso gut, oder besser. So ein neckisches Ständchen hat, zum Beispiel, acht Tage vorher ihre graziöse und

restricted

restricted

Ich für mein Teil kapituliere. Wenn diese Phrasen mein Gehirn berühren, befinde ich mich im Kahn auf hoher See. Ich werde seekrank. Und ich möchte so leidenschaftlich gern dahinter kommen, was die Regierung bei ihren amtlichen Aeußerungen denkt.

Meine Herren von den Mehrheitsparteien! Protestieren Sie gegen diese babylonischen Kryptogramme! Wenn aus Rücksicht auf den internationalen diplomatischen Gebrauch eine Aenderung der amtlichen Beredsamkeit nicht eintreten kann — setzen Sie den Entwurf meines Wörterbuchs auf die Tagesordnung! Vielleicht kommt man sich ein wenig näher, wenn man sich versteht. Vielleicht erlebt die Welt die aufregendsten Ueberraschungen, wenn man endlich dahinter kommt, was der Andre eigentlich gesagt hat!

Publizisten von Johannes Fischart

II.

Ernst Graf zu Reventlow

Damals, zur Zeit der Gegenreformation, schrieb ich das „Jesuitenhütlein'. Anno Domini Fünfzehnhundertundachtzig. Das war eine bittere Satire wider die Jesuiten, die mir in jenen zerrissenen Zeitläuften als die größte Gefahr für die Kulturentwicklung Deutschlands erschienen. Heute, nachdem sich im Religiösen so viele Gegensätze abgeschliffen haben, denke ich wesentlich ruhiger darüber. Heute habe ich nichts mehr gegen die Wiederzulassung der Gesellschaft Jesu in den deutschen Landen, weil der größte Teil des Volkes, nach Jahrzehnten unablässiger Aufklärung, seelisch meines Erachtens immun geworden ist gegen eine neuerliche konfessionelle Verhetzung. Anders auf politischem Gebiet. Da sind Hunderttausende, durch das jähe Ungewitter des Krieges, geistig aus dem Gleichgewicht geraten, und im Jahrmarktstrubel der Politik haben, während draußen die Besten der Nation im Schützengraben still und selbstverständlich ihre Pflicht tun, die großen Wortbelden den meisten Zulauf. Oder hatten ihn wenigstens. Denn schon naht der Abend; die Liquidierung des Krieges ist eingeleitet, und die dröhnenden Megaphone der Schreier vor den alldeutschen Schaubuden beginnen heiser zu werden. Vieles, was ich einst über die Jesuiten schrieb (die Kirche vergeb' mirs), würde sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernen, wenn ich es jetzt auf die Alldeutschen münzte. So dies:

> Mit Blutpraktik und Greulichkeit,
> Mit Mordstiftung, Unfriedsamkeit,
> Mit den Schürgabeln der Verhetzung
> Und mit Feuerpfeilen der Verletzung,
> Mit den vergifteten Lügenspießen . . .

Na, und so weiter. Also, dachte ich mir, hätte nach Lucifers Weisung in jener Epopoe der Hütleinmacher das Jesuitenhütlein

auszustaffieren. Nehmt, natürlich, alles nur in allem und übersetzt jene klobige Sprache von ehedem ins moderne Gefällige, und die Charakteristik ist fertig.

Nicht alle Alldeutschen sind einander völlig gleich. Selbstverständlich nicht. Es gibt tausenderlei Schattierungen. Der Umfang ihrer Aeußerungen ist, musikalisch ausgedrückt, so reich wie drei Oktaven im Baß und drei im Diskant. Den kräftigsten Ton schlägt Graf Ernst zu Reventlow an, der täglich zwei und noch mehr Male in langen, selten weniger langen Artikeln der Deutschen Tageszeitung zum Publikus spricht. Eine merkwürdige Gestalt. Da gibts keinen menschlichen Instinkt, dem er, hemmungslos, nicht schriftstellerisch freie Bahn läßt, keinen Widerspruch, in den er sich nicht selbst verfängt. Nur eine glatte Dialektik, die seit Oertel in der Deutschen Tageszeitung zur Tradition geworden ist, hilft ihm über all das rasch hinweg.

Er, der alldeutsche Wortrecke, nahm sich einst eine Französin zur Frau und quittierte um ihretwillen als Leutnant mit dem Charakter als Kapitänleutnant den Dienst. Allen Respekt vor einer Romantik, die ihre Konsequenzen bis zum Aeußersten zieht. Die Gefährtin, die er sich vor Jahren unter so schwierigen Umständen erkor, steht ihm noch heute zur Seite. Das Leben riß ihn bald in seine Strudel hinein. In Mittelamerika versucht er sich als Pflanzer. Vergebens. Enttäuscht kehrt er nach Deutschland zurück. Das liegt nun schon bald zwei Jahrzehnte zurück. Er versuchts mit der Schriftstellerei. Zuerst begegnen wir ihm im ‚Ueberall‘, einer illustrierten Zeitschrift für Heer und Marine; dann wird er der Marine-Spezialist des Berliner Tageblatts, schlägt sich mit dem Flottenverein herum und landet einige Zeit danach mit seinem glückhaften Schiff in der Täglichen Rundschau. Die ersten antisemitischen Aeußerungen fallen. Aber noch ist er immer ein liberal denkender Mann, ohne natürlich auf ein bestimmtes Parteiprogramm eingeschworen zu sein. Tirpitz, der an der Spitze des Reichsmarineamts steht, wird heftig von ihm befehdet. Auch der Monarch ist vor seinen Angriffen nicht sicher. Seine Schrift ‚Der Kaiser und die Byzantiner‘ erscheint. So um 1907. Seine Majestät umgebe sich nur mit Schmeichlern, schreibt er und registriert ein lustiges Episödchen. Ein pausbäckiger country-gentleman habe, als Wilhelm der Zweite bei einem Besuch in England so und so viele Tiere auf der Jagd zur Strecke gebracht hatte, spöttelnd ausgerufen: Nahezu übermenschlich! In der Täglichen Rundschau bekrittelt er auch den Prinzen Heinrich, der zu Pferde seine Leute, seine Matrosen, im Parademarsch einexerziere, und er findet manches, für einen Geschwaderchef, komisch daran. Reitende Gebirgsmarine. Aber noch klopft man ihm nicht auf die Finger, und Vielen, die im Stillen über diese kleinen Ungezogenheiten des gräflichen enfant terrible kicherten, erschien er nicht unsympathisch. Mir auch. Ich gestehs. Aber dann glitt

er doch eines Tages, in den Augen der gestrengen Militärs, aus, als er beiläufig schrieb, in der potsdamer Garde-Kavallerie täten die Herren Offiziere doch gar nicht so scharf Dienst wie in der Linie. Da schnappte man ein und schleifte ihn vors Ehrengericht. Es gab eine hochnotpeinliche Verhandlung, zu der nun auch noch all die andern literarischen Sünden herangezogen wurden. Der Antrag des Vertreters der Anklage lautete auf Entziehung des Titels und Abknöpfung der Uniform. Das bedeutete für einen Offizier Schimpf und Schande. Das Urteil fiel indessen milder aus. Der Titel wurde ihm gelassen. Er blieb auch weiterhin Kapitänleutnant Ade.

Das war sein Tag von Damaskus. Die Katharsis, die Reinigung des Helden im aristotelischen Sinne, hob an. Man kann diesen Gesinnungsumschwung sogar, wenn man will, genau auf einen bestimmten Tag festlegen: auf den vierzehnten März 1908. Nun wenden sich alle Dinge. Nun schaut er die Welt und ihre Erscheinungen mit ganz neuen Augen an. Tirpitz, den er so häufig im Marinetechnischen angegriffen hat, spendet er jetzt Beifall. Der erklärt daraufhin lächelnd, Reventlow wäre ihm eigentlich zur Zeit der liebste der schriftstellernden Mariniers. Eine Tür nach der andern öffnet sich im Reichsmarineamt dem Herrn Grafen. Reiches Material wird ihm, zu jeder Stunde, in die Hand gesteckt. Er braucht bloß Wünsche zu äußern. Inzwischen hat er, durch Herrn Doktor Rösickes freundliche Vermittlung von der Täglichen Rundschau zur Deutschen Tageszeitung hinübergewechselt. Diese journalistisch-demagogische Plattform ist ihm lieber, entspricht auch mehr seinem draufgängerischen Naturell. In der Zimmerstraße machte man schließlich, bei allen teutonischen Neigungen, doch immer nur Politik in gefütterten Glacéhandschuhen, Klopstocksche Oberlehrerpolitik. Hier aber, in der Deutschen Tageszeitung konnte man, wenns sein mußte, selbst mit der Mistgabel dreinfahren, ohne daß den Lesern der aufgestochene Gestank unangenehm in die Nase fuhr. Zunächst beschränkte der Graf sich auch hier auf das Maritime. Aber im Grunde genommen, war er eine Herrscher-, eine Gewaltnatur. Dem bequemen Herrn Oertel, dem christlichen Bannerträger des Bundes der Landwirte, dem leitartikelnden Chefredakteur der Deutschen Tageszeitung, wurde er bald unbequem. Es gab nicht selten Reibungen. Indessen, der Graf setzte sich durch; und als man Herrn Oertel hinaustrug auf jenen Acker, den man nicht im Frühjahr und Winter umzupflügen pflegt, war Reventlows Machtbereich unbestritten. Morgens und abends schrieb er, E. R., seinen Leitartikel. Die Marinefragen waren nur Ein Kapitel. Er schrieb auch über äußere und über innere Politik, über Kulturfragen, über Antisemitismus, kurz: über alles und noch einiges mehr, oder richtiger: er diktierte es in rascher Folge. Und er wird weiter schreiben heute und morgen, mittags, nachmittags, abends und in der Frühe, und womöglich

auch nachts. Aber das Deutsch ist, bei dieser kaninchenhaften Produktion, schaudervoll, höchst schaudervoll. Da sind Sätze, denen drei-, viermal das Rückgrat gebrochen ist, da sind stilistische Wunder, gegen die alle Auswüchse des Barocks Tändeleien sind, da sind wirre Widersprüche, skurrile Einfälle, psychologische Unmöglichkeiten, und die Gedanken bewegen sich, arabeskenartig, um einige fest gewordene Voreingenommenheiten, Idiosynkrasien, Begriffsklischees, die immer und immer wiederkehren. Ein ewiges Einerlei, das nur durch eine gradezu scholastisch ausgebildete Dialektik manchen reizvoll dünkt.

Das der Mensch. Und die Sache, für die er streitet? Ein Haufen von Irrtümern. Aus der Fülle von Beispielen nur einige wenige. In seinem Kampf für den Ausbau der Marine beschäftigte er sich natürlich, auch schon vor dem Kriege, mit der U-Boot-Waffe. Damals, 1908, forderte auch er, unter heftigen Vorwürfen gegen Tirpitz, einen beschleunigten Bau der Boote, um den Vorsprung Englands einzuholen. „Es ist", schrieb er, „bedauerlich, daß Deutschland bis heute nur ein einziges solches Fahrzeug besitzt." Nachher, während des Krieges, als er sich, Tag für Tag, schirmend vor Herrn von Tirpitz stellte, erklärte er mit einem Male: „Es ist völlig unzutreffend, von Versäumnissen des deutschen Unterseebootsbaus zu sprechen." Nicht geringer war der Widerspruch zwischen seiner Voraussage und der Wirklichkeit in der Handhabung dieser Waffe selbst. Noch 1909 schätzte er den kriegerischen Wert der U-Boot-Waffe nicht eben hoch ein. „Die deutschen Torpedoboote", dekretierte er, „können den breiten Gürtel englischer Verteidigungsmaßregeln nur durchdringen, wenn sie selbst geschützt oder beschützt werden. Dazu wird unter Umständen die gesamte Hochseeflotte erforderlich sein. Somit steht die Durchführbarkeit solchen Kleinkriegs auf den Schultern der Hochseeflotte." Im Krieg ist es, wie man weiß, grade umgekehrt gekommen. Die Hochseeflotte ist zuhause geblieben, und der Kleinkrieg der Unterseeboote und Torpedos hat die Erwartungen selbst des phantasievollsten Laien übertroffen. So weit das Marinetechnische. Gefährlicher randalierte der Graf auf dem Gebiet der äußern Politik, wo er uns tausende von Fensterscheiben im Auslande eingeschlagen hat. Er kennt keine Rücksichten. Jäh aufsteigender Unmut und Hinschreiben ist bei ihm eins. Kein inneres und äußeres Verantwortungsgefühl. Keine psychische Schranke. Vor dem Krieg hat er reichlich gehetzt und sich der Gegenwirkungen gefreut. Nachdem dann das Unheil über Europa hereingebrochen war, setzte er sich für die weitgehendsten Annektionsziele ein. Belgien, insbesondere die flandrische Küste, Teile von Frankreich, Calais und andre Küstenplätze, Kurland, Litauen und so fort waren ihm, neben einer Milliardenentschädigung in Geld und Rohstoffen, unbedingt Lebensnotwendigkeiten für Deutschland. Wer ihm darin nicht folgte — und es gab immerhin einige Besonnene —, den fuhr er an und

sprach ihm jeden Patriotismus ab. Auf Herrn von Bethmann Hollweg hatte ers ganz besonders abgesehen. Den bellte er ohne Unterlaß an und wich ihm, wie ein wütender Kläffer, nicht von den Waden. Das Persönlichste, Allerpersönlichste ward herangezogen. Es hagelte auf den leitenden Staatsmann Verdächtigungen und Verleumdungen aller Art, und in geheimen Konventikeln ging der Graf mit Drohungen noch einen Schritt weiter. „Kleinheit, Schlappheit und Rückenmärkertum" waren, zum Beispiel in der amerikanischen Frage, noch die zartesten Ausdrücke, deren sich Reventlow gegen den Kanzler bediente. Ueberhaupt das amerikanische Problem! Herr E. R. hat nie an eine Kriegserklärung Amerikas geglaubt, stets geschrieben, man solle sich nicht bluffen lassen und sich in der Verwendung der U-Boot-Waffe Amerikas wegen keine Beschränkungen auferlegen. Und als es dann doch zum Kriege kam, höhnte er lachend über die Bedeutung, die man dieser Tatsache in ernsthafter denkenden Kreisen politisch und militärisch beimesse. Wenn man ihn reden hörte, hätte man annehmen müssen, daß Amerika auf die Entente gar keinen politischen Einfluß ausüben und nicht drei Soldaten auf den europäischen Kontinent hinüberschicken könne. Diese Rechnung ist, ohne daß mans noch zu beweisen braucht, grundfalsch gewesen. Hätten wir nicht auch noch Amerika auf der Seite unsrer Gegner gehabt, so hätten wohl mit dem Ausbruch der russischen Revolution, der nun schon bald ein Jahr zurückliegt, die Dinge eine Wendung genommen, die für uns nichts weniger als ungünstig gewesen wäre. Die krankhafte Ueberhitzung dieses säbelrasselnden Patriotismus, der immer nur auf England starrt und den Augenblick abwartet, bis es zerschmettert zusammenbrechen muß, hat auch des Grafen Ethik in Unordnung gebracht. Die Luftangriffe auf England, bei denen meist unschuldige Opfer, Frauen und Kinder, fallen, nennt er eine wohltuende Kompensation zur deutschen Antwort auf die Note des Papstes. „Wir können uns keine erfreulichere Begleitmusik hierzu denken." Oder, ein ander Mal, sucht er nachzuweisen, daß Haß und Rache durchaus mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen seien, mit jenem „praktischen" Christentum offenbar, das die Deutsche Tageszeitung auch sonst hegt und pflegt.

So ist Graf Reventlow. Die ausländische Presse schalt uns in schwülen August- und September-Tagen Barbaren und nannte die Nietzsche, Treitschke, Bernhardi die geistigen Urheber des Krieges. Mischt diese drei zusammen und laßt alles Kluge und Geistig-Feine durch ein Sieb rinnen: was dann auf den Maschen übrig bleibt, der Grund, das Grobkörnige, das Ungeschlachte, das Unethische — seht, das ist letzten Endes der Stoff, aus dem die geistige und seelische Struktur Ernst zu Reventlows geformt ist. Ein Mensch von einem stiernackigen Willen, den das Leben kräftig herumgeschleudert hat; ein Mensch von voraussetzungslosem politischen Leichtsinn, der sich dessen nicht immer bewußt ist; ein hemmungs- und schrankenloser Mensch, der nur an die Instinkte zu appellieren

pflegt, ein solcher Mensch in verantwortlicher, wenn auch nicht offizieller Stellung — sagt euch selbst, wozu das führen muß, und lests in meinem Jesuitenhütlein nach:

Sind rechte Brandschürer, Lärmenblaser
Und aller Ruhe Erzfeinde und Hasser . . .
Kein Wunder, daß viel Hexenwetter
Entstehn, und daß die Luft wird zornig,
Wenn darein kommt dies Tier vierhornig.

Vorschlag von Gregers Werle

Wie lange noch, ihr Herren, wollt ihr quasseln
in Sowjet, Reichstag, Commons oder Kammer?
Wie lang' noch soll die Zungenpauke rasseln
und übertönen der Millionen Jammer?

Ministerhirnschmalz wird nun mählich sauer.
Was wippt ihr immer noch die blut'ge Schaukel?
Ist Jener schlau — der Andre ist noch schlauer
im Schlagwortstimmungsredespielgegaukel.

Weiß Gott, der Weltkrieg ist kein Kaffeestündchen,
belebt durch Zank, geendet durch Umarmen.
Was nützt es, täglich zweimal anzukünd'gen,
man werd' zum Schlusse sich des Feinds erbarmen?

Hingegen so: es lehret die Erfahrung,
daß meerschtendeels bei irgendwelcher Keile,
je nach der Kraft und sonstiger Gebahrung,
die Senge ziemlich ungleich sich verteile.

Man stellt dies fest, reibt sich den untern Rücken,
erkennt am Schlag den überlegnen Kämpen,
sucht noch dem Feind den „Letzten" aufzudrücken —
dann aber in die Scheide mit den Plempen!

Und Schluß mit dem hellenischen Gekeife,
dem Bauernfang, dem Schwindel und dem Zerren,
dem Formelschustern, logischen Gekneife,
dem Lufterschüttern und dem Maulaufsperren!

Denn wenns auch peinlich ist, den übeln Boschen
das Daseinsrecht ein Weilchen noch zu geben —
es schwingt, wenn erst der Massentod erloschen,
die Welt von selbst sich wieder wohl ins Leben.

Die Hermannsschlacht

Von Klopstock sehen wir ab, dem Vorgänger Kleists. Aber achtundzwanzig Jahre nach dessen ‚Hermannsschlacht‘ erscheint Grabbes, ein Stück von genialischer Unordentlichkeit und auch sonst genialisch durchblitzt, das niemals aufgeführt werden wird. Nicht in Akten, sondern in drei Tagen und drei Nächten ziehen Germanen und Römer vor unsern Augen Tau. Der Kampf „wogt“ oder tut doch so. Hätte der Dichter die berlinische Redensart gekannt — es entspräche dem Ton seines Dramas, wenn der Held vom Feinde sagte: Bald lieg' ich oben, bald liegt er unten. Ein Feldarzt tritt auf mit den Worten: „Ich bin allemal derjenige, welcher . . .“ Einer will eine Wunde nicht „versumseien“. Trotzdem Hermanns Schwiegervater auf „Neldchens“ Glücksgestöhn, wie hehr ihr Mann sei, antwortet: „Lassen wirs gut sein das Hehre; meistens besteht es aus nichts als aus glänzenden Kniffen“, und trotzdem der Cheruskerfürst die Römer zur Vorsicht mahnt, denn „der Germane ist voller Hinterhalt wie seine Wälder“: trotzdem ist eigentlich sein einziger Kniff, daß er den Fremdlingen rät, seine Landsleute möglichst hart zu behandeln, weil er weiß, daß sie dadurch zur Raserei gebracht werden — die Herren Ramshagel, Dietrich, Grüttemeier und Stinchen Klopp, die auf Alimente für ihre vier unehelichen Bälger klagt. Der Römer entscheidet, daß sie sie dem Staat auszuliefern habe, und der Erzeuger bekommt fünftausend Sestertien für seine volkskrafterhaltenden Bemühungen zugesprochen (nicht ohne daß er sich denkt: „Ich gehe nach Haus und nicht zu dem rechenmeisterischen Quaestor. Der spezifikatzt mir soviel Gebühren, daß ich auf die fünftausend Sestertien noch sechstausend zugeben muß“). Die Kloppen vergißt die Verhandlung nicht; und als die Römer besiegt sind und jener Römer in ihrer Gewalt ist, da schreit sie: „Nageln wir den krummnasigen Bengel bei seinen Ohren an die Eiche, und reißt ihm die Zunge aus, damit er nicht mehr krächzen kann. (Es geschieht, und andre römische Schreiber und Advokaten werden von den übrigen Deutschen ebenso behandelt.)“ Nein, sanftmütig sind weder Männer noch Weiber. Neldchen mischt sich als Train resolut ins Gemenge, und nach dem günstigen Ausgang lädt sie alle zu einem Gelage. „Alle“ erwidern im Chor: „Es wird uns eine Ehre sein!“ und Hermann murmelt (beiseit): „Ach, wüßte das Palatium, daß diese sonst so tapfern Leute nur ein paar Meilen weit sehen und lieber in der Nähe äßen und tränken, als es zu zertrümmern, so würd' es bei der Nachricht meines Sieges nicht so erbeben.“ ‚Helden‘ von Shaw siebzig Jahre früher. Man lacht sich blau. Aber damit die Geschichte einen seriösen Ausklang kriegt, verstellt sich Grabbe am Ende als Wildenbruch. Rom. Palatium. Säulenhalle darin. Abend. Brennende Kerzen. Augustus schlummert im Hintergrund. Waffengerassel der Praetorianer draußen im Vorhof. Augustus richtet sich mühsam auf und ruft: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Und dann flüstert er seherisch (mit brechender Stimme) ungefähr: Es beginnt eine neue Zeit. Nicht bloß aus dem Norden nahet sie. Da schreibt mir ein gewisser Domingo: drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten . . . Bethlehem . . . Krippe . . . Pontius Pilatus . . . undsoweiter. Jesus Christus nennt man den Wunderknaben. (Er stirbt.) Der lachende Leser desgleichen.

Von Kleists ‚Hermannsschlacht‘ ist die Wirkung nicht ganz so einfach. Wars schon im Frieden nicht. Aus einem Lebewesen wird da plötzlich ein Phantom seiner selbst; und das heißt so viel, daß dieser geniale,

nicht bloß genialische Dichter den Menschen kennt und mit grandioser Unerschrockenheit darstellt, daß er weiß, wie Weiber im Nu zu Hyänen werden, und daß ein Gott ihm gegeben hat, sie vor unserm entsetzten Blick dazu werden zu lassen. Einer, der B sagt, wenn er A gesagt hat, von jener ehernen Konsequenz, die seit jeher unbeliebt war und dem Auftritt der Bärin den Vorwurf der Roheit eingetragen hat und dem Streit zwischen Hermann und Fust um des Varus Erlegung den Vorwurf der Kleinlichkeit. Aber ohne diese beiden Szenen fehlt dem Drama die letzte Gewalt. Bis dahin sind die Leidenschaften nur mit der doppelten Vehemenz des geborenen Dramatikers, der eine undramatische Sache vorhat, gesteigert: hier überschlagen sie sich. Verderberglanz aus der Hölle beizt uns die Augen. Ein Paroxysmus der Wahrheitsliebe rast sich aus, rast um sich. Der dröhnende Haßgesang wider die Feinde betäubt den Sänger nicht so, daß er die überlebensgroße Barbarei der eigenen Landsgenossen vergäße. Und eben diese Barbarei ists, um derentwillen wir im dreiundvierzigsten Monat des Krieges mit seltsam gemischten Empfindungen vor der ‚Hermannsschlacht' sitzen. Am Anfang des Krieges hätten so dämonisch flammende Verse, ihrer Bestimmung gemäß, unwiderstehlich gezündet. Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht (wie wenigstens Germania ihren Kindern zusichert). Selbstverständlich: schlagt sie tot, wenn die Heimat bedroht ist. Das rechte Drama für ein Volk, das besiegt oder zu besiegen ist und mit allen Mitteln zum Heroismus gepeitscht werden muß. Aber: das Deutschland von 1918 fühlt sich und ist außer jeder Gefahr. So könnt' es bei der ‚Hermannsschlacht' von ihrem Zweck absehen und sie schlechtweg als Dichtung genießen? Das ist auch nicht gut möglich: dazu stecken wir doch noch zu tief im Kriege, und dazu entquillt der Dichtungswert zu organisch dem Zweck. Es hilft also nichts: man nimmt eine zwiefache Umstellung vor. Zunächst verschiebt man die Ereignisse um rund achtzehnhundert Jahre — in die Zeit, da das Vaterland und sein getreuester Sohn schwer unter den Stößen des korsischen Henkerrades ächzte und knirschte. Kleist hat ja nicht Geschichte dramatisiert, sondern heißeste Gegenwart. Die Namen seiner Personen sind Pseudonyme für Napoleons Marschälle und die Rheinbundskönige; und die Schlacht im Teutoburger Wald ist die Schlacht bei Waterloo, die er prophetisch vorweggestaltet hat, indem er sie der Hermannsschlacht nachgestaltete. Und seit den Freiheitskriegen sind nun wieder über hundert Jahre vergangen. Und wieder ist Krieg. Und so unbeteiligt ist Keiner, daß er nicht, was er von Kleist zu hören bekommt, auf die Verhältnisse der Gegenwart übertrüge. Dann aber ist sicher, daß die ‚Hermannsschlacht' wie dialogisierte Deutsche Tageszeitung berührt. Und je nach dem, ob man auf deren Boden steht oder ihr abhold ist, ob man ihre Absage an ein Weltgewissen und an den Begriff einer Menschheit, die der Volkheit übergeordnet ist, teilt oder verurteilt — je nach dem wird man von dieser größten Tendenzdichtung deutscher Literatur bezaubert oder zurückgestoßen werden.

Sollte man meinen. Aber es stimmt nicht. In der Praxis ergibt sich die Paradoxie, daß der Aesthetiker, dem als solchem der Politiker Reventlow gleichgültig ist — daß der ihn aus der ‚Hermannsschlacht' fast bis zur Unerträglichkeit herausschmeckt, während das Publikum der berliner Volksbühne, das ihn hassen muß und haßt, weils zu sieben Zehnteln aus Anhängern Liebknechts, zu drei Zehnteln aus Anhängern Scheidemanns besteht und durch die Parteiblätter täglich erfährt, welchen Schaden das Morgen- und Abendgeschrei des Grafen anrichtet — daß

dieses Publikum von Anfang an bis zum Ende Beifall tobt. Was bedeutet das? Bezeugt es das Dichtertum Heinrichs von Kleist, dessen reine Glut durch alle politischen Absichten schlägt und jeden Widerspruch des anders gerichteten Zuschauers wegfrißt? Daß sichs so nicht verhält, des zur Probe brauchte man diesem bloß einmal den Patriotismus Josefs von Lauff vorzusetzen. Aber wozu eine Probe, wie sie schon hundertmal angestellt worden ist! Diese Arbeitermassen unterliegen hemmungslos der Suggestion des Theaters an sich. Für sie hat Goethes Satz, daß der Deutsche nichts sieht als Stoff, keine Geltung. Sie sehen den Stoff überhaupt nicht. Freilich die Form noch weniger. Sie sind in dem glücklichen Urzustand, wo es ausreicht, daß Komödie gespielt wird, daß verkleidete Menschen zwischen Kulissen sich erhitzen, sich lieben, sich jagen, sich töten, daß ein Vorhang aufgeht und niedergeht, daß Lichter brennen, und daß in der Pause ein Bier ausgeschänkt wird und die Gevattern zum Seelenaustausch sich einfinden. Laßt nach der Pause statt der zweiten Hälfte der ‚Hermannsschlacht' das ‚Weiße Rößl' aufführen: das Gelächter wird ebenso heftig sein wie vorher der ernste Anteil, und nach zwei Szenen werden diese Kinder vergessen haben, wie der Abend begonnen hat. Mit einem Wort: die Erziehung des Volkes zur Kunst ist und bleibt eine Utopie. Hats Sinn, zwischen Sieben und Zehn ein Kunstwerk Leuten zu bieten, deren gesamte Lebensbedingungen man dazu nicht von Grund auf verändert hat? Zugleich mit dem Brot begehren sie circenses, und das heißt: Unterhaltung von jeder Art und um jeden, um den niedrigsten Preis. Erfreulich, wenn diese Unterhaltung einigermaßen sauber ausfällt. Nur bilde man sich nicht ein, daß die sauberste Unterhaltung eines oder mehrerer Jahre die Mitglieder dieser freien Volksbühnen davor bewahrt, eine unsaubere Unterhaltung mit Dankesgewieher zu begrüßen. Die Mitglieder dieser . . . ? Die Besucher aller Theater. Aber von einem bürgerlichen oder gar von einem feudalen Publikum wird man doch seltener erleben, daß es ein Stück, welches seinen Instinkten und Interessen so feindlich ist wie die ‚Hermannsschlacht', die Verherrlichung des imperialistischen Militarismus, im kritischsten Stadium des Krieges dem streikenden Proletariat — daß es sich das gefallen läßt. Ich hatte geglaubt, daß dieses Publikum die Vorstellung als Ersatz für die verbotenen Wahlrechtsversammlungen, als ein umgekehrtes Ventil betrachten und sich seine Erregung frisch von der Leber zischen und pfeifen würde — und da applaudierte es hingerissen und wie besessen. Bisher immer war mir die Macht, die Uebermacht der winzigen Junkerkaste über viele Millionen ein Rätsel gewesen. An diesem Abend hab' ich sie, trauernd, begriffen.

Aber um auf die ‚Hermannsschlacht' zurückzukommen: sie darzustellen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Theaters. Die geschwellte Hochbrust ist durchaus zu verpönen. Ein berserkerwütiges Barbarentum, dem nichts Unmenschliches fremd ist, wenns die Verteidigung, die Befreiung des Vaterlandes gilt, ist mit einer unbestechlichen Objektivität gestaltet, deren Standpunkt so hoch ist, daß sie bis in die Tiefe sieht, wo das Geflecht der Nerven bloßliegt. Und das Kunst- und Naturwunder ist, daß es die Nerven von heute sind. So scheint alles erschreckend gegenwärtige Wahrheit und grausiger Vorzeitspuk zugleich. Wäre Hermann eine Kreuzung von Achill und Ulyß, wie nämlich die Beiden Kleistens rückwärts gewandter Blick erschaut: der Schauspieler und sein Regisseur hättens leichter. Aber Hermann ist eine Kreuzung von Achill und Bismarck, und diese Vereinigung urtümlicher Kampfgier mit modernster (ach, heute schon wieder urtümlicher) Diplo-

matenkünstlerschaft muß als Vereinigung von Naivität und Geistesschärfe, von Gigantenwildheit und spielender Ueberlegenheit, von grimmer Pathetik und stählern funkelnder Geschmeidigkeit irgendwie durch die ganze Aufführung gehen, weil dies ja auch die Wesensmischung des Dichters Kleist ist. Für die Volksbühne nun hat sich Reinhardt die Arbeit bequemer gemacht, als ers fürs Deutsche Theater getan hätte. Dessen Akustik ist unübertrefflich. In dem mächtigen Theater am Bülow-Platz aber ist jede halbwegs intime Spielweise von der Gefahr bedroht, daß bereits die zehnte Reihe auf die Erratung des Wortlauts angewiesen bleibt. Also ists angebrachter, zu schreien als zu charakterisieren. Aus Kleists sorgfältig unterschiedenen und abgestuften Verschwörern und unsichern Kantonisten werden — abermals Konrad Veidt und noch den und jenen ausgenommen — so was wie Einheitsmänner in Pelzen (in vielzuviel Pelzen, da bekanntlich die Hermannsschlacht im August stattgefunden hat). Sogar die Alraune schreit, deren Prophezeiungen man sich schaurig dumpf ins Ohr ihres Opfers Varus fallend vorstellt. Dagegen wird für die Aufregung um die geschändete Hally das Unisono-Gewisper bevorzugt, das schon Manier geworden ist. Die Szenerie ist fünf Akte lang doch wohl zu gleichmäßig ‚Wald'. Ein Mal wünscht man sich eine Lichtung, vielleicht für die prunklose Apotheose des Schlusses, zu der Thusnelda nicht, wie vorgeschrieben, in Teutoburg, sondern im blutigen Dickicht, und nicht mit ihren Frauen, sondern — eine garnicht kleistische Süßlichkeit — mit ihren Kindern sich einstellt. Der Bären-Szene ist Gitter wie Schlüssel und damit die Glaubhaftigkeit entzogen. Die Barden singen mit dicker Musikbegleitung, welche die überwältigenden Verse bis zur Unverständlichkeit zudeckt. Aber genug getadelt. Es verdient ja Lob, daß Reinhardt völlig auf die Effekte der Meininger verzichtet, daß es, zum Beispiel, keinen festlichen Einzug der Römer in Teutoburg gibt, und daß er aus seinen Leuten herausholt, was sich in diesem falsch gewählten Hause nur aus ihnen herausholen läßt. Am meisten dürfte Decarli ihm zu verdanken haben. Dem hätte ich niemals — weder nach seinem Robespierre noch nach sonst einer Leistung — diesen Cherusker zugetraut. Er hat, bei allen Vorzügen, stets eine Strähne von Oberlehrertum. Aber tatsächlich fehlt kein Zug im Bild des realpolitischen Blondbarts von Helden: nicht die Verschlagenheit, die vielleicht sogar den Brief des Ventidius an Livia über Thusnelda erfunden hat, um sich diese zur handelnden Bundesgenossin zu machen; nicht den zärtlich-grimmigen Bernhardinerhumor im Umgang mit der Gefährtin; nicht die fanatische Unbedingtheit des Vaterlandretters; nicht die Reckenhaftigkeit des rachedurstigen Zweikämpfers. Decarli weiß kein Zweifel, alle diese Züge kunstvoll zu binden. Sie freilich in einem Feuerguß zu der Einheit zusammenzuschweißen, die Kleist ebenbürtig wäre: dazu gehört wohl ein Schauspieler, dem selbst der Regisseur Reinhardt nichts mehr zu geben hat. Auguste Pünkösdy ist ein Thuschen wie eine Thusnelda: die frischeste Gegenspielerin ihres lachenden Rachegottes und die furioseste Rächerin ihrer angeblich tiefgekränkten Frauenehre. Um von Anfang an fast unmerklich durchschimmern zu lassen, daß diese gutmütige Landedelfrau der furchtbarsten Grausamkeit fähig sein wird, und um zwischendurch eine leicht-sündhafte Freude am Flirt mit dem Fremdling zu zeigen: solche artistische Souveränität wäre bei solcher Jugend wahrscheinlich eher verdächtig. Sie wird da sein, wenn Reinhardt, im Frieden, für die ‚Hermannsschlacht' das Deutsche Theater und die deutschen Schauspieler Wegener, Jannings, Hartmann, Josef Klein sowie den Romanen Moissi bereit hat.

Der neue Molnar von Alfred Polgar

Die neue Komödie von Franz Molnar, dreiaktig, heißt: ‚Herrenmode'. Der Titel hat keine tiefere Bedeutung. Das Stück auch nicht. Aber es ist amüsant, lebendig, leicht, graziös. Ein wenig süß in der Charakterschilderung der Hauptpersonen, sonst aber witzig und liebenswürdig genug, um sich von geistig Verwandtem der ungarischen Drama-Literatur vorteilhaft zu unterscheiden. Bewundernswert, wie immer bei Molnar, ist wieder die reibungslose, lautlose, sichere Funktion des keineswegs einfachen theatralischen Apparats. Ein paar Virtuosenstückchen der szenischen Führung, des Ineinanderspiels der geistigen und materiellen Stück-Elemente verraten den Meisterschüler der Franzosen.

Held des Spiels ist der gutmütige, mehr als gutmütige, der seelengute Juhasz, Inhaber eines Herrenmodegeschäfts. Seine Güte ist, das stört beträchtlich, so grenzenlos, daß sie stellenweise dem Schwachsinn angenähert scheint. Seine Frau verläßt ihn mit dem Kommis, nachdem sie diesem zuvor des Gatten ganzes erspartes Geld gegeben. Juhasz hat für alles nur Verstehen, Verzeihen. Ein armer, verlassener Mann, zieht er mit seinem Gönner, dem Grafen, auf dessen Land-Gut, um sich dort in der gräflichen Käsefabrik nützlich zu machen.

Paula, die hübsche Kassiererin aus seinem Laden, folgt ihm. Sie hats auf den reichen, alten Grafen abgesehen, der, wie sie weiß, ihrethalben so oft in den Laden gekommen ist. Juhasz aber, zu Tränen gerührt, weil er meint, sie sei ihm aus Teilnahme ins Exil gefolgt, wacht über ihre Tugend. So eifervoll, daß er dem Grafen lästig wird. Alle Versuche, ihn loszuwerden, scheitern an seiner rührenden, entwaffnenden Lammesnatur. Da inszenieren Paula und der Graf eine Komödie. Sie lassen dem braven Mann das Geld zukommen, das ihm seinerzeit die Frau und der Kommis weggetragen, so, als schickten sie es ihm wieder. Nun kann er sein Geschäft wieder kaufen. Aber der Plan geht schief. Juhasz hat sein Herz für die Kassiererin entdeckt. Er schenkt ihr das eben erhaltene Geld, fordert sie auf, als seine Frau in die Stadt zurückzukehren, das für ihre Tugend so gefährliche gräfliche Haus zu verlassen. Als er dann erfährt, was für Bewandtnis es mit den fünfzigtausend Kronen habe, geht er doch allein, im Tiefsten gekränkt und betrübt durch den Trug, den man an ihm geübt. Ihm folgt die jäh erwachte Liebe des Mädchens.

Im dritten Akt schaltet Juhasz wieder als Herr in seinem Modegeschäft. Da kommt die verliebte Paula. Weil sie weiß, wie man den guten, schwachen Mann zu behandeln hat, setzt sie sich resolut wieder an die Kasse. Das Stück schließt, wie es begonnen, nur um eine Schraubenwindung höher. Der brave Juhasz hat jetzt eine Frau, die ihn liebt und auf sein Hab und Gut achtet.

Die Kauf- und Verkaufsszenen im Modeladen sind meisterliche, heitere Genrebildchen. Eine Art liebevoller Naturalismus setzt

lebhafte und doch nicht grelle Farben. Der Dialog, oft dreipaarig verschränkt, steckt voll hübscher Kleinigkeiten.

Die Aufführung im wiener Deutschen Volkstheater litt an Fehlbesetzungen. Herr Kramer ist wohl weich genug für die pathologisch gütige Natur, aber den Kindskopf, das arglose Gemüt, glaubt man ihm nicht. Dieser Juhasz sollte doch fast einen Stich ins Heilige haben. Herr Kramer sticht anderswohin. Fräulein Wojwode war erst im letzten Akt gut, wo sie laut und resolut sein darf. Mit der Treuherzigkeit und dem Innerlichen kommt sie nicht weit. Herr Edthofer sprang, gestikulierte und schwätzte den Kommis mit liebenswürdigst übertriebener Komik. Der Beste war Herr Thaller als Graf. So vornehm-fein, humorvoll, von erlesener schauspielerischer Kultur, die leider seit Marans Tod kaum mehr einen andern Vertreter hierzulande hat als eben Willi Thaller. Akt Eins und Zwei schleppten ein wenig. Akt Drei hatte Tempo und entschied mit seinen vielen heitern, farbigen Lichterchen den Erfolg des Abends.

In einem unbekannten Winkel

von Fritz Reck-Malleczewen

Dieses ist ein ganz und gar verlorener Winkel an einem unbekannten nordischen Strand, und ich werde mich wohl hüten, seinen Namen zu nennen. Eine kleine Oase ist er, eingepfercht zwischen die meilenweiten Züge ungeheurer Wanderdünen und zwei unwirtliche Meere. Wüste im Norden, Wüste im Süden — Meer im Westen, Binnenmeer im Osten. Das Heiligtum ist unser, und wir wollen es hüten vor dem anmaßenden Lärm da draußen.

Da ist so viel, von dem zu berichten wäre, so unendlich viel... Von Dörfern, die begraben sind unter dem gelben Wall der Dünen, von Dörfern, die seit Jahrhunderten schon schlummern, von Menschenstätten, die ihre Toten nun wenigstens auferstehn lassen, wenn Westwind den letzten Flugsand von ihren Gräbern reißt, daß die Gebeine mit den Bronzeringen und den verrotteten Seidenfetzen hinaufgrinsen in den Himmel, der hier blau ist wie der der südlichen Wüsten, so dunkel. Da ist sie selbst, diese majestätische Wüste zwischen Dünen, an deren Häuptern der Weststurm zerrt, daß Triebsand in langen Fahnen fortweht über das Meer. Da ist die ganz und gar unerhörte Tatsache, daß durch dieses herbe nordische Land von irgend woher die bunte Exotik ganz ferner Breiten summt. Von diesem unwahrscheinlich blauen Himmel, von der prasselnden Glut der Sandfelder, von der unsäglichen Einsamkeit des Landes — weiß Gott, woher.

Das Letzte aber, das Beste, das Heiligste: der Abstand zur Welt. Denn wir hier auf dieser unentdeckten Insel zwischen zwei Meeren und zwei Sandwüsten, wir sehn die Dinge nur von fern, als Schatten nur an uns vorübergleiten. So fern, so fern, wie am Horizont unsrer unendlichen Wasser unerreichbare stumme Meerschiffe vorübergleiten ins Unbekannte.

Alle aber lassen Wunde heilen, alte oder neue. Sie lassen sie heilen oder glauben, daß sie heilen werden, oder spielen sich wenigstens selbst, wie sich das gehört, die Komödie vor, daß sie einmal noch heilen könnten. Da trinken wir gierig die Feuerglut dieses Sommers, unter dessen Tyrannei Ihr auf dem Binnenlande seufzt. Wir nehmen ihn für volles Leben, den überstarken Kiefernduft der dürren Wälder, und schauen lächelnd auf zu dem blauen Himmel und glauben fest daran, daß sie nicht für immer versunken sind, die fernen Sonnenländer. Da sind wir in einer gut versteckten Loge gesittete Zuschauer von guter Haltung geworden und sehn dem Spiel der Bühne zu, deren Akteure wir nicht mehr sind.

Sonntage kommen zu uns, ganz stille leuchtende Sonntage. Die blauen und grünen Röcke lettischer Weiber verschwinden in der Kirche oben über dem Dorf, daß es still genug ist für Bienen und letztes Glockensummen. Ein braunes Segel, ganz nah, zieht über die große Wasserbühne: lautlos. Ein Zug verspäteter Kirchengänger windet sich den Hügel drüben hinan: ganz still. Ein schwarzes Böckchen endlich, ein noch ganz junges Tier, macht ein Ende mit dem großen Schweigen und fährt jauchzend in eine Gänseherde. Die hat keinen Humor und setzt sich zur Wehr mit Flügelschlag und Schnabelhieb. Das tut am Ende weh. Das Tier zuckt betroffen zusammen: „Ich wollte spielen und Ihr da antwortet so? Ist etwa das ganze Leben solch törichter Ernst?"

Das fällt ihm nicht ein. Vergessen im nächsten Augenblick schon der Schmerz. Mit allen Vieren zugleich in die Luft gesprungen, im nächsten Augenblick schon vor Lebenswonne. Und wieder die Attacke auf die zeternden Vögel und wieder die Kapriole — immer wieder und immer wieder . . .

Ein Gefangener, ein blonder Mensch aus den Don-Ebenen von Rostow siehts und lacht. Er ist drei Jahre nun schon gefangen, aber er lacht und lacht. Draußen schlachten sich Millionen von Menschen, die sich nichts getan haben und im Grunde nicht einmal böse sind. Aber das Tier hüpft und tanzt, und der gekettete Mensch lacht. Das Leben ist noch immer nicht, trotz allem, ohne Hoffnung.

Wandert zu uns aus der großen Wüste drüben der Philosoph heran. „Ist dieses Tier", fragt der Weise, „des Lebens nicht werter, als der die halbe Welt knechten will?

Oder die Erfinder aller eurer Zerstörungsmaschinen zusammen genommen? Und alle Haß-Sänger der ganzen Welt?

Den Tanz spreche ich heilig und das Lachen. Die Anmut immer nehmen die Götter zuerst und den Humor, wenn sie verderben wollen." Sagte der Weise und ging zurück in die große Wüste, aus der immer die Weisen kommen.

Und wir blieben bei einander und sahen das Spiel und sahen den Himmel und die Schiffe und das Meer. Und alle lächelten wir. Alle, alle.

Weltstreik? von Lorarius

Rein wirtschaftliche Streiks gibt es nicht, hat es nie gegeben. Alle Arbeitseinstellungen zielten auf soziale Hebung, das heißt: auf politische Macht. Das war so im vierzehnten Jahrhundert bei den Standeskämpfen der Gesellen, das blieb so in der ganzen Zunftstreikentwicklung und setzte sich im achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert fort. Der Kampf um das Koalitionsrecht beherrscht das Arbeitsverhältnis seit Verselbständigung der Gewerbe in den Städten. Mit Reichsbeschlüssen, Landbestimmungen, Polizeiverordnungen ging man gegen die „Verschwörungen" vor. Die Behinderungen stärkten nur die Streiklust. Der Machtgang der Arbeiter zur politischen Geltung war wohl zeitweise zu verlangsamen, aber nicht aufzuhalten. Er wurde umso offensivgewaltiger, je riesenhafter sich die Dimensionen des Arbeitsmarktes auswuchsen. Als das Unternehmertum die Nutzlosigkeit der Polizeigesetzgebung einsah, suchte es den politischen Willen der Arbeiterschaft in Tarifgemeinschaften aufzufangen. Der Staat, der früher den Knüttel gehandhabt hatte, trat nunmehr als Schlichtungsinstanz auf. Es wurde die Idee der Arbeitsgemeinschaft unter Staatskontrolle proklamiert. Damit hoffte man die Gefahr abgewendet zu haben. Aber wie die brutalen Mittel den Drang nach politischer Gleichstellung nicht totgeschlagen hatten, so schläferte ihn auch der sogenannte Wirtschaftsfriede nicht ein. Denn dieser Friede war nur eine Etappe auf dem Wege nach oben. Die Streikmöglichkeit blieb ja, der Kampf war nicht beendet, er war nur seinen Dimensionen angepaßt worden. Die Gemeinschaft regelte die Streikmaschine, disziplinierte die Arbeiter, ermöglichte ein geschlosseneres und dauerhafteres Kämpfen. Zwar wurden die Einstellungen verhältnismäßig seltener, aber die Zusammenschlüsse hatten den Zusammenschluß gefördert. Die Arbeiterschaft konnte jetzt mit mehr Erfolgaussicht als früher den Massenstreik, den Generalstreik, wagen. Lahmblickige Professoren, tantenhafte Regierungsleute triumphierten über eine endlich hergestellte Ordnung. In Wirklichkeit war die Waffe ins Ungeheure gewachsen. Parteiorganisation, Gewerkschaften, Tarifgemeinschaften wurden ein Schwert. Sie alle stärkten die Disziplin und halfen damit eine geschlossene Armee schaffen. Diese Armee konnte sich, je nach den Umständen, in den Dienst einer Regierungspolitik stellen oder gegen sie. Jedenfalls war sie eine furchtbare Macht geworden. Sie beherrschte die innere Politik viel mehr, als die Satten ahnten. Ihre wirtschaftlichen Forderungen waren wie früher nur Etappenforderungen, aber der politische Erfolg wurde sicherer, rückte näher, die große soziale Wandlung begann. Das Maschinenzeitalter hatte den Arbeiter nicht ausgeschaltet und ausgepowert: es hatte ihn zum Leiter der Maschine und damit zum Leiter der Geschicke des Landes gemacht. Es war Wahnsinn, diese Entwicklung zu mißachten, ihre ungeheure Stoßkraft zu unterschätzen. Die Riesenquantität qualifizierte sich von Tag zu Tag, sie ordnete sich aus, sie schulte sich in den Organisations- und Kampfmethoden, sie wurde trächtig von anwendbarer Macht. Schließlich konnte auch die äußere Politik des Landes nur in Uebereinstimmung mit der Arbeiterschaft getrieben werden. Denn das Arbeiterheer wurde auch ohne gesetzliche Anerkennung, ohne Heranziehung seiner Vertreter zur politischen Regierungspraxis, Träger des Staates. Die Arbeiter konnten sich dieser Aufgabe garnicht mehr entziehen, sie mußten, ob sie wollten oder nicht, die Verantwortung auf sich nehmen. Ihr Wille wurde aus Naturgründen maßgebend. Die bestehende Regierung mußte sich zum Vollstrecker dieses Willens machen,

wenn sie nicht den organischen Zusammenhang mit der Entwicklung verlieren wollte. Tat sie das nicht, so war die Kraftprobe die Folge. Der Krieg hat die Herrschaft der Arbeitenarmee über den technischen Apparat, die innenpolitische Struktur und den gesamtpolitischen Weg des Landes schnell gestärkt. Die alte Voraussage des klassischen Sozialismus ist eingetroffen: Quantität und Krise sichern den Einfluß der Arbeiterschaft beinahe automatisch. Heute will die Arbeiterschaft den Staat ausfüllen, will ihn lenken oder nach ihrem Willen lenken lassen, weil sie glaubt, damit eine Gesellschaftsmission und darüber hinaus eine Weltmission zu erfüllen. Das Mittel ist wieder der Streik, der allgemeine Streik, der Generalstreik.

Aber dieser Generalstreik strebt weit über bisherige Formate hinaus. Er hat von Rußland und dann von Oesterreich-Ungarn den Anstoß zur Weltarbeitseinstellung erhalten. Es handelt sich nicht mehr allein um die Durchsetzung innerpolitischer Forderungen (von wirtschaftlichen Forderungen, die immer Nebensache waren, ist kaum oder garnicht mehr die Rede): es handelt sich um die Verwirklichung der Weltverbrüderungsidee, die das Wesen der zur Abwehr gegen den internationalen Kapitalismus erwachsenen Arbeiterbewegung ausmacht. Vielleicht hat jetzt ein Kampf begonnen, der viel gewaltiger, viel weiterreichend ist als der Kampf des Schwertes. Denn dieser Krieg ist ja längst vom Machtkrieg alter Art zur sozialen Weltwandlung geworden. Der soziale Kampf läßt den Streit der Schwerter hinter sich, er greift schnell darüber hinaus. Während noch die internationalen Imperialisten auf Tod und Leben gegen einander stehen, suchen die Arbeiter aller Länder diese sich feindlichen Gewalten als einen gemeinsamen Feind zu vernichten. Es wäre töricht, vor dieser Kolossalentwicklung die Augen zu verschließen. Sie ist da und es muß daher mit ihr gerechnet werden. Sie mag nicht gradlinig vorwärts schreiten, mag in dem einen oder andern Lande gehemmt werden — aber: sie ist da. In ganz Europa und auch schon in den Vereinigten Staaten drängen die Arbeiter zum Staate, wollen sie das Staatsschiff in ihre Ideenrichtung lenken, wollen sie aus den entsetzlichen Wehen des Krieges die Verbrüderung der Arbeit und damit den Völkerfrieden ans Licht heben.

Damit sind wir in die Weltkrise des Privatkapitalismus eingetreten. Sie war vor dem Kriege schleichend und äußerte sich mehr brutal imperialistisch als in Zusammenbruchserscheinungen. Heute beginnt der Weltstreik der internationalen Arbeiterschaft gegen das Unternehmertum anzurennen, weil die Arbeiterschaft das Privatkapital für die Verursacherin und Schürerin des Krieges nimmt. Die Folgen sind noch garnicht abzusehen. Es kommt auf das Tempo des internationalen Arbeiterzusammenschlusses an, auf die Solidarität in der Bewegung, auf den Grad der gegenseitigen Einsicht. Leicht kann ein derartiger Sturm alles bisher Aufgebaute stürzen. Der militärische Krieg jedenfalls ist, mag er auch noch einmal oder mehrere Male aufflammen, seinem Wesen nach beendet. Wir sind im Stadium des sozialen Krieges. Es gibt nur ein Mittel, furchtbare Wirkungen dieses Krieges zu verhindern oder abzuschwächen: ein baldiger allgemeiner Friede. Sonst riskiert Europa die Lahmlegung seiner Wirtschaftskraft, riskiert seinen technischen Apparat, riskiert seine Ernährung, seine Industrieversorgung, seinen Verkehr. Eine wirtschaftliche Weltkatastrophe scheint keineswegs ausgeschlossen. Ich glaube nicht, daß die Arbeiterschaft der westeuropäischen Länder eine solche Katastrophe will, so weit auch ihre kommunistischen Ziele gesteckt sein mögen. Denn sie würde selbst furchtbar darunter leiden müssen. Sollten die Entente-Regierungen in dem deutschen Streik ein Mittel zur Befriedigung alter Macht- und Ländergelüste sehen, so

würden sie sich schwer irren. So ist diese Bewegung nicht zu mißbrauchen. Sie hat ganz andre Tendenzen und wird ganz andre Wirkungen haben. Das wird sich bald schon in den Ententeländern zeigen. Zeit darf nicht mehr verloren werden. Denn verlorene Zeit ist vernichtete Wirtschaft, vernichtete Kultur. Will man die Bewegung zur Evolution mildern, will man den folgerichtigen Uebergang von der alten Privatwirtschaft zu einer freiheitlichen Gemeinwirtschaft und Gemeinkultur der ganzen Welt, so muß man eilen. Im letzten Grünkramladen, im Straßenbahnwagen wie in der Riesenfabrik wird die Bewegung zu spüren sein. Die Entwicklungstragik, daß nur auf Ruinen Neues erbaut werden kann, ist nicht unvermeidlich. Aber es ist durchaus notwendig, daß kühne Staatsmänner die Entwicklung erkennen und danach handeln.

Antworten

Oscar Bie. Ists nicht verzeihlich, daß ich dieser Legende traute? Bie von Jacoby wegzuhacken: darauf hätten Sie beim ersten Schritt in die Druckerschwärze leichter kommen können als ich darauf, Bie für Ihren Namen von altersher zu halten. Aber, nicht wahr: was ist ein Name? Was uns Rose heißt — wie es auch hieße, würde lieblich duften. Also nichts für ungut, lieber Verehrter!

Theaterbesucher. Von Ihren beiden Beschwerden die eine ist erschütternd. Es scheint Ihnen beinah, wie wenn ich jetzt manchmal den Regisseur mit Vornamen Reinhard besser behandelte als den Regisseur mit Vatersnamen Reinhardt. Und da suchen Sie nun nach Gründen und finden ein halbes Dutzend, die an Albernheit miteinander wetteifern. Herzchen, es gibt nur einen; aber auf den, selbstverständlich, kommt eurereins nie. Können Sie sich nicht denken, daß man über den ersten Schritt eines Kindes hellere Freude empfindet als über den Tagemarsch eines Mannes? Das Kind gängelt man, lobt man, spornt man, belohnt man mit Zuckerln, damit es ihm Spaß mache, weiter zu gehen, damit sichs abgewöhne, zu fallen und anzustoßen, damit sichs allmählich aufrechter halte. Von dem Mann hat man viele Tagemärsche gesehen und ist ihm gram, daß er diesen in schlechterer Form zurücklegt als frühere. Er hat die Zugspitze mühelos erstiegen, und nun freuts einen nicht mehr, daß er den Schafberg nimmt, sondern er soll das Matterhorn bewältigen, weil sonst zu fürchten ist, daß er sich nächstens mit dem Kreuzberg begnügt. Begriffen? Andernfalls bin ich imstande, Ihnen mit dem Vergleich von hie dem ersten Zahn, hie einem Mund voll Zähnen ohne die äußerste Gepflegtheit unter die Augen oder die Nase zu treten. Und die zweite Beschwerde? Rührend, was Sie für Sorgen haben. Da ich Max Dreyer zu einem inständigen Kollektivdank an die Darsteller seines ‚Unbestechlichen' riet, so war mit genügender Deutlichkeit ausgedrückt, mit welchem Vergnügen ich selbst im Komödienhaus gesessen hatte. Sie nun finden, daß „darüber doch noch mehr gesagt werden mußte". Mußte nicht, muß nicht — aber: kann; kann immer mal wieder. Tatsächlich wirds nicht leicht sein, eine Komödie munterer, feiner, sauberer zu spielen, als am Schiffbauerdamm geschieht. Mag sie das Papier nicht wert sein, worauf sie geschrieben ist — das übrigens von Dreyers Arbeit zu sagen, wär' eine maßlose Uebertreibung —: stets ist die Aufführung wert, auf diesem Papier hier beschrieben zu werden. Man befürchtet nur, ungerecht zu sein. Denn von den achtzehn Namen des Zettels einen oder sieben herausheben, hieße: die andern zurücksetzen. Das Geheimnis ist ja eben

die lückenlose Geschlossenheit solcher Vorstellung. Hamburgs altes Thalia-Theater unter Chéri Maurice wird sicherlich stärkere Persönlichkeiten gehabt haben als die Generaldirektion Meinhard und Bernauer: aber so lautlos denkt man sich jenes berühmte Zusammenspiel, so bemüht und fähig, Theaterpuppen die Röte des Lebens anzuschminken, so geschmackvoll die Erhöhung der Publikumsbehaglichkeit, so sicher die ganze gesellschaftliche Haltung. Sind Sie zufrieden? Hoffentlich in dem Grade, daß Sie mich mit der dritten Beschwerde, die ich heranschmollen höre, gnädig verschonen: warum ich nicht über den ‚Jungen Zaren' des Residenz-Theaters und der Gabryela Zapolska mein Sprüchlein gebetet habe. Herrrr, weil Tyrannenmacht eine Grenze hat! Weil ich Anfang September, aber nicht mehr Ende Januar über die Rüstigkeit verfüge, die es mit einer russisch-polnischen Uebersetzung von ‚Alt-Heidelberg' aufnähme. Weil ich mittendrin an die frische Luft gerannt und immer weiter und weiter gerannt bin, bis ich mir die letzte Spur von Erinnerung an diese Zumutung aus dem Schädel gerannt hatte.

Wiener. Sie glauben zu spüren, daß man bei uns den Oesterreichern minder hold ist, als sie nach Ihrer Meinung verdienen, und fragen mich nach den Ursachen und nicht allein das: Sie bitten mich auch, wie Horatio den Hamlet der Nachwelt, so euch der Mitwelt zu erklären. Aber wenn ihr mir selber nun unerklärlich seid? Ihr habt den Grafen Czernin, um den wir euch innigst beneiden. Ihr laßt zu, daß mit dem köstlichsten, klangvollsten, hold-ergreifendsten aller deutschen Worte: ‚Der Friede' eine neue Zeitschrift betitelt wird, deren vierundzwanzig Quartseiten man mit tiefster Befriedigung aufnimmt, weil sie fast durchweg Sätze wie diese enthalten: „Die Vereinigten Staaten: das ist das Land der skrupellosen Milliardärs, das Land der Korruption, das Land der Scheindemokratie — basta, fertig! Und da man das so genau weiß, so weiß man natürlich auch ganz genau, was Amerika in diesem Krieg will, und was der saubere Präsident Wilson will. Daß Wilson auch etwas andres sein könnte als der bezahlte Agent Morgans, daß die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten vielleicht auch von andern Motiven geleitet werde als nur vom Hunger nach Geld und Macht — wer denkt daran, und wer, der so denkt, wollte das sagen! Wir führen Krieg gegen die Vereinigten Staaten: ist dadurch ausgewischt, was die Weltkultur der großen Republik verdankt? Soll deshalb verboten sein, laut zu sagen, daß die hohen Ideen der Abrüstung, der Schiedsgerichte und des Völkerbundes in Wilson den begeistertsten Verkünder gefunden haben? Daß der Krieg, den die Vereinigten Staaten führen, in Wahrheit ein Krieg gegen den Krieg ist, ein Kampf um die Sicherung des Weltfriedens?" Dergleichen soll man von jetzt an jeden Samstag lesen und wird dafür umso dankbarer sein, als seit Monaten keine ‚Fackel' erschienen ist. Aber plötzlich verbietet dieselbe Zensur, die solche Blätter erlaubt, die fromme ‚Verkündigung' des Paul Claudel als eines „lebenden Franzosen" — eine Zensur, die dem weltverbrüderungsfreundlichen Grafen Czernin untersteht. Und das, wenns nicht einfach Schlamperei ist, übersteigt mein Fassungsvermögen. Also suchen Sie einen andern Horatio. Ich will ihm gerne zum Wort verhelfen. Nur mir selber hat dieser Zwischenfall ein bißchen die Rede verschlagen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 11. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Die alte Mehrheit von Germanicus

Es war vorauszusehen, daß die Torheit des Arbeiterausstandes zu der nicht geringern einer Mehrheitssprengung benutzt werden würde. Der Versuch ist denn auch gemacht worden; aber er ist mißlungen. Grade dies Mißlingen kennzeichnet nun wiederum die Art des heute, nach acht Tagen, schon weit hinter uns liegenden Streiks und beweist zugleich, daß die Macht der Verhältnisse auch diesmal stärker war als der plötzliche, die politische Disziplin durchkreuzende Gefühlsausbruch. Mit guter Witterung schreibt zu solchem Tatbestand die wiener Arbeiterzeitung, die im übrigen mit den berliner Genossen gar nicht zufrieden ist: „Blockpolitik und Massenaktion schließen einander eben aus: wenn man im Reichstag selbst der Mehrheit angehört, die die Regierung stützt, kann man nicht die Stimmung erzeugen, in der allein eine einheitliche Massenaktion möglich ist." So ist es in der Tat. Und diese Einsicht hätte von vorn herein nicht nur die verhältnismäßige Ungefährlichkeit des Streiks erkennen lassen müssen, sondern auch die peinliche Lage, in die durch ihn grade die Mehrheitssozialdemokratie gekommen war. Eine bewußte Förderung oder gar eine überlegte Herbeiführung des Arbeiterausstandes hätte für die Sozialdemokratie notwendig den Entschluß, die Parlamentsmehrheit zu verlassen, zur Voraussetzung gehabt. Für solche Absicht aber gab es nicht die geringsten Anzeichen, und auch das Verhalten der durch die erzwungene Teilnahme am Streik bedrängten Sozialdemokratie läßt in keiner Weise erkennen, daß die Partei aus der alten Mehrheit herauszugehen beabsichtigt. Daß die Sozialdemokratie mit ein wenig radikal schillernden Gesten bei der Blockpolitik beharrt und zugleich die Freiheit ihrer Entschließung unterstreicht, ist zu begreifen und entspricht durchaus der Taktik, nach der auch die übrigen der Mehrheit bisher angehörenden und von ihr nicht fortstrebenden Parteien verfahren. Es wäre ebenso unnatürlich wie gefährlich gewesen, hätte die Sozialdemokratie nicht manifestiert, daß sie sich nunmehr gezwungen sähe, ihre Beziehungen zu der Mehrheit und zu der Regierung neu durchzusehen und mehr noch als bisher die „Politik der freien Hand" für sich in Anspruch zu nehmen; weniger der Streik als die ihm gewordene Behandlung durch die Regierung und die Militärbehörden haben sie im Hinblick auf die Nachfolge der Massen, von denen sie mehr als jede andre Partei abhängig ist, durch die sie aber auch allein ein für das Reichsganze entscheidender politischer Faktor wird, gezwungen. Ganz nach dem gleichen Rezept operierten auch die bürgerlichen Blockparteien; auch sie mußten vor allem aus Gründen der Wählerpsychologie die tragikomische Streikkatastrophe ausbeuten, um den Ernst ihrer Entschließungsfreiheit und die Möglichkeit ihrer politischen Selbständigkeit zu

demonstrieren. Ernsthaft hat wohl niemand aus der alten Blockgemeinschaft daran gedacht, davonzulaufen, wenigstens nicht, nachdem die ersten Stunden der Erregung und der Verärgerung verdampft waren. Waren der Streik und die ungeschickte Behandlung, die er fand, eine Bestätigung für die Unzulänglichkeit unsres politischen Instinkts, so hat der sofort wieder einsetzende Wille, die Mehrheit beisammenzuhalten, uns wenigstens einige Hoffnung gegeben, daß nach und nach die Deutschen doch noch ein politisches Volk werden können. Wer hätte aus dem Verfall der Mehrheit Nutzen gezogen? Doch nur die heutigen Minderheitsparteien. Aber, wohl verstanden, auf Kosten einer jeden der heutigen Mehrheitsparteien, und zwar ausnahmslos auf Kosten einer jeden. Zugleich wäre durch den Zusammensturz des Blocks die ganze bisherige Reichs- und Kriegspolitik in ihren Grundvesten erschüttert worden, ja, die Kriegführung selbst hätte eine ihrer entscheidendsten Vorbedingungen eingebüßt. Es läßt sich schwer oder gar nicht vorstellen, wie der Krieg erfolgreich fortgesetzt werden könnte, wenn die Sozialdemokratie grollend abseits stünde. Die Notwendigkeit, die politische Vertretung der Arbeitermillionen und damit diese Millionen selbst trotz der Unersichtlichkeit des Kriegsendes aktiv zu erhalten, zwang allerseits zur Einlenkung, zwang zur Aufrechterhaltung der bisher bewährten Mehrheitspolitik. Es ist darum wohl begreiflich, daß, wie man hört, grade die Oberste Heeresleitung das eine und das andre getan hat, um alle überflüssige Verschärfung der durch den Streik und dessen Niederkämpfung entstandenen Unstimmigkeiten zu verhüten. Wobei freilich festgestellt werden muß, daß grade einige Maßnahmen der nachgeordneten Behörden zur Verbitterung der Stimmung in den Streiktagen nicht unwesentlich beigetragen haben. Die schnelle Aufhebung des über Berlin verhängten verschärften Belagerungszustands und, um ein einzelnes Beispiel zu nennen, die loyale Behandlung der gegen die ‚Vorwärts'-Redaktion erhobenen Anklage wegen angeblichen Landesverrats dürften bestätigen, daß grade die für die Kriegführung verantwortlichen Stellen eine weitergehende, zersetzende Auswirkung des Streikintermezzos nicht wünschen. Daß die Parteien selbst sich nach einigem agitatorisch gemeinten Schwanken schnell wieder, wenn auch ein wenig spinös, zusammenfanden, war vorauszusehen, ist aber, wie gesagt, als ein Fortschritt unsrer politischen Reife zu bewerten.

An Versuchen, das Chaos zu fördern, hat es nicht gefehlt. Wie immer, beteiligten sich an solcher ebenso unüberlegten wie egoistischen Unterwühlung an erster Stelle der demoralisierte Diktierschlauch des Berliner Lokal-Anzeigers und die Tägliche Rundschau, dies onkelnde A.-D.-Blatt. Der Lokalanzeiger warf eine recht gefährlich aussehende Bombe: „Wenn wir in den nächsten Tagen von folgenschweren Entschlüssen hören sollten, die für den Osten gefaßt worden sind, und die sich auf einer andern Linie bewegen als die sogenannten Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, so werden

wir uns nicht wundern dürfen. Wir haben darin die überaus schädlichen Wirkungen des Streiks in Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu sehen.“ So geiferte das Schorlemer-Blatt (oder von wem wird es zur Zeit ausgehalten?), obgleich es damals bereits wissen mußte, daß der Frieden mit der Ukraine nur noch der Unterschrift harrte, und im übrigen die Verhandlungen mit Herrn Trotzki unter den Druck des Ultimatums kommen sollten. Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß der bolschewistische Wahn durch die Streikbewegung bei den Mittemächten eine gewisse Steigerung erfahren hat; aber es hat sich dabei doch nur um eine Nuancierung gehandelt, und es dürfte wirklich schwer festzustellen sein, ob der russische Doktrinarismus ohne das vermeintliche Echo weniger phantastisch mit der Weltrevolution gespielt hätte. Immerhin: das ist eine verhältnismäßig platonische Angelegenheit. Wir wollen doch nicht übersehen, daß unbekümmert um die londoner Extrablätter, die den deutschen Streik als ein erstes Anzeichen des Zusammenbruchs verkündet haben sollen, die englische Presse überwiegend den Streik als eine Spekulation auf die englische Arbeiterschaft und deren Revolutionierung, und zwar als eine Spekulation unter amtlicher deutscher Oberaufsicht ausgedeutet hat. Abgesehen von den bolschewistischen Ideologen dürfte wohl kein Staatsmann Europas ernsthaft daran glauben, daß so im Handumdrehen durch einige Putsche eine so erfolgreich funktionierende militärische Organisation wie die deutsche in ihrer Wirkung oder gar in ihrem Bestande bedroht werden könnte. Mögen die versailler Phrasen und die Kriegsvokabeln des King Georg durch die Nachricht von dem deutschen Streik um zwei Grade schärfer ausgefallen sein: die westlichen Fanfaren wären uns auch ohnedem nicht erspart geblieben. Sie sind durch die Logik des grundsätzlich zwischen England und Deutschland auszutragenden Entscheidungskampfes bedingt. Die Einsicht in diese allen übrigen voranzusetzenden Umstände und damit die richtige Einschätzung des Streik-Rummels haben notwendig zur Ueberwindung unsrer letzten innerpolitischen Spannung und damit zur neuen Bestätigung der alten Mehrheitspolitik beigetragen. Daß andrerseits dieser neue Entschluß zur alten Mehrheitspolitik hier und da durch erhebliche Einschränkungen gedämpft wird, ist, worauf wir auch schon hingewiesen haben, durch die ganze Natur dieses Mehrheitsblocks bedingt. Selbstverständlich mußte die schwerindustrielle Kölnische Volkszeitung ein wenig tückisch mit den Augen zwinkern: „Nach eingehenden Besprechungen kam man zu dem Ergebnis, daß die Möglichkeit des weitern Zusammenarbeitens noch als gegeben anzusehen ist.“ Und mit noch größerer Selbstverständlichkeit mußten die Nationalliberalen ihr Interesse an einer Fortführung der interfraktionellen Besprechungen verbrämen: „Allerdings läßt es sich nicht verkennen, daß es mit Rücksicht auf die Haltung der Sozialdemokratie bei den letzten Streiks für die nationalliberale Fraktion notwendig sein wird, die gegenwärtige Lage einer er-

neuten Prüfung zu unterziehen.“ Und selbst das Zentrum war gezwungen, listig festzustellen, daß es sich noch keineswegs „nach links“ entschieden habe. Diese ganze Wolke der verschieden abgetönten Reservate aber wird zerblasen durch eine Erklärung der ‚Germania‘, von der man wohl sagen darf, daß sie, wenn auch nicht beauftragt, so doch sozusagen zwischen den Zeilen zugleich im Namen der andern Blockbeteiligten spricht: „Jeder Realpolitiker, der die Staatskunst nicht als eine Gefühlssache betrachtet, wird unter solchen Umständen keinen Anlaß zu einem Kurswechsel sehen, muß vielmehr die Versuche der Alldeutschen und der Unabhängigen Sozialisten, die Mehrheitsparteien zu sprengen, für aussichtslos halten.“ Damit dürfte nun wohl die Fortdauer der alten Mehrheit fürs erste gesichert sein, selbst wenn, was ja kaum zu umgehen sein wird, während der kommenden Reichstagstagung die Worte (nicht aber die Politik) der einzelnen Blockkameraden hart aufeinanderplatzen werden. Für die Notwendigkeit und den Bestand solches Entschlusses, den Block zu erhalten, darf schließlich auch das Telegramm des preußischen Königs an das Herrenhaus, genannt werden, worin ausdrücklich von „einer veränderten Welt“, das heißt also: von einer neuen innern Machtverteilung gesprochen wurde. Diese veränderte Welt kann eben nur in der Fortführung der heutigen Mehrheitspolitik eine Gewähr finden. Da ein Ende des Krieges noch nicht zu erspähen ist — nicht ganz ohne Grund hat soeben die ‚Germania‘, wenn auch ein wenig ironisch, daran erinnert, daß bereits im Jahre 1914 kolportiert worden ist, England würde, wenn nötig, für seine Zwecke zwanzig Jahre lang kämpfen —, und da tatsächlich zur Zeit, trotz dem Frieden mit der Ukraine und den sich etwa daran schließenden Friedensschlüssen mit andern osteuropäischen Staaten oder vielleicht auch mit einer mehr oder weniger großen Koalition dieser Staaten, ein baldiger allgemeiner Frieden kaum wahrscheinlich ist: so bleibt, um die Widerstandsfähigkeit des deutschen Volks in voller Höhe zu erhalten, gar nichts andres übrig, als sich mit oder ohne gute Laune zu der Auffassung des Professors Ernst Francke, dieses überaus verdienstvollen Sozialpolitikers, zu bekennen: „Nun erst recht freiheitliche Reform!“ Das aber heißt: die Fortsteuerung des bisherigen Mehrheitskurses.

Der Maximalismus von E. Hurwicz

Ueber Ursprung und Stellung des Maximalismus im russischen Parteisystem herrschen in Deutschland ziemlich verworrene Vorstellungen. Selbst ein so eminenter Kenner Rußlands wie Karl Nötzel unterscheidet in seinem vortrefflichen Werke über ‚Die Grundlagen des geistigen Rußlands‘: „1. Maximalisten, 2. Anarcho-Kommunisten, 3. Sozialrevolutionäre, 4. Sozialdemokraten mit großem und 5. mit kleinem Programm.“ Andre wieder glauben

unter der Teilung in Bolschewiki (Maximalisten) und Menschewiki (Minimalisten) eine Unterscheidung nach Mehrheit und Minderheit verstehen zu müssen. (Die Bezeichnungen Bolschewiki und Menschewiki sollen der Parteiteilung auf der Nowgoroder Volksversammlung entnommen sein, wo sie den taktischen Unterschied in den Kampfmethoden gegen die anwachsende Macht Moskoviens bezeichnen.) Der wahre Sachverhalt ist der: Die 1883 im Ausland von Plechanow und zwei Jahre später in Petersburg von Wodowosow organisierte russische sozialdemokratische Partei erfährt auf ihrem zweiten Kongreß in London im Jahre 1903 eine Spaltung in Maximalisten (unter der Führung von Lenin) und Maximalisten (unter der von Martov). Es handelt sich hierbei zunächst um einen Gegensatz der Zentralisation oder Dezentralisation der Partei, also eigentlich um organisatorische Fragen. Im Laufe der Zeit aber erweitert sich die Kluft. Die erste Duma wird von den Maximalisten boykottiert, von den Minimalisten beschickt. In diesem Gegensatz spiegelt sich bereits der ganze Gegensatz der Weltanschauung und Taktik, der die beiden Parteiteile von einander trennt. Die russische Sozialdemokratie stand von Anfang an (und hierin liegt ihr Unterschied von den Sozialrevolutionären) unter dem bestimmenden geistigen Einfluß des Marxismus. Aber der vorwiegend agrarische Charakter des Landes gestaltete die Anwendung der marxistischen Entwicklungstheorie auf die russischen Verhältnisse zu einem Problem. Die Stellungnahme Marxens selber zu diesem Problem war durchaus keine eindeutige. Zuweilen glaubte er, daß das Stadium der Kapitalisierung und Konzentration, das er in bezug auf die westeuropäische Industrie als ein notwendiges Vorstadium der Sozialisierung betrachtete, in Rußland übersprungen werden könnte — eine merkwürdige Berührung mit den Sozialrevolutionären; zuweilen aber, daß die Proletarisierung der Massen in Rußland, dank dem Vorhandensein der russischen Gemeinde (Mir) mit weniger Schmerzen vor sich gehen könnte als in Westeuropa. Anders Engels. Dieser blieb der orthodoxen Evolutionstheorie des Marxismus treu; und ebenso Plechanow. Die seither erfolgte Entwicklung der russischen Industrie schien die Analogie zwischen Rußland und Europa noch zu verstärken.

Diese Entwicklungsanschauungen werden bestimmend für den ganzen Charakter der russischen Sozialdemokratie und für ihre Taktik. Sie sind im Wesentlichen evolutionistisch; die proletarisierten Massen müssen für den Zukunftsstaat erst erzogen werden. Hieraus ergibt sich die Bejahung des Konstitutionalismus und des Parlamentarismus. Ganz anders die Maximalisten, die sich von der Partei abspalteten. Schon ihr Boykott der ersten Duma wies doch auf den in ihr lebenden Geist der Verwerfung einer parlamentarischen Arbeit und des Glaubens an eine definitive, unmittelbar zu verwirklichende soziale Revolution hin. Durch diesen Geist

nähern sie sich den Sozialrevolutionären (im bisherigen Sinne), unterscheiden sich aber von ihnen durch die Verwerfung des Terrors als politisches Mittel.

Der Eintritt des Maximalismus in die weltpolitische Arena brachte diese Keime zur vollen Entfaltung, diesen Geist zur unzweideutigen Aeußerung. Der letzte weltpolitisch interessierende Akt Kerenskis war die Ankündigung eines bevorstehenden Drucks auf die Entente zur Beschleunigung des allgemeinen Friedens. Aber auch hier erwies sich Kerenski leider als Cunctator-Politiker — und hierin liegt der Grund seines Abtritts und des Sieges der Maximalisten. In der Beurteilung ihrer Friedenspolitik vom Standpunkt des internationalen Sozialismus zeigen sich aber grundlegende Unterschiede. Eduard Bernstein hat vor kurzem, in der Leipziger Volkszeitung, die Bestrebungen der Maximalisten zum Separatfrieden als einen Verrat am Internationalismus gekennzeichnet. Die Vertreter der englischen Arbeiterpartei sandten aber, wie fast gleichzeitig gemeldet wurde, ein Glückwunschtelegramm an Trotzki, worin sie ihm zu seinem Kampf für den Internationalismus (während der Verhandlungen in Brest-Litowsk) gratulierten. Gegen die Auffassung Bernsteins kann vom maximalistischen Standpunkt eingewandt werden, daß diesem der ganze Krieg lediglich als Kampf für den Weltkapitalismus (und nicht für die Weltdemokratie) erscheint, und daß die Regierungen und Sozialisten der Ententeländer mehrfach gewarnt und zur Teilnahme an Friedensverhandlungen gemahnt worden sind. Vom objektiven Standpunkt wird man hier wohl kaum zu einer eindeutigen Antwort kommen: du choc des opinions jaillit — la contradiction. Was aber in retrospektiver Betrachtung nunmehr wohl klar steht, ist, daß die Ententeregierungen mit der Verhinderung der Stockholmer Konferenz einen schweren, ins eigene Fleisch schneidenden Fehler begangen haben, dessen eine Folge eben die separatistischen Bestrebungen der Maximalisten sind.

Die Wirtschaftspolitik der Maximalisten stellte zunächst die Agrarfrage in den Vordergrund. In den ersten Proklamationen war von Aufteilung des Bodens, aber nur von „Kontrolle der Industrie“ die Rede. Man konnte damals glauben, der Maximalismus stelle ein Wiederaufleben der alten ‚Semlja i Volja‘ dar, deren Programm Vergesellschaftung des Bodens und unmittelbare Einführung der sozialen Republik war. In der Folge erweiterte der Maximalismus sein Programm auch auf die Banken, deren Sozialisierung auch wirklich in Angriff genommen wurde; nunmehr wird auch die Sozialisierung der Industrie und neuerdings des gesamten Privatbesitzes in Aussicht gestellt. Selbst in der letzten Zeit der Kerenskischen Periode hörte man noch von neuen Industrie-Gesellschaften, von Millionenunternehmungen. Heute sind solche Nachrichten verstummt. Die Pläne der Maximalisten, ja schon ihre Sozialisierung des Bankwesens muß lähmend

auf jeden Unternehmungsgeist wirken. Aber darum kümmern sich die Maximalisten wenig. Es soll eben alles proletarisiert werden. Fiat socialismus — pereat mundus. Während Marx sich den Sozialismus als ein Höhenstadium der Menschheit dachte, das alles Gute und Kräftige der vorangehenden Entwicklungsepoche mit herübernimmt, alles Schlechte abschafft, und in diesem Betracht ein echter Erbe der Hegelschen Evolutionsphilosophie war, beruht die „Reformarbeit" der Maximalisten auf plumper, „arithmetischer Gerechtigkeit". Es ist so, als ob man einen alten sozialistischen Plan aus dem Schubfach des Schreibtisches hervorholte und ihn in die Wirklichkeit umsetzen wollte — um einen Vergleich anzuführen, den einmal Sombart mir gegenüber von diesen Reformen gebrauchte. Mit Recht hat auch der bekannte russische Publizist Isgojew auf die Verwandtschaft des bolschewistischen ‚Verteilungssystems' mit dem ältern kleinbürgerlichen Sozialismus eines Proudhon hingewiesen. Es ist eine destruktive Arbeit, die bisher die Maximalisten geleistet haben — etwas Aufbauendes, Positives haben sie nicht einmal im Entwurf vorgelegt.

Ganz eigenartig verhält es sich aber mit der Stellungnahme des Maximalismus zu den Ideen des Konstitutionalismus und Parlamentarismus. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Maximalismus auch in seinem Verhalten vor dem Kriege zu diesen Institutionen etwas vom Geiste des Syndikalismus in sich barg. Dieser syndikalistische Geist offenbart sich auch in der letzten Proklamation, in der die konstituierende Versammlung, deren Mehrheit Vertreter äußerer linken Parteien bilden, als „die Krone der bourgeoisen parlamentarischen Republik" bezeichnet und auseinandergejagt wird. Alles, was nicht in das extreme Programm des Maximalismus paßt, wird zur Bourgeoisie gestempelt. Auf diese Weise hat der Maximalismus auch das Sozialrevolutionärentum, hinter dem er vor Jahren stand, nunmehr überholt. Der im Grunde antikonstitutionelle Geist des Maximalismus offenbart sich auch in der Erklärung über das Selbstbestimmungsrecht: dieses steht nur „den Arbeitern und Bauern jeder Nation" zu. Diese Politik hängt, wie die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, mit dem Gedanken des Reichsföderalismus zusammen; darum ist sie nicht minder antidemokratisch. Es ist eine politische Entmündigung aller übrigen Klassen, die doch keineswegs nur aus Kapitalisten bestehen; es ist ein Rückfall ins Mittelalter nur mit dem Unterschied, daß die privilegierten Klassen nicht die obern, sondern die untern sind. Es ist ein Bruch mit der Demokratie, also auch hier eine Rückwärts- und nicht Vorwärtsbewegung.

Der Maximalismus ist seinem Entwicklungsgehalt nach ein extremer Ausfluß jenes Geistes, der aus der ganzen Geschichte Rußlands erwachsen ist, und dessen naturgemäßes Wachstum uns Nötzel und Masaryk so schön geschildert haben. Bei allen Unterschieden stimmen die beiden Forscher darin überein, daß diesem

Geist eine Unproduktivität anhaftet. Mag auch der Maximalismus nach außen hin Friedenspolitik treiben: im Innern ist er kämpfend (darin hat General Hoffmann recht), ja militaristisch. Auch an ihm wird sich wohl das Wort Talleyrands bewähren: daß man mit Bajonetten wohl kämpfen, aber nicht auf ihnen sitzen kann. Und nicht einmal wird er hierbei die welthistorische Bedeutung eines modern-sozialistischen Staatsexperiments beanspruchen können.

Publizisten von Johannes Fischart

III.

Georg Bernhard

Goethe sah in seinen letzten Lebensjahren eine neue Epoche heranbrechen: das sozial-wirtschaftliche Zeitalter. In ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren' versuchte er, sich mit den Forderungen der nahen Zukunft auseinanderzusetzen. Er erkannte das Kommende als notwendig an und stellte die Helden seiner Kunst darauf ein. Aber ihm war doch nicht recht wohl dabei: Klassizismus und Rhythmus moderner Maschinen, abgeklärte Ruhe und ratternde Unruhe vertrugen sich letzten Endes nicht. Und auch über die Menschen, die da in dem künftigen Reiche der Industrie und der sozialen Organisation herrschen würden, machte er sich seine eigenen Gedanken. Am sechsten Juni 1825 schrieb er von Weimar aus an Zelter, seinen musikalischen Beirat in Berlin, resigniert: „Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert, und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe, und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde . . . Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind." Aber Goethe fröstelte bei dem Gedanken, mit diesen Menschen zusammenleben zu sollen. So schließt er denn seinen Brief, mit vornehmer Zurückhaltung, dahin: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herangekommen. Wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt."

Zu diesen „leichtfassenden praktischen Menschen", die Goethe hier so treffend charakterisiert, und die wir im gesellschaftlichen und sozialen Getriebe Berlins nicht so selten antreffen, gehört — wie Helfferich und wie Rathenau — Georg Bernhard. Der verließ die Schule in ungestümem Drang, sich praktisch zu betätigen, vor dem Endziel, vor der Reifeprüfung und widmete sich dem Bankfach.

Er war ein aufgeweckter Junge und kam rasch vorwärts; aber auf dem Drehschemel wollte er nicht verkümmern. Denn das Bankfach ist, wenigstens in den Großstädten, längst kein sogenannter freier Beruf mehr mit all seinen Reizen, sondern etwas Bureaukratisches mit fester, lebenslänglicher Anstellung und Pension. Georg Bernhard bricht aus und beginnt, in der ‚Welt am Montag‘, zu schriftstellern. Dem Strebsamen öffnet sich die ‚Zukunft‘. Allwöchentlich plaudert Plutus auf den letzten zwei, drei Seiten über Börse, Banken und alles, was sich sonst noch um Geld und Papiere rankt. Finanztalmudist. Anregend waren diese Wochenübersichten geschrieben, und es fehlte keineswegs an Gedanken. Politisch hatte sich Bernhard inzwischen zur Sozialdemokratie geschlagen, weil ihm da am ehesten ein Aufstieg zu Ruhm und materiellem Erfolge möglich erschien. Zunächst freilich wurde er kleiner Handelsredakteur der ‚Berliner Morgenpost‘. Und blieb es, bis er die ‚Zukunft‘ verriet und diese dafür verriet, daß er eine eigene Finanz-Wochenschrift vorbereitete. Die Ullsteins verübelten ihm, daß er sie nicht ins Vertrauen gezogen, und gaben ihm gleichfalls den Laufpaß. So war er plötzlich auf sich allein gestellt. Der ‚Plutus‘ wurde sein Glück, wenn auch am Anfang ein stilles Glück. Aber durch seine geschickte ‚Aufmachung‘ fesselte er einen wachsenden Kreis von Interessenten.

Der Politiker Bhd. hatte weniger Glück. Als Revisionist und Mitarbeiter an „bürgerlichen“ Zeitungen gehörte er zur Fronde der Calwer, Heinrich Braun, Bernstein, Schippel gegen August Bebel und die Schar der Unentwegten, und an der lärmenden Auseinandersetzung beider Richtungen auf dem berüchtigten dresdner Parteitage nahm er aktiv teil. Schmutzigste persönliche Wäsche wurde da, 1903 unseligen Angedenkens, gewaschen, und auch Georg Bernhard steckte vorwitzig seine Hände in den Waschtrog. Doch das bekam ihm schlecht. August, der Allmächtige, fuhr ihm tüchtig über die Nase und rüffelte ihn, vor einem Parterre von Hunderten, wie einen ungezogenen Schulbuben. Bernhard blieb zwar in der Partei, aber er fühlte, daß seine Rolle, noch bevor er sie überhaupt übernommen hatte, ausgespielt sei, und er wurde lauer und flauer. Allmählich begann er sich rückwärts zu konzentrieren. Was als Sprungbrett nach oben gedacht war, das ward ihm genierlich und immer genierlicher. Er hängte heimlich die rote Jakobinermütze in den Kleiderschrank, setzte sich eine schwarz umrandete Hornbrille auf, die feinem Antlitz einen Gelehrtenausdruck geben sollte, zog sich einen gebügelten Rock an und stülpte sich einen bürgerlichen Zylinderhut auf. So, nun war er wieder korrekt, schöpfte in dieser neuen politischen Atmosphäre einmal kräftig Atem und ließ sich abermals von den Herren Ullstein & Co. engagieren. Dieses Mal für eine leitende Stellung. Er ward als Verlagsdirektor für das gesamte Zeitungswesen der Koch-Straße ausersehen. Ein großes Gehalt war damit verknüpft. Selbstverständlich. Aber das war

nur Eine Annehmlichkeit. Die andre war die umfängliche Plattform, die ihm nun zur Verfügung stand. Er konnte endlich nach Herzenslust reden und wurde von Vielen, Vielen gehört. Das hatte etwas Berauschendes für ihn, und aus diesem Rausch ist er noch heute, nach Jahren, nicht erwacht.

Jetzt legte sich Georg Bernhard ins Zeug. Die Ullsteins kauften die Vossische Zeitung auf. Die war unter Lessing, dem ehrwürdigen Geheimrat, und seinen Erben allmählich verknöchert, und in allem und jedem sah man ihr die rapid zunehmende Arterienverkalkung an. Auch eine Liierung mit einem Bankhause brachte sie nicht wieder auf die Beine. Im Verlag Ullstein wurde der eingetrocknete liberale Typus der alten Tante Voß, unter Herrn Bernhards Behandlung, aufgeschminkt und aufgeputzt, und die gute Brave schillerte bald in allen Farben. Bernhard schrieb die richtunggebenden Leitartikel. Da sollte, da mußte sich alles wenden. Eine lärmende Reklame setzte ein. Die Plakatsäulen hieltens einem jeden Tag vor, daß die Vossische Zeitung die große politische Zeitung sei, und waren nur zu diskret, um nicht auch noch laut und aufdringlich auszuschreien, daß Georg Bernhard der große Politiker sei. Aber er wars. Auf seine Art. Er, der Sozialdemokrat Ade, holte weit aus und schrieb rechts und noch mehr rechts. Die Presse der Rechten moquierte sich insgeheim, zitierte ihn indeß mit schmatzendem Behagen. Spaltenlang. Seht, erzählte sie der Linken, das schreibt einer von euch, ein Radikaler von euch. Wollt ihr nun endlich glauben, daß wir recht haben? Nachdem Bernhard so die Presse der Rechten für sich und seine werte Persönlichkeit hatte kostenlos Propaganda treiben lassen, besann er sich und schrieb, um nicht allen Anschluß nach links zu verlieren, zur Ueberraschung mal wieder etwas andersherum. Nur in Einem war er konsequent. Er hielt in seinem üblichen Montagsartikel der Regierung jedesmal eine Vorlesung darüber, was sie in ihm für eine bedeutende Kraft haben würde, wenn sie ihn sich sichern und dem Tüchtigen freie Bahn schaffen wollte. Er wurde mit der Zeit vielseitig und listenreich in den Variationen, sich durchzusetzen, wie einstmals Odysseus. Einem Hausierer gleich hält er journalistisch seinen Kasten mit tausenderlei Spezereien und Posamenten dem Publikus hin, und „preisend mit viel schönen Reden" drängt er sich an Alle heran, die ein Quentchen Macht in der Hand haben. Die größte Ehrfurcht hat er, seit Kriegsbeginn, vor dem Militär. Er selbst scheint ein freiwillig militarisierter Betrieb, und seine geistige Mimikry ist feldgrau.

Ein Mensch von ungewöhnlicher Geschicklichkeit und derber Witterung für das, was Erfolg verspricht; ein Mensch von nicht alltäglichen Talenten; ein Mensch von gewandtester Dialektik — alles Eigenschaften, die blenden. Aber eine fast hysterische Eitelkeit, ein Strebertum, das sich täglich dreimal verleugnet, um sich durchzusetzen, und . . .

Kein Charakter. Das sagt alles. Gewogen und zu leicht befunden. Schade! Und so wirken seine vielen Artikel, um mit Friedrich Schlegel zu sprechen, wie ein verderbliches Heuschrecken-Heer, das allen grünen Boden bedeckt.

Das deutsche Lustspiel von Egon Friedell

Seit Jahren wartet man mit unerschütterlichem Vertrauen auf das deutsche Lustspiel. Seit Jahren sagt jeder Theaterdirektor zu jedem Autor, der entweder Witz, aber keinen Humor oder keines von beidem besitzt (eine dritte Gruppe gibt es leider noch nicht): „Lassen Sie doch diese Problemstücke, für Probleme haben wir Ibsen, lassen Sie auch das Krasse, dazu ist das Kino da, nein: schreiben Sie endlich einmal das deutsche Lustspiel! Grade Sie hätten das Zeug dazu." Aber wie soll es denn eigentlich aussehen, dieses deutsche Lustspiel?

Einige behaupten: etwa so wie die Stücke von Sternheim. Ich kenne nur zwei von diesen Stücken, vielleicht sind die andern stärker, aber in ihrem Wesentlichen können sie doch nicht gut anders sein als diese, denn grade von einem Menschen, der ein Dichter genannt werden will, dürfen wir erwarten, daß er in allem, was er macht, ungeteilt und ganz zum Ausdruck kommt. Seine Werke werden in der Form und im Wurf manchmal gelungener, manchmal weniger gelungen sein; aber in allem werden wir doch immer seine einmalige Persönlichkeit, sein nur ihm eigenes Wissen und Wollen klar und unverkennbar erblicken können. Die berüchtigtsten Singspiele von Goethe, so miserabel sie waren, hätten eben doch nur von Goethe sein können, nicht von Kotzebue oder Vulpius, die es beide vermutlich besser gemacht hätten, aber eben nicht goethisch; auch in den leersten von den unzähligen Novellen, die Strindberg geschrieben hat, steckt immer noch der uns wohlbekannte Strindberg: in hundert kleinen Zügen, in scheinbar unwichtigen Nebensätzen, im Aufbau, in der Perspektive verrät er sich fortwährend, sein Signum läßt sich nicht wegkratzen. Man kann also, wie gesagt, auch aus zwei Stücken die Wesenheit eines Komödienschreibers erkennen, und da muß ich nun (natürlich als meine ganz subjektive Ansicht) sagen: so stelle ich mir das deutsche Lustspiel nicht vor. Wir hören allerlei Geistreiches und Apartes, eine Menge von ausgezeichneten Bemerkungen und Beobachtungen, aber sehen tun wir gar nichts. Es sind feine und originelle Erörterungen Sternheims über das Leben. Nicht einen Augenblick glauben wir, daß diese Menschen, die da auftreten und abgehen, schon vor dem Beginn des Stückes auf der Welt waren, und daß sie auch nach dem letzten Fallen des Vorhanges noch weiter existieren werden, ja daß sie auch nur während des Stückes ein wirkliches selbständiges Dasein führen. Es sind übermütige Launen, reizende Einfälle, Bubenstreiche von Sternheim, es sind Bilderbogenfiguren, die er

zu seiner und Andrer Belustigung bunt anmalt, wobei es ihm gar nicht darauf ankommt, einmal einem Herrn eine grüne Perücke und einer Dame einen blauen Schnurrbart zu machen. Selbst die Sprache führt bei ihm kein eigenes Leben, es gibt nur glänzende, scharfgeschliffene Dialogstellen, aber keinen Dialog, die einzelnen Sätze bilden bloß ein mechanisches Gemenge, aber gehen keine chemische Verbindung miteinander ein, es entsteht aus ihrer Vereinigung kein neuer, in sich einheitlicher, homogener Stoff. Diese ganze Art, mit dem eigenen Gebilde zu spielen und selber immer den Kopf hervorzustecken, ist durch und durch romantisch. Sternheim ist Romantiker und Impressionist, der Dichter des ‚deutschen Lustspiels' wird aber Naturalist und Synthetiker sein müssen.

Ich habe letzthin (in Nummer 44 des vorigen Jahrgangs) erklärt, aller Naturalismus beruhe auf einer prinzipiellen Verkennung des Wesens der Kunst. Ich muß jedoch, um Mißverständnisse zu vermeiden, einschränkend hinzufügen, daß alle rein komischen Kunstgattungen einen naturalistischen Grundzug deshalb an sich tragen müssen, weil sie genötigt sind, ihr Material stets unmittelbar vom Leben zu beziehen. Wirklichen Humor hat nämlich immer nur das Leben selbst, und wer es am treuesten abschreibt, abzeichnet und nachspielt, wird die stärkste Komik hervorbringen. Daher sind die großen Humoristen unter den Dichtern und Malern immer starke Realisten gewesen, daher werden Schauspieler mit ausgesprochener vis comica stets zugleich wegen ihrer ‚Natürlichkeit' gerühmt, und daher erzielen die größten Naturalisten unter den Komikern, nämlich die Tiere, oft Wirkungen, die von keinem Menschen erreicht werden. Daher wirken ausgedachte Scherze immer frostig, im Gegensatz zu den wirklichen, vom Leben geschaffenen Humoresken, etwa dem Aufsatz eines Schuljungen, dem Tagebuch eines Backfischs, dem groben Mahnbrief eines Bierwirts, dem Wunschzettel eines kleinen Mädchens an den Osterhasen und dergleichen. Daher ist auch ein Mann wie Jerome K. Jerome der größte Humorist der Gegenwart, weil er gar nichts tut, als daß er ganz einfache Situationen beschreibt, die sich täglich ereignen: zum Beispiel das Oeffnen von Sardinenbüchsen oder das Aufhängen von Bildern. Kaum jedoch mischt sich Phantasie ein, so hört ein Kunstwerk auf, komisch zu sein. Ueber die Karikaturen von Rops hat noch niemand gelacht.

Dies ist auch der Grund, warum der Komödiendichter sich stets in der Gegenwart bewegen muß. Schon Aristophanes und Menander haben sich um die Historie ebensowenig gekümmert, wie die Molière und Shakespeare in ihren Lustspielen getan haben. Kleist hat nur ein einziges Stück geschrieben, das in der Gegenwart spielt: den „Zerbrochenen Krug'; dieser ist zugleich seine einzige Komödie. Was den poetischen Wert der großen humoristischen Dichtungen ausmachte, war auch tatsächlich vor allem immer dies, daß sie ein so volles und starkes, treues und reines Abbild ihres Zeitalters waren. Man denke an Rabelais und Cervantes, an

Grimmelshausens ‚Simplicissimus‘, an Swift und Sterne, aber ebensogut könnte man Busch nennen, aus dessen Werken spätere Zeiten ein lebendigeres Bild der sechziger und siebziger Jahre gewinnen werden als aus den dickleibigsten kulturhistorischen Materialsammlungen; und für unsre Tage hat Shaw etwas ähnliches geleistet.

Und so wird — denn mehr als vage Umrisse lassen sich nicht vermuten — wohl auch das deutsche Lustspiel aussehen müssen. Die reife, freie und reiche Persönlichkeit aber, die diese Umrisse ausfüllen wird, wird vor allem ein elementares Temperament, ein Genie der Synthese sein müssen. Und da wüßte ich, wenn ich auf die deutsche Vergangenheit zurückblicke, nur Einen zu nennen, der diesem Ideal nahe kam: Johann Nestroy, den die Wiener (wie sie das ja mit allen ihren großen Männern machen) immer nur für einen Kasperl gehalten haben; was für eine shakespearisch ringende Seele, was für ein kantisch analysierender Geist in diesem Kasperl verborgen war, haben sie nie geahnt. Aber Nestroys Genius sprach Dialekt (nicht bloß äußerlich), und daher ist in seinen Dichtungen bloß Wien, jenes ewige Wien, wie es ist, war und sein wird, nicht ganz Deutschland, nicht die ganze Welt. Und noch ein Zweites fehlte ihm zum welthistorischen Lustspiel: eine universale, in sich ausgeglichene Bildung. Man ist geneigt, das Bildungsmoment beim Dichter zu unterschätzen, erstens aus Opposition gegen die Literaturprofessoren, und zweitens, weil es einem so selbstverständlich vorkommt, daß man es gar nicht beachtet. Es wird niemand einfallen, zu behaupten, Goethes, Schillers oder Balzacs Dichtungen seien „Früchte der Bildung“; aber andrerseits: könnte man sich einen ungebildeten Goethe, Schiller oder Balzac auch nur vorstellen? Der große Wert, den ausgedehnte und gründliche Bildung für den Dichter hat, besteht ganz einfach darin, daß sie ihm eine Menge von Assoziationsmaterial zuführt. Hätte Schiller nicht so genaue Studien über den Dreißigjährigen Krieg gemacht, so wäre ihm der ‚Wallenstein‘ mit allen seinen Details eben gar nicht eingefallen, und hätte Goethe niemals eine Universität besucht, so hätte das Faust-Problem überhaupt nicht in seinen Gesichtskreis treten können.

Im übrigen aber sollten die Theaterdirektoren das deutsche Lustspiel nicht mit so energischen Beschwörungsgebärden herbeirufen; das ist das sicherste Mittel, sein Kommen zu verzögern. Das Zitieren von Geistern ist ein heikles und undankbares Geschäft, denn gewöhnlich erscheint kein Geist, sondern ein Schwindler.

Der Theaterproblematiker

von Oscar Maurus Fontana

Er ist ohne Zweifel eine komische Figur, komisch, weil er ein Pechvogel ist, weil er sich und den Andern zur Last fällt,

und komisch, weil er in dieses sein Unglück leidenschaftlich verliebt ist. Man mache durch einen Zauberspruch die Theater unproblematisch, und man macht eine ganze Armee braver Menschen unglücklich, deren Glück eben ist: die Problematik des Theaters.

Der Theaterproblematiker sitzt im Theater — aber wo immer er sitzt, und was immer sich vor seinen Augen und Ohren begibt: er ist nicht dabei, er ist ganz wo anders, er sitzt eigentlich an seinem Schreibtisch und brütet seine Pläne aus. Die Pläne haben verschiedene Namen: einmal ist es eine Reformbühne, einmal ein antikes Theater, einmal eine Shakespeare-Bühne, einmal eine intime Gesellschaft, einmal ein Alldeutschland umspannender Verein. Und jedes Mal beteuert jeder Theaterproblematiker, daß grade sein Plan völlig durchführbar und kein Luftgebilde sei.

Er ist ein Unzufriedener. Gewiß. Aber kein Unzufriedener aus Leidenschaft, sondern einer aus Bildung. Seine Bildung, sein Gelerntes, sein Gelesenes, sein Verstandenes und auch nur halb Verstandenes erlauben ihm keine Ruhe. Sein Schulenhunger schreit nach Reformation. Es ist ja typisch, daß all diese wackern Männer und Frauen das Theater als eine Stätte der Bildung ansehen, gewissermaßen als ein Museum mit Schaustücken, die durch die Kraft elektrischer Ströme zeitweise zu zucken beginnen.

Und weil er ein Reformator sein möchte, ist er stets ein Prediger. Er wird nicht müde, seine Pläne immer wieder zu bereden, sie auf allen erreichbaren Podien mit einer rührenden Ahnungslosigkeit zu manifestieren. Sein Bart wird weiß, seine Zähne beginnen zu wackeln, aber sein Plan grünt noch immer und steht fest.

Dabei ist er kein Idealist, denn das wäre etwas sehr Großes und niemals Komisches. Und ist auch kein falscher Idealist, wie sie so häufig sind. Sondern er ist durchaus ein nüchterner, zäher, fast pedantischer Rationalist. Er rechnet sich vor: Kunst setzt sich in Werte um — erhöhe ich die Kunst, erhöhe ich auch die Werte — und ist darum eifervoll bemüht, die Kunst zu steigern. Und seine Komik ist es, daß er bei aller Schulmeisterei in Exotik verrannt, verbohrt ist, in Theater.

Er ist eine deutsche Figur, und ein deutsches Lustspiel könnte von ihm Wärme und Kraft erhalten, weil er in seiner Verzerrtheit doch irgendwie den Trieb zum vollkommenen Handwerk hat, zur vollkommenen Erscheinung. Er hat nichts mit dem Theater zu tun — dieses ist anderswo, ist drüben, ist aus Magie und Erde gemacht wie alles Irdische — er aber ist Problematiker von Geburt. Nur seine Bildung drängt ihn zum Theater, ihretwegen wird er zum Malvolio. Während das Theater sein Liebeswerben mit einem kühlen üppigen Lächeln zugleich auslöscht und aufstachelt, ergibt es sich schamlos jedem handfesten Burschen. Aber unbeirrt und seinen Leitsätzen vertrauend redet der Theaterproblematiker weiter.

Die Macht der Finsternis

Auf dem Weg ins Theater träumt man um achtundzwanzig, um achtzehn und um zehn Jahre zurück. Auf dem Weg zu Max Reinhardt gedenkt man seines Vorgängers und Entdeckers Otto Brahm, dem jene drei lehrreichen Darstellungen zu verdanken sind. Anno 1890 wird auf seiner Freien Bühne die ‚Macht der Finsternis' um ein Haar nicht zu Ende gespielt. Das ist ein Sieg, weil der Widerstand gegen Vorzüge geht, die geeignet sind, dem leblos gewordenen deutschen Drama neues Blut einzuführen. Ein unbestechlicher Blick ist den schrecklichen Seiten des Daseins zugekehrt. Um ihre Grauenhaftigkeit einzuprägen und das Erbarmen mit der Kreatur zu steigern, wird ein vollständiges Protokoll geschauter und gehörter Wirklichkeiten aufgenommen. Kein Zug ist heftig, dick und deutlich genug, um die Lüge zugunsten einer Wahrheit zu bekämpfen, die ein Dezennium drauf nicht mehr wie Wahrheit aussieht. Anno 1900 gibt Brahm die ‚Macht der Finsternis' in seinem Deutschen Theater, und die beruhigte Betrachtung wundert sich, daß Tolstois Sittenbild naturalistisch heißt. Das ist nicht die Alltäglichkeit: hier wird, was früher schön-, gräßlichgefärbt. Weil Rußland diese Schilderung seiner Kinder unzutreffend findet, hats die didaktische Tragödie seines populärsten Dichters niemals öffentlich gespielt. Weil beides unverkennbar ist: der Drang des großen Predigers, sein verderbtes Volk zu retten, und seine Hoffnung, damit umso sicherer zum Ziel zu kommen, je mehr er mit dem Recht des glühenden Evangelisten, die Verderbnis übertreibt — deswegen handelt die Zensur Berlins verständnislos, daß sie das Stück verbietet, und verständig, daß sie sich belehren läßt. Nikita taugt, von Sünden zu entwöhnen, nicht: dazu zu entzünden. Daß er am Ende Buße tut, und wie ers tut, befreit ein bißchen spät, doch nicht zu spät im Drama das religiöse Element, das den Dramatiker unwiderstehlicher als jedes andre angetrieben hat, den Staat erfreut und die Aesthetik nicht betrübt. In Bassermanns flachsblondem, schlacksigem Nikita schwemmt ein Dammbruch des Gefühls sogar die stärksten Reize einer psychopathologischen Charakteristik weg, und dazu läuten feierlich aus Reinhardts Akim alle Glocken gottesfürchtiger Menschenliebe. Ein mystisches Urchristentum erhellt die Finsternis, daß ihre Macht zerstiebt. Was schaurig war, wird weihesam. Kann solcher Zauber welken? Anno 1908 gibt wohl zumeist um dieses andachtsvollen Ausgangs willen Brahm die ‚Macht der Finsternis' zum dritten Mal, und — nicht nur dieser Schluß versagt vollkommen. Es ist eine Uebergangszeit der Literatur. Das Interesse an jedermann aus der Masse, sei er bloß mühsälig und beladen oder auch scheusälig und verbrecherisch, hat sich erschöpft. Nikita müßte jetzt schon Jemand sein, um an seiner Schuld und seiner Sühne Anteil zu erwecken. Es genügt nicht, daß Akte lang die Schlechtigkeit seiner Mutter, die Gutartigkeit seines Vaters auseinandergelegt wird. Das macht ihn zu einem Demonstrationsobjekt für die Vererbungstheorie; das führt den Dualismus seiner bald grausamen, bald weichmütigen Natur auf Ursprünge zurück, die wir vorausgesetzt haben. Künstlerisch wird dadurch nichts gewonnen. Wir warten vergeblich darauf, von diesem neurasthenischen Lasterpfuhl wie von einem Bruder, von diesem Einzelfall wie von einer Möglichkeit unsres eigenen Schicksals angesprochen zu werden. So nützt denn selbst die Himmelfahrt nichts mehr. Damit uns bei Nikitas Erlösung warm werde, hätte uns seine Verstrickung nicht so kalt lassen dürfen. Eine bleierne Gleichgültigkeit lag auf dem Zuschauerraum des Lessing-Theaters. Aber so klar man sich darüber war, daß

‚Anna Karenina' noch nach Jahrhunderten leben wird — wie sollte ein Drama desselben Ingeniums von zweiundzwanzig Jahren aufgefressen worden sein? Was war das? Hatte das alte Stück unter der neuen Aufführung, oder hatte die Aufführung unter dem Stück gelitten? War sie bereits unter der Erde, die Aera dieser Dramatik, und suchten Brahms Schauspieler sich und uns durch Lärm darüber hinwegzutäuschen? Warum nicht entschädigte die elementare Anisja der Lehmann? Enttäuschte Bassermann diesmal, weil ihm das Gegenspiel, die Gegenstimme von Reinhardts unvergeßbar herrlichem Akim fehlte?

Nun, diese Fragen wird heute, nach zehn Jahren, der Regisseur Reinhardt beantworten, vor dessen Tür man inzwischen angelangt ist. Beim Eintritt prallt man zurück. Das sind nicht die Zuhörer, die sich der russische Savonarola gewünscht hat: das sind seine Opfer. Wo ist der Pascin, der dies Dokument von der Zeiten Schande festhält? Kriegslieferanten triefen rechts und links über den Stuhlrand. Wuchererfamilien haben in Rudeln ‚Blitzblauem Blut' die ‚Macht der Finsternis' vorgezogen, weils chic ist, bei Reinhardts Premieren gesehen zu werden. Bemalte Modeschauspielerinnen pflanzen sich halbnackt in den „Vordergrund des Interesses", mimen dieselbe schamlos-freche Komödie wie auf der Bühne und werden nur deshalb nicht gelyncht, weil sie ja grade, vor wie auf der Bühne, den Geschmack dieses Publikums treffen, sein Wesen ausdrücken, und weil zufällig keine beurlaubten Frontsoldaten im Hause sind, um inne zu werden, von welcher Sorte Volk sie die feindlichen Stinkbomben auf sich ablenken. Heilige Mutter Gottes von Kasan! Aber: wie schwer es Tolstoi auch haben wird, gegen so massive Effekte aufzukommen — es gibt ein paar Leute, die seinetwegen für ihren Sitz den doppelten Premierenpreis angelegt haben und eine geraume Weile nach dem festgesetzten Anfangstermin der Meinung sind, daß die Macht der Finsternis mit und ohne Anführungszeichen endlich gut daran täte, ihnen den Anblick dieses neuberlinischen Abhubs zu entziehen. Der Uebersetzer ist Pawel Barchan, den ich schon kannte, als er noch seinen Namen in Paul, sonst jedoch ebenso wenige Worte schlagend und fehlerlos übersetzen konnte wie jetzt. Also auf ihn ist gewartet worden; denn sobald er erschienen ist, hebt sich der Vorhang, und gleich der erste Ton läßt an Glaubhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Herr Gregori ist der Professor Pjotr, den Tolstoi arglistig in ein Bauerngewand gesteckt hat. An dieser Verstellerei stirbt der kranke Mann glücklicherweise im zweiten Akt; und außer der hohen Säule Adele Sandrock, die von der entschwundenen Pracht des ältesten Burgtheaters zeugt, statt der braven Elsa Wagner Gelegenheit zu einer eingeteufelten Giftmischerin zu geben, steht nichts mehr einer Kritik im Wege, die Reinhardts Vermögen ernsthaft an Tolstois Absichten messen will.

Oder ists umgekehrt? Hat Savonarola auch als Dramatiker ein Vermögen, dem die Absichten seines Regisseurs nicht durchweg gewachsen sind? Dieser unterstreicht bei jenem die epische Breite so liebevoll, daß wir Muße haben, uns in jeder Szene zu fragen, ob sie vielleicht und wodurch sie trotzdem dramatisch ist. Dann stellt sich heraus, daß technisch Mängel reichlich, eigentlich dramatische kaum vorhanden sind. Wenn Tolstoi kein andres Mittel sieht, uns mitzuteilen, was wir erfahren müssen, so sagt es unbekümmert in einem Monolog auf, wer grade dasteht. Das ist die unschuldigste Sache von der Welt und stört nur Pedanten, welche nicht wissen, daß reiner ‚Naturalismus' doch unerreichbar bleibt. Ein Drama ist die ‚Macht der Finsternis', weil sie in dauernder Bewegung gehalten wird oder besser: sich hält; weil aus Veranlagung

und Verlockung die Verschuldung, aus dieser der innere Zwang zur Beichte und auf diese die irdische Strafe und, sicherlich, die himmlische Lossprechung folgt; weil das Auf und Ab des Lebens nicht ziellos zickzackt, sondern, hauptsächlich im Schicksal der Anisja, wo es verblüffend sinnfällig wird, mit wunderbarer Gesetzmäßigkeit sich steigert. Ob die Russen so sind, mögen Russen entscheiden: in diesem Dorf jedenfalls glaubt man drinzustecken. Man achte einmal auf die Art der ungeheuer gemächlichen Reden. Sie bringen Betrachtungen, die für den Gang der Handlung — nicht etwa an sich — entbehrlich sind. Aber wo eine Begebenheit zu fürchterlich ist, um vorgeführt zu werden, da wird sie nicht hinterher berichtet oder beredet, sondern sie dringt, während sie geschieht, in das aufgeschreckte Hirn eines Kindes, das sich vor unsern Augen wimmernd auf seinem Bette wälzt. Der dozierende Sozialphilosoph, der abschreckungswütige Moralist, der fanatisierte Menschheitsbeglücker, der durchaus kein Dichter sein will — er kann nichts dafür: er ist es doch. Köstlichkeiten auf Schritt und Tritt. Wie die Waise Marina zu ihrem Verführer spricht: „Geliebt hab ich Dich, das darf ich sagen“; wie die dumme Akulina frühzeitig wittert, daß das Los Marinas auch ihres ist, und jäh ihre Angst herausschreit; wie der sterbende Bauer den Knecht, der ihn schmählich betrogen hat, um Vergebung bittet, falls er sich je gegen ihn vergangen habe, und wie der zu heulen anfängt und für sein Teil auch um Vergebung bittet; wie die Weiber, geschlechtshörig allesamt, um den hübschen Nikita schwirren; wie einzig Greise, schon wieder, und Kinder, vorläufig noch, ihre Ruhe haben: das weist im Kunstfeind Tolstoi den Künstler aus. Und welcher grausig-groteske Einfall, daß man das Kind, bevor mans ermordet, tauft — ein Einfall, der die Macht der Finsternis blitzartig aufdeckt! Und welche Eingebung die Gestalt des stammelnden Senkgrubenräumers Akim, dessen Ethos naiv ist, dessen Weisheit aus dem einfältigsten, dem schlichtesten Herzen kommt! Und . . .

Und das alles hab' ich gestern abend gespürt und manches zum ersten Mal, und da wird mans undankbar nennen und nicht verstehen, daß ich Reinhardt bekrittle, statt ihn zu preisen. Aber es muß ja doch Gründe haben, daß heute früh mein Zunge belegt ist. Bis zum vierten Akt waren Tolstois Gerichte höchst schmackhaft bereitet und bunt garniert. Sie waren im eigenen Safte geschmort und hätten gleichwohl ohne diesen Kochkünstler nicht so geschmeckt. Der fünfte Akt begann, und es schmeckte noch immer. Der letzte Gang ist fällig, die Krönung, der Gipfel: die Beichte. In die erste Szene des fünften Aktes hat so viel Musik geklungen, daß selbst der poesieverlassenste Jobber sich Akulinas Hochzeit vorstellen kann. Da — im Augenblick der äußersten Spannung — da — weil nämlich die Vorstellung erst vier Stunden dauert — da — wozu hätte man denn die Drehbühne! — also da dreht sie sich, und wir sind im Hause und mittendrin in der Hochzeit. Mag sein (ich habe kein Buch bei der Hand), daß Tolstoi diese Verwandlung vorschreibt. Dann hat Reinhardts Vorgänger, der sie verschmähte, wider den Buchstaben eines Genies gehandelt. Reinhardt, der sich bei Kleist und andern Genies noch nie gescheut hat, durch Zusammenlegung von Szenen legitime Wirkungen zu zerstören — indem er hier, möglicherweise, dem Buchstaben folgt, versündigt er sich am Geist. Diese Bauernhochzeit wird Selbstzweck. Ihre ethnologische Richtigkeit zugegeben. Reinhardt wird sich schon orientiert haben. Aber wenn unter seinen Beratern kein einziger ihn darüber aufgeklärt hat, daß in der Kunst nicht die ethnologische, sondern die künstlerische Richtigkeit maßgebend ist: dann soll er die Herrschaften sämtlich in andre Berufe ent-

lassen. Das Gastmahl des römischen Trimalchio bei mäßig begüterten russischen Bauern. Eine dicke, fette, schmirgelnde, glänzend glasierte, krachende Sache. Nicht ein Gast aus der Nebenhütte: eine kostümierte Hofopernsängerin aus der Hauptstadt singt für dreihundert Rubel echtrussische Nationallieder. In echtrussischer Sprache. Sodaß eigentlich auch der Dialog echtrussisch hätte gebracht werden müssen. Und dann tanzt ein Statist im viereckig wallenden perleberger Glanzwichsenbart des jüngern Sudermann einen echtrussischen Nationaltanz. Und trotzdem der Teil des Premierenpöbels, der nicht vorher geflohen war, erst in dieser Szene aus dem Schlaf auftaumelte, und trotzdem ohne sie der Kassensturm ausgeblieben wäre, der jetzt für Monate sicher ist: trotzdem zweifle ich nicht an der Lauterkeit von Reinhardts Absichten. Er hat sich offenbar den tiefsten Eindruck des Gegensatzes davon versprochen, daß in die allergeräuschvollste Weltlichkeit die Bekennerwollust Nikitas fiele. Aber so knallige Kontraste sind den Philippis vorbehalten. Tolstoi hat sie niemals gewollt und braucht sie nicht. Ihm gehts um die Seele, um weiter nichts als die Seele.

Daß ihr Licht in der Finsternis keineswegs hell genug leuchtete: das lag zweitens an einem Besetzungsfehlgriff. Wenn für Akim und Mitritsch — einen Erinnerungsgruß an Hanns Fischer! — nur grade Pallenberg und Winterstein in Betracht kamen, dann waren ihrer beider Rollenhefte verwechselt worden. Pallenberg kann das nicht und ist es schon garnicht. Er muß „sprudeln“, nicht stottern. Was ihm als Komiker meistens nützt, das zerstört seinen Akim: daß er zu wenig Herz hat. Kraftlos-eintönige Detailklitterei ist ein schlechter Ersatz. Durch so falsche Beschäftigung droht eines der überragenden deutschen Bühnentalente verdorben zu werden. Dies die Greise. Der kleinen Anjutka, die bei Tolstoi im Personenverzeichnis, aber nicht nach Denk- und Sprechart zehnjährig ist, der hatte Frau Eckersberg die ganze Geschäftigkeit eines Kindes zugesonnen. Man sah die Geschäftigkeit einer geschickten Schauspielerin, die doch noch nicht geschickt genug ist, um nicht ab und zu aus der Kindlichkeit zu rutschen. Nikitas Erfolge machte Moissi durch eine Vereinigung von Charme und Brutalität, durch einen schön-rohen Ton verständlich. Bis in den vierten Akt fehlte nichts. Die erste Gewissenserschütterung des Mörders wurde mit virtuosester Kunst, aber mit keiner höhern bewältigt; und der Büßer des Schlusses, ein Bauernbengel, vergaß seine Herkunft, verfeinerte sich zum Fedja des ‚Lebenden Leichnams‘ und wuchs gradenwegs in die Wolken. Es war, als sollte die grobe Gedunsenheit der Hochzeits-Einlage durch eine besondere Sublimierung der Himmelfahrt ausgeglichen werden. Aber es ist ein grundsätzlicher Irrtum, daß sich zwei Stilverletzungen gegenseitig aufheben: eine verdeutlicht die andre und verstärkt deren Anstößigkeit. In all dieser Unzulänglichkeit tröstliche Zuflucht und unerschöpfliche Freude Nikitas drei Frauen. Ein neuer Paris hätte die Qual der Wahl. Die Höflich — wie reißend war ihre Roheit! Und ihr stiller Verfall! Und die Rückkehr zur Macht! Und das Lachen ihrer Betrunkenheit! Und jeder Zug und der ganze Wurf! Die Pünkösdy dampfte von Erdigkeit. Und die Thimig schien die wandelnde Seele Leo Tolstois. Diese drei Frauen in ihrer Rassenverwandtschaft bei aller persönlichen Unterschiedenheit sind ein Instrument, auf dem spielen zu dürfen man Reinhardt beinahe neidet. Er spielt es vollendet, dies Instrument. Umso erstaunlicher, daß sein goldreiner Ton ihn nicht davor schützt, ringsherum Instrumente aufzustellen, die Tolstois — und nicht bloß Tolstois — Akkorde als marternde Katzenmusik verausgaben.

Vox populi von Gregers Werle

Diese kleine, süße Range,
der sich schon die Bluse strafft,
macht mir oft durch Fragen bange,
welche einfach lasterhaft.

So, zettbeh, begann die Kleine,
als sie in dem Abendblatt
von dem Frieden der Ukraine
etliches gelesen hat:

„Wirds nun auch im Westen klappen,
Frankreich, England, na und so?
Kann man bald durch die Etappen
mal mit Ma und Pa zum Po?

Wird der Schwoof dann wieder reger,
blöde, steif verrenkt und schwül?
Die Musike so vom Neger,
vom Apachen das Gefühl?

Wird die Mode wieder keck sein,
teils für mich, teils für Mama,
wird es wieder Lebenszweck sein,
zu gefallen? Gelle, ja??
Wird der Schutzmann wieder grob sein,
und französisch das Parföng?
Wird der Kavalier tipp-topp sein,
und erlaubt das Vingt-et-un?

So betätigt unerbittlich
dieses Mädchen Forschungstrieb.
Sag' ich ja, so ists nicht sittlich,
sag' ich nein, ist ihrs nicht lieb.

Deutsches Opernhaus von Kurt Singer

Herr Hartmann hatte einmal ins Land der Romantik, das zweite Mal in die Wildnis der großen, internationalen Oper geladen. In beiden blieb die Seele matt; aber für Ohr und Aug' gabs gefällige, gemütvolle und bewegliche Momente in Menge. Zwei Welten, meilenweit getrennt durch Spiel-Art und Stil-Art. In beiden irrt Gedanke und Herz suchend umher. Zur ‚Preziosa', diesem vornehmen melodischen Singstück fände man gern zurück, weil der Wunsch nach Einfachheit grade unsern Tagen geläufig werden muß, und weil in der Ouverture, in den vier großen Chören, in Preziosas Tanz und Liebeslied dieses ‚Zurück zur Natur' schönste Erfüllung wird. Dennoch: aus der magern Stoffbehandlung durch den Weimaraner Pius Alexander Wolf gähnt es und ödet es einen an, und Nummern von deutschem Wohlklang, Stimmungen von

romantischer Phantastik können über die melodramatische Dürre und die rein=theatermäßige Unfruchtbarkeit des Dialogs und der Vorgänge nicht hinweghelfen. Ganz kraß wird das Mißverhältnis, wenn sich der ‚Preziosa‘ ein so bewegliches und kapriziöses Stück wie Bittners ‚Höllisch Gold‘ anschließt. Das wirbelt mit seinen bizarren, höllischen und irdischen, heiligen und schein=heiligen Motiven nur so durcheinander, daß uns die ethisch und logisch notwendige Schluß=Prozedur (die Höllenfahrt des Teufels mit des Satans gieriger Helferin) als volle Erlösung eingeht. Durch das Zickzack dieses mystischen Spiels läuft immerhin eine grade und sehr unterhaltsame Linie, sanft aufsteigend, mit Climax und Decrescendo. Wie es der Plan eines rechten Kunstwerks verlangt. Aber es fehlt bei aller Feinheit und Geschicklichkeit der Mache, bei allen Einfällen im Kleinen doch das Leuchten, das Opaleszieren der musikalischen Farben, neben den bramarbasierenden Orchester=Triumphen stehen die karg bedachten, wie Füllsel wirkenden Dialoge ohne Schwung, ohne zupackende Kraft, sicherlich ohne eigene Note. Entkleidet diese Partitur der orchestralen Verbrämung, und es gibt neben einem herrlichen Mariengebet, das die Mitte krönt, nur Skizze, halb durchgeistigtes, allzu bewußt Empfundenes, Ungesättigtes. Erst mit der Durchseelung, der intuitiven und selbstsichern Anpassung einer Form an den Inhalt, der rein musikalischen Empfindung beginnt die Schönheit eines Opern=Werks.

Und die ‚Hugenotten‘? Theater=Wirkungen, nicht aus Not, sondern aus Berechnung geboren. Meyerbeer mengt hier den tragischen und den Buffo=Stil, die schwärmerische Grazie des Franzosen mit dem Klingklang des Italieners, mengt und mischt und braut aus Effekten und Kontrasten, die stets zünden, nie wärmen, eine Masse, die uns durch melodischen Ueberfluß wohl ohnmächtig zum Angriff machen, nie aber durch Geist und Stil und Würde bezwingen kann. Die stofflichen Gegensätze sind zu Haufen geschichtet, sie sind musikalisch bis zum letzten Buchstaben herausgezüchtet und brutal, aber ohne Zweifel genialisch verarbeitet. Wo ihrs anpackt: in der sichern Gradlinigkeit des Chorals und der Schwerterweihe, in der sinnenfrohen Melodik des Treue= und Liebesangs, in der Wehmut von Valentinens Erzählung, im stählernen Rhythmus von Marcels Schlachtgesang, im Schwung des Zigeunertanzes, im allzu operettenhaften Septett, in der duftenden Lieblichkeit der Margarethen=Szene — überall wirbt pointensichere Erfindung für einen Genuß, den die Einzel=Nummer auch hergibt. Nummern als Selbstzweck; Musik der Szenerie, nicht des Innenlebens; Erfolg der Technik, nicht des künstlerischen Willens; Apotheose nicht des göttlichen Ingeniums, sondern der Sensation und des bewußten Spiels mit den Sinnen. Nur eine Möglichkeit gibt es hier: Stars und Sangesmeister, Dirigent und Spielleiter müssen mit unerhörtem Romanenglanz und in Auswirkung ihrer eigensten Person durch das Nebeneinander der blendenden Nummern die Nichtigkeit des Ineinander vergessen lassen. Lagenpuschs Versuch einer un=

steifen, schmiegsamen Szenerie wurde durch die Stumpfheit und bleierne Schwere seiner Männer gedrückt. Mörike dirigierte in die Tempi und die schillernden Farben dieser Musik statt Feuer Abkühlung, statt italienischer Triebkraft mitteldeutsche Gemütlichkeit. Hertha Stolzenberg, die stimmlich immer mehr wächst, nahm die Rolle der Margarethe offenbar nicht für voll. Die Salvatini als Valentine brachte allein die Leidenschaft und die heißgebrannte Stimmung geplagter Kreaturen klangschön zum Ausdruck. Herr Laubenthal — nun ja, er ist in Charlottenburg ein Liebling der Hörer; aber wie gequält klingt seine Kantilene, wie selten strahlt sein Tenor jene Töne aus, die, seelenvoll und adlig zugleich, uns vergessen machen könnten, daß hier Theater ist. Dieses Werk geht uns nichts mehr an, weil es den Schein des Lebens pomphaft zu seinem Sinn und Wesen umfälschen will.

Bilder von Alfred Polgar

Es ist ganz außerordentlich, wie sehr sich die Russen in letzter Zeit verschönt haben. Ihr Antlitz, ihre Haltung, ihre Insignien haben sich zum Bessern und Edlern gewandelt.

Spiegel der Zeit und ihrer Menschen ist das illustrierte Blatt. Aus ihm kann man, ohne irgendwelchen Text zur Kenntnis zu nehmen, erfahren, was die Welt-Uhr geschlagen hat.

Vor einem Jahr noch sah der Russe in den Originalzeichnungen meines illustrierten Blattes so aus: er stak in ungeheuern Röhrenstiefeln, hatte ein Gesicht wie ein finstrer Affe, die Backenknochen standen ihm so weit heraus, daß man den Hut dran hätte aufhängen können, aus einer Tasche guckte eine Knute, aus der andern eine Wutki-Flasche.

In der vor zwei Monaten gedruckten Nummer meines illustrierten Blattes erschien der Russe bereits ohne Wutki und Knute. Er hatte einen schönen schwarzen Vollbart, die Stiefel saßen wie angegossen, die Backenknochen unterbrachen kaum das schwermütige Gesichtsoval.

Vor zwei Wochen — in Brest-Litowsk ging es glänzend — bot der Russe meines illustrierten Blattes ein Bild ernster menschlicher Schönheit. Er trug keine Röhrenstiefel mehr, sondern Knöpfelschuhe. Aus der Tasche sah ihm ein Buch. Sein Antlitz strahlte in tiefem, reinem Feuer. Das Antlitz war slawisch, aber in edelstem physiognomischen Moll.

Gestern erschien das illustrierte Blatt wieder. Bild: „Die Russen begeben sich zur Verhandlung." Der russische Vollbart — o Schreck! — struppig! Keine Knöpfelschuhe, sondern breite, verhatschte Schnürstiefel! Die Augen klein, mit einem Stich ins Tückische! Und rechts und links im Antlitz eine deutliche Tendenz zur Hutnagel-Bildung.

Da zog Trauer in mein Herz ob der offenbar schlechten Nachrichten aus Brest-Litowsk.

Ach, wann kommst du, holder Tag, da im illustrierten Blatt der Amerikaner nicht mehr ein Orang-Gebiß hat und einen Geier-Kropf, sondern ein Bild schöner männlicher Energie ist, im viereckigen Rock und stumpfbreiten Schuh den Typus gedrungener Kraft verkörpernd?;

da des Italieners Feuerauge unter dunklen Locken blitzt; da er nicht schmutzstarrend, ein verlauster schwarzer Gnom, den Dolch im löcherigen Rock birgt, sondern den faltigen Radmantel musikalisch um die Schulter geworfen hat?;

da der Franzose in meinem illustrierten Blatt wieder, ein duftendes Spitzbärtchen am Kinn, federnd vor Anmut und Elegance im Macpharlan dahinschwebt?;

da der Engländer wieder hochstirnig und edelnasig, ein Lord und Gentleman, der goldgelockten Lady ins Auto hilft und nicht, ein fletschendes Untier mit furchtbar langen Beinen und gigantischen Plattfüßen, das Antlitz der Erde, wie es in meinem illustrierten Blatt abkonferteit ist, schändet?;

wann kommst du, holder Tag, da der deutsche Professor mit wallendem Vollbart, Röllchen, Vorhemd und gewölbter Heldenbrust aus feindlichen Zeitungen rückkehrt in seine Friedens-Heimstätte, in den ‚Simplicissimus'?

Im Auslagefenster der Trafik zeigt ein wiener illustriertes Journal sein Titelbild: „Serben in Monastir". Sie haben noch das Brigantengesicht und aus der Hakennase quillt ein Tröpfchen.

Aber von Wanzen ist nichts zu sehen!

Sollte es wahr sein, daß ein serbischer Kronrat beschlossen hat, in Friedensverhandlungen einzutreten?

‚Hervorragende Vertreter' von Lorarius

Für den Vereinsmeier höherer Gattung ist dieser Krieg eine Wollust. Nie zuvor hatte er so viel Betätigungsgelegenheiten. In der großen und kleinen Kriegswohlfahrt, in den großen und kleinen politischen und unpolitischen Parolegründungen, in Beiräten des Reiches, der Bundesstaaten, der Provinzen und Gemeinden — überall kann er seine Weisheit von sich geben. Sein Name steht unter Stiftungsurkunden, Aufrufen zu Sammlungen und zu Versammlungen, und immer hat er das Recht, sich als „hervorragenden Vertreter" zu fühlen. Wir kennen diesen hervorragenden Vertreter aus der Friedenszeit; als Studenten haben wir uns über ihn lustig gemacht und ihn mit dem Philister identifiziert. Auch damals war er überall dabei, schwang er oder unterstrich er alle Vereinsreden mit Ausnahme selbstverständlich der sozialdemokratischen. Schon damals hatte er die meisten Orden, den ältesten Zylinder und den abgeblühtesten Frack.

Gegen biedere Vereinsmeierei wird der Wirtschaftskritiker nur wenig einzuwenden haben. Aber ernster wird die Sache, wenn es sich um Tätigkeiten handelt, die bestimmend auf die Verordnungspraxis, auf die Gesetzgebung und augenblicklich auf Friedensverhandlungen wirken können und sollen. Für solche Tätigkeiten brauchen wir nämlich hervorragende Vertreter im eigentlichen Sinne des Wortes. Nicht hervor-

ragend durch Orden, durch Titel oder durch Verbindungen, sondern hervorragend durch Kenntnisse und Energie. Man gehe daraufhin die Liste der Fachvertreter in den verschiedenen wichtigen Beiräten und Kommissionen durch. In unsrer Jugend nannten wir die Leute, die man da immer wieder findet, „Bonzen“. Man scheint vergessen zu haben, daß Deutschland noch immer siebenundsechzig Millionen Bürger besitzt, von denen zwar ein großer Teil an der Front steht, deren vorhandener oder zu erhöhender Heimatprozentsatz aber so groß ist, daß man immer noch aus dem Vollen schöpfen kann. Da sind beispielsweise mehrere Finanz- und Industrieherren wie Rießer und Rathenau, die eine Lebendigkeit und Anpassungsfähigkeit haben, daß man vor Neid vergehen möchte. Sie erledigen nicht nur Großhaufen wichtiger Aufsichtsratsposten, schreiben nicht nur Bücher, halten nicht nur Reden, sondern sie sind auch sonst als „hervorragende Vertreter“ dabei, wo irgend etwas Bedeutendes mit Namen in die Zeitung zu rücken ist. Rießer fußt noch immer tief in der praktischen Wirtschaft, dirigiert zugleich den Hansabund, ist Reichstagsabgeordneter und Mitglied so und so vieler Beiräte und Kommissionen für Krieg, Uebergang und Frieden. Wer einmal den Mann im Reichstag gehört hat, fragt sich erstaunt, woher er die Kraft nimmt, denn nach Ansicht des Tribünenhörers ist Rießer kaum imstande, eine zweite Tätigkeit neben der des Reichstagsabgeordneten auch nur einigermaßen auszufüllen.

Wir haben hier einen unerhörten Mißbrauch, eine Verlegenheitsmanie, die ewige Wiederholung aus Bequemlichkeit, die Ueberlastung des Einzelnen „hervorragenden Vertreters“ mit tausend Beschäftigungen und das Zurückstoßen junger Tüchtigkeiten, die viel mehr können als jene Vertreter. Es ist nicht wahr, daß nur die Erfahrung den Mann macht: den Mann machen auch der Wille, die Frische, die Wandlungsfähigkeit. Man bedenke doch, daß die „hervorragenden Vertreter“ gewöhnlich von ihrem fünfzigsten Jahre an zu Fachheroen gestempelt werden. Aber wirklich hervorragend werden sie erst vom sechzigsten Jahre an, wenn man sie mit so und so viel Orden und dem Geheimen Regierungsrat behängt hat. In diesem Kriege ist immerzu von der freien Bahn für die Tüchtigen die Rede. Grade die hervorragenden Vertreter setzen sich dafür ein. Weshalb machen sie denn nicht selbst Platz? Unser Wirtschaftsleben braucht junges Blut, braucht Ideen, braucht die Abkehr von Staub und Statistik und die Zukehr zu Persönlichkeiten. Man soll gewiß die alten hervorragenden Vertreter nicht nach Hause jagen, aber man soll auch keinen numerus clausus mit ihnen bilden. Immer durchwachsen, das muß die Parole sein. In Deutschland hat die Herrschaft der hervorragenden Vertreter schon viel zu lange gedauert. Sie haben sich, könnte man sagen, zu einem Namens- und Aemtertrust zusammen getan, sie haben alles für sich: Geld, Ehren, Reklame, was sie wollen. Die Zeitungen und auch viele Zeitschriften laufen hinter ihnen her. Wenn nicht ein hervorragender Vertreter, und mag er noch so abgegriffen und langweilig sein, am Kopf einer Spalte steht, so ist es nichts mit dem Blatt. Das ist wirklich ein großer Jammer, eine Barrikade gegen den Drang vorwärts, ein schwerer Schade für die Gesamtwirtschaft und überhaupt für alles öffentliche Leben: Organisation, Verhandlungen, vorbereitende Innenarbeit, repräsentative Außenarbeit. Wir wollen weniger Bonzen und mehr Leute, die Zeit haben, die Kraft haben, sich einer großen Aufgabe mit Wucht zu widmen. Die Aufsichtsratsgesättigten, die mit Orden, Namen und Aemtern Ueberhängten, sollten aus dem Trust austreten oder Andre hinein lassen.

Antworten

C. J. P. Ich bin seit jeher ein Freund von Fanfarenstößen, will also auch Ihrem gern Resonanz verschaffen. „Kläräugig und blond, von sehr schlanker Gestalt — eine jener Lembruckfiguren, bei denen Alles gestreckt erscheint und sich die ganze Kraft des Ausdrucks in die Hände und die gewölbte Stirne konzentriert. Diese Hände, die nebst der rein technischen Tätigkeit des Dirigierens gleichsam ein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende auszudeuten, ja fast darzustellen vermögen — schlanke, langgegliederte Hände, deren linke fast ohne Hilfe des Armes sich bewegt und mit jeder Geste verstanden und nachempfunden wird. Der Kopf ist hell und imposant, zwingend in jeder energischen Bewegung und seltsam suggestiv in jeder lässigen oder weichen. Ein Mund mit vielen sich widersprechenden Zügen, im Ausdruck mannigfach wechselnd und durch die Gewohnheit, die Partitur mimisch mitzuerleben, oft häßlich. Die Erscheinung selbst ganz jugendlich und stets in Bewegung, von einer Hingabe an das darzustellende Werk so engriffen, daß sie jeden seiner Musiker und Sänger hinreißt. Und die Wirkung solcher beseelten Einfühlung ist dem oberflächlichsten Hörer sofort bewußt, wenn er die Musiker im Augenblick einer ausdrucksvollen Stelle beobachtet und sieht, mit welcher Freude und Hingabe jeder am Pult sitzt. Ein erfreulicher Mann. Seine Künstlerschaft ist fruchtbar, sein Ernst verknüpft mit seiner Gesinnung, keiner Hemmung aus dem Wege zu gehen, im Gegenteil: sie auch da aufzusuchen, wo sie sich nicht entgegenstellt. Ein Künstler, der will und seinem Wollen bis ins Letzte Ausdruck geben kann.“ So sehen Sie Wilhelm Furtwängler. Und wenn er davon sonst garnichts haben sollte: ich gehe zu seinem nächsten Konzert.

F. P. in Zürich. Nummer 6 ist nur zu beschränktem Vertrieb zugelassen worden. Sie wird nach Friedensschluß bei Ihnen eintreffen. Also anno 192 . . . Wenn 's Papier zu Staub zerfallen, lebt der schöne Inhalt noch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wahn und Wille von Germanicus

Mehr als je schwankt die Welt zwischen Wahn und Wille. Immer wieder empfängt man den Eindruck, daß es nur eines einsichtigen Kopfes bedürfte, dessen, was man einen ganzen Mann nennt, um endlich das Chaos, in das Tag für Tag Ströme von Blut stürzen, in Klarheit aufzulösen. Immer wieder aber muß man die grausame Erfahrung machen, daß Befangenheit und Verbohrtheit, Kurzsichtigkeit und Selbsttäuschung ihre jämmerliche Herrschaft zu behaupten vermögen. Millionen von Menschen fühlen, wo der sichere Weg zum lang ersehnten Hafen führt: ein Bann lähmt sie, und so bleiben sie morgen wie gestern Gefangene, die zur Schlachtbank geführt werden. In Rußland die Anarchie des Herrn Trotzki, und in Frankreich der greisenhaft perverse Nationalismus des Herrn Clemenceau. In Deutschland: die sterbende Herrenkaste, die noch im Untergehen dem unvermeidlichen Heraufkommen einer neuen Freiheit Schlingen und Fallеisen legen möchte. Der Gott der Geschichte ist ein langsamer Gott, und wer in der Politik kein Unheil anrichten will, muß vor allem geduldig sein.

*

Die Botschaft vom Frieden mit Rußland war verfrüht. Die Nachrichten, die aus den russischen Randländern mit ebenso erschreckender wie überraschender Dringlichkeit zu uns kommen, lassen Vorgänge vermuten, auf die von vorn herein die an sich unmögliche und unannehmbare einseitige Kriegseinstellung des Herrn Trotzki vorbereitet gewesen zu sein scheint. Der Brotfrieden mit der Ukraine, von dem Herr Czernin deutlich genug gesagt hat, daß er kein Hungerfrieden ist, wird Sicherung verlangen. Die Oesterreicher werden wohl — so wenig sympathisch ihnen das auch sein mag — noch einmal, wenn auch nicht mit ganzen Armeekorps, marschieren müssen. Die Balten, die Litauer, die Finnen, die Esthen, oder wenigstens bestimmte Schichten dieser Völker, warten auf den Kolonnenschritt ihrer Befreier. Schweden horcht auf. Die Vorstufen des östlichen Europas scheinen sich zu organisieren; aber der polnische Wahn stört solchen Willen zur neuen staatlichen Bildung. Schon zeigen sich keimhaft die Werdekriege des östlichen Europas; um den cholmer Kreis und Wilna wird wohl noch in den Tagen unsrer Kindeskinder gestritten werden. Doch das ist eine Angelegenheit der Weltgeschichte. Für uns gilt es jetzt, diese Randvölker vor der Zerstörungswut und dem Mordwahn der maximalistischen Horden zu schützen. Zu solchem Entschluß hätte es übrigens der zuweilen ein wenig verdächtigen und peinlichen baltischen Regie nicht bedurft. Wir können uns wenig Vorteil davon versprechen, Allrußland im bolschewikischen Fratzengewand aufs

neue Strafexpeditionen und Prozesse veranstalten zu lassen. Wenngleich uns klar ist, daß ein Gleichgewichtszustand für den an uns grenzenden Osten von heute auf morgen nicht erreicht werden kann. Schon darum bleibt uns für den Augenblick gar nichts andres übrig, als elastische, in sich möglichst freie, gegeneinander aber sich erst ausbalanzierende, naturgemäß auf uns eingestellte Puffer zwischen uns und das gärende Rußland zu legen. Es wäre vielleicht schön, könnten wir uns sofort auf einen groß-russischen Block, auf eine Macht sondergleichen stützen. Darauf zu warten oder gar damit zu rechnen, wäre Wahn. Festes Land ist nur westlich zu erspähen. Während wir unsre östliche Flanke mit Hoffnungen wattieren, müssen wir, wie die Reichsregierung dies wohl stets getan hat, versuchen, über London und Washington den allgemeinen Frieden zu finden. Als Rückversicherung bleibt uns bis dahin und erst recht darüber hinaus die begründete Zuversicht, unsre Versorgung in Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu keinem geringen Teil vom Osten her, und zwar nicht nur aus der Ukraine und den Randländern, heranzuführen. Das wird gelingen, auch wenn die Festigung eines größern Rußlands und die unsrer Beziehungen zu ihm noch lange auf sich warten läßt. Vielleicht erwächst erst aus der Beständigkeit solches wirtschaftlichen Verkehrs jenes politische Verhältnis, das heute unsre Ostfanatiker erzwingen wollen, ohne auch nur andeuten zu können, wie es gegenwärtig zu erreichen wäre. Selbst der stärkste Wille vermag nichts, wenn er im Wahn wurzelt, und es ist immer richtiger, einen Wahn preiszugeben, als den Willen daran zu erschöpfen.

*

Wilson hat versucht, einen Abgrund zwischen Hertling und Czernin aufzuzeigen. Er scheint vergessen zu haben, daß die Kluft, die seine letzte Rede von den versailler Fanfaren und der verlogenen Demagogie des Herrn Lloyd George trennt, nicht grade gering ist. Mag immerhin vieles von dem, was Wilson gesagt hat, hinter der Maske gesprochen sein: es bleibt eine unverkennbare Neigung, den für Amerika nach und nach unzweckmäßig werdenden Krieg zu liquidieren. Die Krise, in die Lloyd George sich sichtlich verstrickt, ist dafür, selbst wenn sie zu einem Teil von noch stärkerm Kriegswillen als dem der waliser Dogge angeblasen sein sollte, kennzeichnend. Der Annäherungsgedanke umkleidet sich mit Fleisch und Blut. Aber noch scheuchen ihn die wechselseitig an den Nerven reißenden Ankündigungen von militärischen Massenstößen, von Schlachten, wie die Erde sie noch nicht gesehen hat. Der Wille zum Frieden vermag sich noch nicht zu lösen aus dem Wahn, daß dem Kriege durch das Niederboxen des einen oder andern Gegners ein Ende bereitet werden könnte. In allen Lagern (auch in dem des Herrn Trotzki) gedeiht der Imperialismus. Neuseeland wünscht die deutschen Südsee-Inseln; Amerika möchte (wohl nicht zur Freude Gibraltars) die Azoren mit Kanonen bestücken; die Türken „säubern" Ar-

menien; der deutsche Kolonialsekretär erinnert daran, daß die übergroßen Ueberseebesitzungen Frankreichs, Portugals und Belgiens nach einer neuen, gerechtern Verteilung verlangen. Es wäre Wahn, wollte man auf einen allgemeinen Weltausgleich, mit Abrüstung und ewigem Frieden hoffen. Ueberall legt sich der Imperialismus neue Sprungbretter. Um diese Sprungbretter geht es! Dagegen die Augen zu verschließen, wäre Torheit. Der Gott der Geschichte ist ein langsamer Gott. Es komm darauf an, den Sprungbereiten die Hemmgewichte der Demokratie anzulegen. Nur: das darf nicht einseitig geschehen. Der Verdacht ist aber wohl nicht ganz unbegründet, daß Wilsons Weltkongreß den Zukunftsstaat gern ein wenig anglo-amerikanisch korrigieren möchte.

*

Lloyd George hat deutlich genug gesagt, daß für England Mesopotamien, Palästina und Arabien genau so wichtig sind wie Belgien. (Um die Franzosen im Wahn zu erhalten, spricht er nebenbei auch von Elsaß-Lothringen.) Wird er verstehen wollen, was die ‚Germania', deren Beziehungen zum deutschen Reichskanzler auch dem englischen Kriegsmann nicht unbekannt sein dürften, soeben, und zwar einen Tag vor der neuen Kundgebung des Prinzen von Baden, gesagt hat? „Es scheint uns angebracht, zu betonen, daß nur eine Erklärung der Achtung vor der Integrität des Deutschen Reichs und der uns verbündeten Staaten seitens unsrer Feinde uns veranlassen kann, über die Wiederherstellung der vollen Unabhängigkeit Belgiens unsrerseits eine Versicherung abzugeben. Das Erstere ist die unerläßliche Voraussetzung des Letzteren, die sich ganz natürlich aus der Entwicklungsgeschichte des Kriegs ergibt: in der Notwehr, um unsre Existenz zu verteidigen, sind wir in Belgien einmarschiert und über seine Grenzen hinaus nach Frankreich vorgedrungen. Das war nicht nur unser gutes Recht, sondern eine heilige Pflicht gegen uns selbst, die durch die Gesetze des Naturrechts ohne weiteres gestützt wird. Der Notstand aber, aus dem heraus wir so handeln mußten und so handeln durften, besteht fort, solange die feindlichen Absichten gegen uns nicht klar und unzweideutig aufgegeben sind. Erst wenn unser Notstand beseitigt ist, kann davon die Rede sein, daß wir die ihm entspringenden Rechte aufgeben sollen. Ja, mehr noch, dasselbe Naturrecht, das uns die Notwehr gestattet, würde uns dazu zwingen." Findet Lloyd George solche Antwort nicht deutlich genug? Kann er aber unsern Verzicht auf die gegen London gerichtete Pistole verlangen, während wir England bedingungslos die heißersehnte Landbrücke nach Indien überlassen sollen? Gewiß, was diese Brücke betrifft, so gilt von ihr auch vielleicht Bismarcks kluges Wort von den Knochen der pommerschen Grenadiere, die zu gut sind, als daß sie für ein Ziel, an dem nicht unser Lebensinteresse hängt, geopfert würden. Aber immerhin: England darf nicht vergessen, daß die Türkei uns verbündet ist. Es wird, was Aegypten, Palästina,

Mesopotamien und Arabien betrifft, ein Ausweg zu suchen sein. Vielleicht hat ihn die von Talaat Pascha angekündigte Offensive bereits gewiesen; vielleicht läßt sich über eine Parallelbrücke reden.

*

„Der Schlüssel der Lage liegt bei den angelsächsischen Völkern." Werden Wilson und Asquith solch Zugeständnis, das nicht der Schwäche, sondern der Sachlage entspringt, zu würdigen wissen? Können sie mehr erwarten, als das, wovon der Prinz Max von Baden ohne falsche Zurückhaltung gesprochen hat? „Die gewaltsame Einverleibung der eroberten Gebiete liegt nicht in Deutschlands Absicht", vorausgesetzt, „daß die Integrität des Staatsgebildes Deutschland und seiner Verbündeten geachtet, daß grundsätzlich auf einen zukünftigen Wirtschaftskrieg verzichtet wird". Schon öffnet sich die Hölle des Jahres 1918, schon scheint das Tor des Verhängnisses durch nichts mehr verschließbar zu sein. Ließe sich über die Landbrücke nicht am Verhandlungstische reden? Wir möchten es glauben, aber wir können es kaum erhoffen. Für diesmal wird der Wahn noch stärker sein als der Wille. Könnte sich aber Herr Wilson einen bessern Prolog zu solcher Verhandlung wünschen als den, den Prinz Max gesprochen hat? „Die Vereinigten Staaten haben keinen Wunsch, sich in europäische Angelegenheiten zu mischen oder als Schiedsrichter in europäischen Streitigkeiten zu fungieren. Sie werden es gern hinnehmen, wenn man ihnen verständlich macht, daß die Lösungen, die sie vorgeschlagen haben, nicht die besten und dauerhaftesten sind." Weder Wilson noch Asquith (nicht einmal Lloyd George) aber werden aus solcher Bereitschaft schließen (was allein Georg Bernhard fertig bekommt), daß Deutschland die Schwäche spüre, Amerikas und Englands Landsknecht zu werden.

*

Für das allgemeine preußische Wahlrecht soll die erforderliche Mehrheit gefunden sein. Die Nachricht befriedigt uns, wenngleich uns ihr Ausbleiben nicht erschüttert hätte. So fest sind wir nämlich davon überzeugt, daß die Erneuerung des preußischen Wahlrechts im Anmarsch, ja, daß sie bereits vollzogen ist. Derartige Umschichtungen der Machtverhältnisse kommen nämlich nur, wenn sie kommen müssen. Das Muß wurzelt in dem neuen Rechtsverhältnis, das der Krieg mit seinen unerhörten Anforderungen an Volk und Staat hat entstehen lassen. So wenigstens hat es die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die vorangegangenen Ermahnungen Hertlings und Friedbergs ausbauend, ausgesprochen, und sie hat damit nur einen Tatbestand festgestellt. Auch alles Uebrige, was die Norddeutsche der Beratung des entscheidenden Paragraphen vorangeschickt hat, sichert das Zustandekommen des Gesetzes. Deutlich genug wird auch gesagt, daß die Auflösung des Hauses erfolgt, wenn sich jetzt eine Mehrheit nicht findet. Denn wenn unbedingt, wie es der Wille des Königs ist, die ersten Friedenswahlen nach der neuen Ordnung stattfinden sollen, so muß das Gesetz notwendig während des Kriegs verabschiedet werden. Die Konser-

vativen machen sich also dümmer, als sie sind, wenn sie aus der Erklärung der Norddeutschen herauslesen wollen, daß die Regierung an eine Auflösung des Hauses während des Kriegs nicht denke. Sie denkt schon daran, aber sie wird es nicht nötig haben, ihre Absicht zu verwirklichen, denn die Mehrheit wird da sein. Wir möchten auch wissen, wie sie unter dem Druck des klaren Volkswillens ausbleiben sollte: vor wenigen Wochen Bautzen und soeben Koblenz-Goar — die Stimmen der deutschen Reichstagswähler dürften deutlich genug sagen, wohin der Kurs zu gehen hat. Hier Hemmungen einschalten zu wollen, wäre verhängnisvoller Wahn, vor dem der Wille des Volks sich vielleicht für eine Weile stauen würde, den er aber, des dürfen wir gewiß sein, nach kurzer Frist durchbrochen hätte.

*

Als ein letztes Rettungsmittel wollten die Konservativen die Streiktorheit eines Teils der deutschen Arbeiterschaft benutzen. Sie sei nicht reif und habe kein Verständnis für das Staatsleben und überhaupt und so. Auch dies Buschklepperattentat ist vorbeigelungen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat geschrieben: „Bei den Erörterungen über den mißlungenen Streikversuch hat man vielfach die Streikbewegung mit der Wahlrechtsfrage in dem einen oder andern Sinne in Zusammenhang gebracht. Die Staatsregierung erkennt keinerlei Zusammenhang an.“ Und Prinz Max sagte: „Darum bedaure ich die Agitation, die darauf hinzielt, breite Schichten unsrer Bevölkerung als unpatriotisch zu brandmarken und zu isolieren.“ Es war darum beinahe überflüssig, aber es ist doch ungemein zu begrüßen und sowohl für unsre innere wie für unsre äußere Politik sehr bestimmend, daß der führende Gewerkschafter Otto Braun in einer Auseinandersetzung über die Methode des Herrn Trotzki im ‚Vorwärts‘ die Grundauffassung der Sozialdemokratie der Gewerkschaften in einen unvergeßlichen Satz zusammengefaßt hat: „Was die Bolschewiki in Rußland treiben, ist weder Sozialismus noch Demokratie, es ist vielmehr gewalttätiger Putschismus und Anarchie. Deshalb müssen wir zwischen den Bolschewiki und uns einen dicken, sichtbaren Trennungsstrich ziehen.“

*

In Rußland wird uns bewiesen, daß der willkürliche Abbruch der geschichtlichen Entwicklung den Abgrund bedeutet, und daß es ein Wahn ist, die Dogmen einer Volksgruppe seien mehr als der Staat und dessen Notwendigkeiten. In Frankreich sehen wir, wie schon des öftern, den nationalistischen Wahnsinn sich in Füsiladen austoben. Wir erinnern uns daran, daß auch bei uns oft genug alldeutsche Besessenheit von Landesverrat gesprochen hat. Auch an einer Denunziation der angeblichen Täter hat es nicht gefehlt: Scheidemann und Ebert (für die die Kreuzzeitung bereits den Sandhaufen schaufelte), aber auch Bethmann, Kühlmann und Czernin. Immerhin blieb es bei solchen hysterischen Reventlowiaden. Unbe-

kümmert um alle Umtriebe hat sich schließlich doch unsre Politik, sowohl die äußere wie die innere, wenn auch nur unter heftigen Kämpfen von unreparierbaren Irrtümern frei gehalten. Und der Thronfolger von Baden sagt: „Ueber die Kriegsziele muß in jedem Lande hart gestritten werden; aber . . . wir müssen aufhören, bei unsern innern Auseinandersetzungen bei politischen Gegnern immer nach unpatriotischen Motiven zu suchen; solche Anklagen dürfen nicht laut werden, sei es auch nur als Waffe im Redekampf." Armer Caillaux, ärmerer Clemenceau, ärmster Hervé! Werdet Ihr vielleicht doch langsam begreifen, daß Frankreich am Wahn erstickt, Deutschland aber durch gezügelten Willen emporsteigt?

Publizisten von Johannes Fischart

IV.

Hellmut von Gerlach

Die Gerlachs haben in der preußischen Geschichte keine geringe Rolle gespielt. Alle waren sie hochkonservative Herren. Hellmut von Gerlachs Großvater war einst, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, Polizeipräsident von Berlin, war schlicht-bürgerlich und ging, geadelt, 1839 als Regierungspräsident nach Cöln an den Rhein. Sein Sohn brachte es gleichfalls bis zum Chef eines Regierungspräsidiums. Hellmut selbst schien anfänglich dieselbe Laufbahn einschlagen und der Beamtentradition seiner Familie treu bleiben zu wollen. Er studierte Jura, machte das erste, das zweite Staatsexamen und kam als Regierungsassessor ins Landratsamt nach Ratzeburg, dem Kreise des Sachsenwaldes, in dem der Alte damals, in Einsamkeit grollend und mahnend, den Rest seiner Tage verbrachte. Hellmut von Gerlach regierungstreuer Stellvertreter des Landrats — Otto von Bismarck in heftigster Opposition gegen den neuen Kurs, gegen Wilhelm den Zweiten, gegen Caprivi, Bötticher und die Andern, in maßloser Verachtung Stöckers, der in jenem berüchtigten Briefe seinen Freunden geraten hatte, im ganzen Lande Scheiterhaufen um Bismarck anzuzünden, um den Gewaltigen endlich, dem Kaiser zuliebe, zu verbrennen. Gerlach war absoluter Monarchist, königstreu bis in die Knochen. Bismarck, in dem immer etwas von der mittelalterlichen Vasallentreue steckte, war das sicherlich auch; aber in seinem temperamentvollen Streit wider das neue Regime wurde er unversehens demokratischer, und nicht ein Mal nur machte er sich Gedanken darüber, daß er dem Parlament das Rückgrat gebrochen habe, um die Rechte des Königs auch nicht um einen Deut schmälern zu lassen. So sahen diese beiden Menschen, die eigentlich nie was gemeinsam gehabt haben, so sahen sie aus, als sie, zu Anfang der neunziger Jahre, beruflich mit einander zu tun hatten.

Eins aber hatte Gerlach mit jenem menschlichen Vulkan doch gemein: den Drang, politisch zu wirken. Der war schließlich so stark, daß Hellmut anfing, an Stöckers „Volk" mitzuarbeiten. Aus dem freien Mitarbeiter wurde ein Redakteur. Die Beamtenkarriere, trotz den besten Aussichten, gab er auf. Nun stand er mit einem Male mittendrin in der christlich-sozialen Bewegung. Schrieb und agitierte gegen die Juden, als „kapitalistische Schmarotzer", und setzte sich für die sozialen Forderungen der Kathedersozialisten, der Wagner und Schmoller, ein. All das in den Schein eines streitbar polternden Christentums gestellt. Im Tivoli-Programm erkannte die konservative Partei die meisten Wünsche als berechtigt an, um sich die Massen des christlich-sozialen Volks zu sichern. Aber den Jungen in diesem Volk behagte auf die Länge der Zeit diese mehr oder minder lose Gemeinschaft mit den Feudalen und Junkern nicht. Sie merkten die Absicht und wurden verstimmt. 1897 sagten sie sich entschlossen los und gründeten, die Naumann, Göhre, Gerlach, die Nationalsoziale Partei: Bodenreform, Staatssozialismus, ‚Kulturantisemitismus' und Sinn für alles Nationale waren in diesem, etwas verschwommenen, Programm vereinigt. Vor allem jedoch glühte hier Begeisterung. Dem pathetischen Schwunge der neuen Partei entsprach aber nicht der praktisch-politische Erfolg. Es blieb eine Partei von geistigen Offizieren. Die Kadres fehlten. Kaum, daß man genügend agitatorische Unteroffiziere aufzubringen vermochte. Gerlach ging, um sich in einer eigenen Zeitung eine Plattform zu schaffen, ins Hessische nach Marburg und erwarb die Hessische Landeszeitung, die er von 1898 bis 1906 leitete. Während der ersten Zeit dieser Tätigkeit schrieb er zugleich Leitartikel für die berliner ‚Welt am Montag'. In seiner nationalsozialen Politik trat der demokratische Gedanke immer stärker hervor, und bald war er, in jenen Tagen des blind-wütigen Scharfmachertums, der erklärte Liebling der Behörden. Der Staatsanwalt verglich, in einem Prozeß, die Hessische Landeszeitung mit einem schmutzigen Handtuch, an dem sich jeder die Hände wische. Na, und so weiter. Man kennt die Melodie, die, auf Bismarcks Geheiß, zuerst Herr von Puttkamer um 1881 herum anstimmte — zu dem Tanz, den er dem „liberalen Kreisrichter" aufspielte, jenem sagenhaften demokratischen Ueberbleibsel in der preußisch-deutschen Bureaukratie aus den sechziger Jahren. 1903 kandidiert Gerlach zum ersten Mal für den Reichstag. Kämpft wider Herrn von Pappenheim, den Hochtory aus dem preußischen Abgeordnetenhause. Das Zentrum gibt den Ausschlag, und Gerlach geht als Sieger hervor. Die Nationalsoziale Partei hat sich inzwischen aufgelöst: sie ist an intellektueller Ueberfülle zugrunde gegangen. Es kann eben, auch in einer Partei, nicht nur Redende: es muß auch Zuhörer geben. Die Freisinnige Vereinigung nahm den größten Teil, darunter auch Gerlach, freudig in ihre Arme auf. Ein Teil schlug sich, so Göhre, zur Sozialdemokratie. 1907 bewirbt sich Gerlach um die Wiederwahl. Doktor Böhme, damals noch wild

fuchtelnder Antisemit, ist einer seiner Gegner. Diesmal unterliegt er, weil die Kapläne es anders wollen. Nun hält ihn nichts mehr im Hessenlande. Er siedelt nach Berlin über und übernimmt die Leitung der „Berliner Zeitung" im Hause Ullstein. Bülows Blockpolitik macht er nicht mit, ruft in heftigstem Widerspruch zum Freisinn mit Gädke und Breitscheid die Demokratische Vereinigung ins Leben und schlägt politisch kräftig links und rechts um sich. Endlich landet er wieder in der „Welt am Montag", und jetzt gibt er ihr durch seinen Montagsartikel das Gepräge.

Das ist Hellmut von Gerlachs Werdegang. Und sein Wesen, seine Politik, sein Schriftstellertum? Gerlach ist ein Demokrat von reinstem Wasser. Im strengsten Sinne des Wortes. Destillierter Demokrat. Aber eins fehlt ihm: das Daimonion, das sein Nachbar im Ratzeburger Kreise so überreich besaß, jene innere Macht, die, redend oder schreibend, die Hörer oder Leser sofort packt, Flämmchen entzündet und sie zu sengender Glut zu entfachen vermag. Gerlach ist Rationalist. Durch und durch. Aber die Rationierung seines Lebens, seines täglichen Lebens, ist nicht immer korrekt oder auch nur vernünftig. Er strebt, in einem unbezähmbaren Drange, vieles kennen zu lernen, nach allen Richtungen auseinander, verliert sich und findet sich dann erst mühsam wieder auf dem graden Wege seiner publizistischen Aufgabe zurecht. Das ist eine liebenswürdige, eine sympathische Schwäche, aber doch immerhin eine Schwäche. So sind denn auch seine Artikel oft nicht eindringlich genug, bleiben zu sehr an der Oberfläche und beschränken sich aufs Registrieren. Er registriert Voraussetzung, Behauptung, Beweis. Streng nach mathematischem System baut er seine Gedanken auf. Indeß der Kitt der „innern Feuchtigkeit und Wärme", um einen Ausdruck Xenophons zu gebrauchen, fehlt. Er langt nicht seine Ideale vom Himmel herab und stellt sie, weithin sichtbar, vor die Masse hin.

Wenn man ihn so sprechen, so schreiben sieht, oft sarkastisch grinsend, doch in seiner nüchternen Beweisführung stets treffend, dann wird man unwillkürlich an Pan erinnert. Alle Montag früh taucht er plötzlich aus dem Walde der Werkeltagspflichten auf, bläst, oft schelmisch drohend, auf der Flöte und weist auf das hin, was in der vergangenen Woche politisch falsch gewesen ist. Und Viele, Viele kaufen sein Blatt, auch wenn sie keineswegs demokratisch organisiert sind und lesen es mit Begierde und Dankbarkeit, weil der freiheitliche Gedanke und der dauernde Ruf nach Frieden eine starke Suggestion auf sie üben.

Zu diesem Krieg von Pindar

Süß ist der Krieg für Einen, der ihn nicht kennt.
Wer ihn aber erprobt hat,
der fürchtet ihn, wenn er herankommt,
gewaltig in seinem Herzen.

Der siebente Kanzler von Helmuth Zelenka

Im achten Jahrzehnt einem papstgeweihten Lebens ist der Zentrumsdiplomat Graf Hertling Kanzler, der siebente, des Deutschen Reiches geworden. Einer von Denen, die in der Schule katholisch-kirchlicher Dogmatik groß wurden und viele Jahre über dem Gedanken verbrachten, wie eine weltliche Herrschaft des Papstes zu begründen sei. Mittelalterlich klingts, lacht wie ein Scherz in unsre Ohren, daß der Kanzler des Bismarck-Reiches Menschenalter hindurch die Fahne des Kirchenweltrechts hochzuhalten sich mühte. Niemals, seit Bismarcks Traum von einem Deutschen Reich in Erfüllung gegangen, ist ein Kanzler unsres Landes — Ministerpräsident in Preußen zugleich — auf so fremder geistiger Erde aufgewachsen.

Schon die Kraft des Zwanzigjährigen gab ihre erste Probe in einer programmatischen Rede, gehalten auf der Generalversammlung der Katholischen Vereine Deutschlands zu Frankfurt am Main, im Herbst 1863. Ein frommes, modernistenfeindliches Wort an Deutschlands Katholiken, welche Papstsöhne und dann erst Kinder ihres Staates werden sollten, war diese erste öffentliche Aeußerung Hertlings. Die Jahre des Kulturkampfes sahen ihn in den Reihen des Zentrums gegen den Reichsgründer. Doch während die Andern redeten und nicht merkten, daß ihren Worten Erfüllung versagt bleiben mußte, schliff Hertling scharfe geistige Waffen. Sein Werk, das er 1876 ins Leben rief, war die ‚Deutsche Görresgesellschaft zur Förderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland'. Um extreme Forderungen des Ultramontanismus durchzusetzen, wurden in diesem Verein, dessen Vorsitzender Graf Hertling war, Systeme ersonnen; als Ausdruck solcher Weltanschauung erscheint ein ‚Staatslexikon'. Kirche und Schule und Staat, die drei Säulen menschlich-gesellschaftlicher Entwicklung, wie sie eine nachpäpstliche Zeit erbaut hat, sollen hier wieder nach katholischen Grundsätzen zurückgebildet werden. So steht zu lesen: „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche unterstellt. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität." „Wie die niedern, so können auch die höhern Schulen von der Leitung der Kirche nicht emanzipiert sein. Verhält es sich aber also, dann können wir dem Staat auch nicht die Berechtigung zuerkennen, die Schule als ein Glied des staatlichen Organismus in Anspruch zu nehmen und die Oberleitung und Oberaufsicht über diese zu führen." Verlangt wird der Index, die Präventivzensur durch die Bischöfe, die Lehrbeschränkung der Hochschulen im kirchlichen Sinne. In dieser geistigen Atmosphäre hat der Graf über vierzig Jahre gelebt. Sie bestimmte auch seine Stellung zu den Fragen der äußern Politik, in denen er wohl bewandert ist. Eigene staatsmännische Wege

ist er nicht gegangen, aber in schwierigen Fällen diplomatischer Art, besonders bei Unterhandlungen mit dem Papste, hat er sich oftmals als geschickten und besonnenen Wortführer bewährt. Ruhige Ueberlegenheit, Abneigung gegen jede laute Agitation — das nützte ihm bei der Lösung parlamentarischer und diplomatischer Aufgaben, wie sie ihm in den Jahren 1898 bis 1903 mehrfach gestellt wurden. Als Vermittler zwischen der deutschen Regierung und dem Vatikan setzte Graf Hertling beim Papst die Errichtung einer neuen katholischen Fakultät an der Universität Straßburg durch. Umfassendern Einblick ins Getriebe der auswärtigen Staatsangelegenheiten, mit denen vor ihm nur Bismarck und Bülow vertraut waren, verschaffte dem bayrischen Ministerpräsidenten 1912 die Stellung als Vorsitzender im Bundesratsausschuß für die internationale Politik Deutschlands.

Von jeher war für alle deutschen Diplomaten und Kanzler die Außenpolitik des Deutschen Reiches preußisch bestimmt gewesen. Die preußische Auffassung von der Welt und ihren Staaten, von Prestige, Militarismus, Feudalismus und Recht mußte die feste Basis für jeden sein, der hier mitwirken wollte. In diesem Zusammenhang ist es interessant, die Auffassungen des Grafen Hertling kennenzulernen, die er einst in seiner „Zeitgeschichte und Politik' über Preußen niedergelegt hat: „Von andrer (katholischer) Seite würde man sie (nämlich die Regierungszeit König Friedrich Wilhelms des Vierten) am liebsten aus der Geschichte streichen. Hier begrüßt man den Abbruch der sogenannten neuen Aera vor allem darum, weil mit ihr die Hindernisse beseitigt wurden, welche der vollen Entwicklung des preußischen Gedankens entgegenstanden ... Für diese (preußische) Anschauungsweise gibt es nur einen Maßstab: die Größe und Macht Preußens. Vor diesem einen überragenden Zweck sinkt alles andre zum bloßen Mittel herab, nichts hat ihm gegenüber einen Wert, nicht die Freiheit und nicht das geschichtliche Recht. Wer in diese Denkweise eingegangen ist, der kann sich je nach dem augenblicklichen Bedürfnis heute zu liberalen Grundsätzen bekennen und morgen den nackten Absolutismus proklamieren. Für ihn werden die Parteigegensätze von konservativ und liberal zu bloßen sozialen Unterschieden, zu Faktoren, die man je nach Bedürfnis in Aktion setzt." So sprach einst der Antipode des schöpferischsten deutschen Staatsmannes, der in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' die Worte gefunden hat: „Die Führung des Zentrums ist berechnet auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum." „Ich betrachte es als ein Unglück und eine Gefahr für das Reich, wenn die Regierung ihre leitenden Ratgeber der Zentrumsrichtung entnimmt."

Der Mitstürzer Bülows in der berühmten Reichstags-Debatte über das persönliche Regiment des Kaisers steht heute vor staatsmännischen Aufgaben, die in diesem Ausmaß noch keines Reiches

Verweser zu lösen gehabt hat, an denen ein Bismarck die Größe seiner Kunst hätte erproben können. Umso trüber stimmt Hertlings Rede vom fünfundzwanzigsten Januar 1918, gehalten im Hauptausschuß des Reichstages, seine Antwort an Lloyd George und Wilson, seine Stellungnahme zu Krieg und Frieden. Die wissens- und wortreiche Diplomatenart des katholischen Staatsmanns, geschult an kirchlicher Dialektik, ohne die gewaltige Intuition und staatsmännische Denkweise berühmter Vorfahren, weckt schwache Hoffnungen für kommende Tage einer neuen Welt. Auch wer die Rede vier- und fünfmal nachdenklich gelesen hat, weiß nicht, wen sie freuen soll: ob die Alldeutschen oder deren friedliche Gegenspieler. Wilsons programmatischen Darlegungen spendet der Kanzler Beifall, erklärt sie in gewissem Sinne für diskutable Grundlagen künftigen Friedensschlusses, aber erklärt es auch für ein Ergebnis, daß die Frist verstrichen ist, innerhalb derer die Entente einen Frieden ohne Entschädigungen und Annektionen bekommen konnte. Ergebnis ist ihm: „daß wir der Entente gegenüber in keiner Weise mehr gebunden sind . . . und daß wir auch selbstverständlich an keine von der russischen Delegation uns vorgelegten allgemeinen Friedensvorschläge der Entente mehr gebunden sind.“ So stellt sich neue „Friedensmöglichkeit“ am fünfundzwanzigsten Januar einem Kanzler dar, den bis zum vierten Januar abends zehn Uhr der russische Vorschlag des Friedens ohne irgendeine Annektion und Entschädigung, aber mit wahrer Völkerverbrüderung so gut dünkte, daß er das Angebot solcher Kampfesbeendigung in eine begeistert aufhorchende Welt hinausrufen ließ. Hier war es ihm möglich, das Werk dreieinhalbjährigen Ringens durch gewaltige moralische Eroberung zu krönen — und er bevorzugte unwahrscheinlichen diplomatischen Gewinn.

Lauscht nicht schon die Welt andächtig den Worten englischer Lords, französischer und amerikanischer Friedensfreunde, den täglich lauter werdenden Stimmen kriegsunlustiger Völker, denen der Glaube an Weltverbrüderung und Weltversöhnung, an Schiedsgericht und kommende Kriegsvermeidung ihr Schützengrabendasein halbwegs erträglich macht? Friede muß werden, kann werden, aber nur dann, wenn das ethische Uebergewicht der einen Staatengruppe die Kriegführung der andern sichtbar zu lähmen beginnt. Der Welt zu zeigen, daß Deutschland auch nach dreieinhalb Jahren des schrecklichen Mordens nur einen Krieg der Verteidigung führen will, einen Krieg abseits von jeder Eroberung und Nötigung, ist Aufgabe des Staatsmanns, der allmählich zum Staatsmoralisten werden muß. Graf Hertling aber spinnt die Fäden seiner Vorgänger fort, nutzt diplomatische Zwickmühlen und verkennt noch die großen Aufgaben, die eine kommende Welt vom künftigen Staat und der Gemeinschaft der Völker fordert. Die hat nur ein Staatsmann der Mittemächte unter dem Druck der Verhältnisse klar erfaßt: Graf Czernin.

Warnung vor Meyrink von Rudolf Kurtz

Nach einem untadeligen literarischen Lebenswandel ist Gustav Meyrink mit fünfzig Jahren ein dämonischer Gartenlaubephantast geworden.

Er ist ein Ramschbazar für Erregungen. Verkuppelt Theosophisches mit dem mythologischen Schutt der Ethnographie. Statt durch dichterische Gebilde zu wirken, zerrt er mit der Dämonologie exotischer Völkerschaften an den Nerven.

Der Bildungsparvenu fühlt sich aufs Angenehmste befriedigt. Die theaterhafte Seltsamkeit der geistigen Requisiten streichelt sein Bedürfnis, sich bei der Lektüre des Buches als ein Ausnahmemensch zu empfinden. Er unterscheidet nicht zwischen einer Vision, die sich schwer aus dem Leiden des Dichters ringt und einer handgemachten Versatzfigur, die aus einem alten Wälzer in einen Zettelkasten — tatsächlich oder imaginär — gerettet ist. Ihm imponiert die Tätowierung, weil sie ihm von einem Manne eingeredet wird, der fünfzig Jahre lang als unbestechlicher Literat galt.

Meyrink ramscht seine Erfolge mit dem Prestige eines streng bewahrten esoterischen Lebens.

Sein früheres Werk lebte von den Erregungen eines wenn auch künstlichen Visionärs, verwertete geschmackvoll indische Motive, verbarg sich zart in den Stilformen Beardsleys und nahm von der Theosophie das geheimnisvolle Ornament. Eine feinfühlige Intelligenz traf Arrangements, in denen Traum, Witz und Grauen sich zu einem zierlichen Barock verflochten, stahlscharfe Ironien in eleganter Kurve zu einer Pointe führten, die böse gelockerten Geist mit spirituellen Schaudern verschwisterte. Wohlerzogene Kühle formte Situationen, in denen das Wirkliche leise in das nur Erahnbare umschlug — mit einer Kultur des Geistes, die die Grenze zwischen dem Tatsächlichen und Visionärem reizvoll verschob.

Das war vor dem ‚Golem'. Seitdem ist aus dem erfahrenen Kenner ein betriebsamer Grossist geworden.

Meyrink fühlt sich nunmehr seinem Leserkreise verpflichtet, sich als Vertreter einer Geheimlehre vorzustellen. Theosophischer Unrat, bei der Annie Besant schon abgestanden, wird von ihm mit spärlichen Wortkünsten aufgewärmt. In den furchtbaren Rededuellen des ‚Grünen Gesichts' hüllen sich Banalitäten von gähnender Gedankenarmut in prunkhafte Phrasenshawls. Meyrink vernebelt die Gehirne mit den plumpesten Resten einer Traktätchenmetaphysik, die in weniger gerissener ‚Aufmachung' die gleichen Leser, die verzückt zu der neuen Geheimlehre aufblicken, in die ödeste Langeweile hineinjagen würde.

Ich hätte diese Zeilen nicht geschrieben, wenn mir nicht eine leere Stunde die ‚Walpurgisnacht' aufgenötigt hätte. Dieses schmählich hingehauene Buch, ohne Respekt vor dem Geist, ohne Sinn für die Kostbarkeit des Wortes, ohne Scheu vor den Ge-

heimnissen der dichterischen Schöpfung ist laut Verlagsnotiz in fünfzigtausend Exemplaren gleichzeitig in das deutsche Lesepublikum hineingeschleudert worden. Es erzwingt sich Aufmerksamkeit durch das Prestige früherer Zeiten. Der Verfasser gilt, seit einer lächerlich motivierten Hetze, als ein Repräsentant moderner Dichtung.

Wer diese ‚Walpurgisnacht‘ Meyrinks mit den ernsten Gestaltungen jüngerer Kunst in einem Atem nennt, attestiert sich seine völlige Gedankenlosigkeit. Der Warenhauscharakter ist so offensichtlich, das Zusammengeramsche vorhandener Motive so unverkennbar, daß nur das Verantwortungsgefühl die Abneigung gegen kritische Betrachtung solch eines Buches überwinden kann.

Wie armselig ist sein geistiges Profil! Wie nachlässig arbeitet es mit den verbrauchten Mitteln spukhafter Kolportage! Was ist es für eine Unverfrorenheit, den erfolgreichen Zulu mit seinem zweiten Gesicht diesmal in einer tatarischen Neuschöpfung einfach zu wiederholen! Was ist das überhaupt für ein geistiges Armutszeugnis, das seelische Interesse an einer Gestalt dadurch zu ersetzen, daß man ihr merkwürdige spirituale Kräfte beilegt und damit jede dichterische Gestaltung erspart! Alle diese Typen leben nicht aus dem Blute des Dichters, sondern aus einem Lexikon okkulter Wissenschaften, das als sechstes und siebentes Buch Mosis von einem gerissenen Buchhändler für das Volk zusammengestümpert ist.

Daß sich selbst in dieser wüsten Lava noch Spuren des ehemaligen Meyrinkschen Geistes eingesprengt finden, dem ich mehr als ein Jahrzehnt lang ein dankbarer Genießer gewesen bin, das stelle ich fest: mehr um durch einen Hinweis den Verfasser zur Umkehr zu veranlassen, als um zur Lektüre der ‚Walpurgisnacht‘ aufzufordern.

Persönliche Vermutungen gehören eigentlich nicht in das literarische Urteil. Aber ich möchte einen Gedanken, der mich seit dem ‚Grünen Gesicht‘ verfolgt, und den ich bei der Lektüre der ‚Walpurgisnacht‘ nicht losgeworden bin, doch hersetzen: Sollte Meyrink, aus mancherlei Gründen seines deutschen Leserkreises satt, beschlossen haben, in den Kriegsjahren soviel Geld zusammen zu schreiben, daß er fern der Muß-Literatur sein Leben in voller Freiheit leben kann?

Das würde die Perspektive, aber nicht das künstlerische, das sittliche Urteil über die Produktion seiner letzten Jahre verändern.

Ein ausgestorbenes Rollenfach von Anton Kuh

Letzthin, als ich beim Schein der Bettlampe in die licht- und luftsprühende Aermlichkeit der Nestroy-Welt zurücktauchte — ich las den ‚Unbedeutenden‘, Posse mit Gesang in drei Akten — kam ich darauf, daß bei uns eine Gattung Schauspieler dank Bühnenverein, „denkenden Künstlern“ und Operette schlechthin ausgestorben ist. Das heißt: nicht als ob hier ein Traditionsstamm

kein Grün mehr ansetzte, auf Blätter und Blüten warten ließe; sondern: der Stamm selbst fehlt, das Erdreich ist weg, und es kann nichts mehr nachwachsen.

Ich spielte Burgtheaterdirektor, nahm (ohne Programm und Journalistenempfang) einen Kurswechsel vor, setzte den ‚Unbedeutenden‘ aufs Repertoire und verteilte die Rollen. Baron Massengold — Herr Devrient (das geht); sein Sekretär — Herr Lackner — (warum nicht?); Klara — Frau Medelsky (üppig-klassisch); Thomas Pflöckl — natürlich: Alexander Girardi. Das ist der Glanzpunkt, das Ereignis, der Kassenansturm. „Freundlich submiß und mit dummpfiffigem Lächeln“ heißt es in der Regiebemerkung des Stückes. Und daraus lebt Girardis Gesicht auf. Ach, wie souverän submiß und wie genial dummpfiffig wird er sein! Wie wird sich sein Mund lakaienstreng und moquant verziehen, als ob er vor Sprech-Zeremoniell aus dem Leim gehen wollte! Wie werden seine Augen bedeutsam-verbindlich tun! Und welche Prachtgelegenheit bei dieser Rolle (eines Lebensretters, der keiner ist und seinem Schützling wie ein expresserischer Schatten folgt) für Girardis tiefste Eigenart: nämlich einer bis zur letzten Sekunde zweideutigen, spitzbübisch-ungewissen Rechtschaffenheit! Ich erquicke mich daran schon aus meiner Direktionsloge. Aber halt! Eine Rolle ist noch unbesetzt. Zufällig: die zweite Hauptrolle. Jugendlicher Held aus Lichtenthal, liebenswürdig-heiteres Zentrum des Stücks, wiff, schlicht, witzig, mit Geist und galoppierender Zunge behaftet, aus einer Zeit, wo man die Walzerbeine sozusagen noch inwendig hatte und die Seele fesch war. Wem geb' ich nun diese Rolle? Wem?? Ich überdenke alle Namen. Nichts darunter. Ich lange nach der zweiten Garnitur. Dito. Ich such' bei der Operette — vergebens. Ich greif' mir einen baumlangen Statisten heraus, der durch die Nase spricht, geh' in ‚Neufellners Orpheum‘ (auf der Lerchenfelder Straße) und fahre nach Sankt Pölten. Nirgends ein Wiener von 1870 — bloß Nachkommen des Fritz Grünbaum oder Werner. Ich kann also den ‚Unbedeutenden‘ nicht aufführen. Einfach: weil ein Genre ausgestorben ist.

Wie könnte ich diesen Typus landläufig benennen? Er ist eine Mischung aus Charakterkomiker, Held, Bonvivant und Wiener. Kürzer, literarhistorischer: ein Bonviv-hanswurst. Er ist wesentlich Improvisator, das heißt: ein gemütvoller, unablässig gutgelaunter Mensch, der den Witz aus dem Aermel schüttelt und doch aus sich kein Wesen macht. Dieses Napoleontum der Bescheidenheit führt ihn von selbst auf die Helden- und Liebesbahn — seine Unwiderstehlichkeit muß Arbeit bekommen. So steht an Stelle eines spaßenden Komödianten ein komödiantischer Spaßvogel da. Er zieht alle Register des Theaters auf, imitiert und parodiert ‚Burg‘, singt Quodlibets, macht Aphorismen, fällt auf die Knie — ein Tausendsassa und Springinsfeld von innen heraus, dessen Charakter aber keineswegs quadrilliert, sondern hübsch einfarbig

ist, von der Farbe des Herzens. Nestroys Zeit fand diese Figur am häufigsten hinter der „Budel' vor, auf Geschäftsleitern, zwischen Tüte und Kassabuch. Damals war der Commis noch ein sympathischer Schußpattel, ein Gummi elasticum zwischen den Klassen, reverent gegen die Kundschaft, schnatterfrech gegen die Seinen, weltfroh aus der Nähe zur offenen Ladentür, zynisch aus Praxis, keck und bescheiden und vor allem: ohne Sozialernst. Aber seitdem er die Klassen leugnet und sich „Handelsangestellter' nennt, nicht bloß die Hosen, sondern auch die Gesinnungen seines Chefs trägt und, weil er in die Krankenkasse eingeschrieben ist, nicht mehr „Küß die Hand" sagt: seither ist er nicht bloß ein Andrer und in andern Branchen zuhause (von der Schriftstellerei bis zur Operette), sondern es haben — Wunder der Entwicklung! — die Klassen auf ihn abgefärbt. Allwoher der Theater-Commis den Geschäfts-Commis so überwältigt hat, daß dieser jenen nicht mehr befruchtet, sondern im Gegenteil von ihm seinen Odem empfängt.

Mit dem Untergang dieses Hans Dampf in allen wiener Gassen hat das Nestroysche Rollenfach seine soziale Wurzel verloren. Nach den Commis kamen die Kellner dran, und auch die Ziegelschupfer werden nicht lang auf sich warten lassen. Das Vorbild fehlt. Nicht nur in der Klasse — auch in der Rasse. Das Jantsch-Theater im „kaiser- und königlichen Prater" war seine letzte Epigonen-Stätte (wie die Kunstwelt die Realität ja immer um Etliches überlebt). Hier taten noch Leute ohne Ruf und Namen, ohne Kontraktbruch, Skandalaffäre und moralische Empfindlichkeit mit, die das Eingelernte zu improvisieren verstanden, mit dem Publikum durch Natur und nicht durch Patschierlichkeit auf dem Duz-Fuß standen und überhaupt so mager, bescheiden, selbstsachlich und vom Thaddädl-Genie (das mehr wiegt als aller Reißer-Geist) erleuchtet waren wie Nestroys Wiener. Heute ist nur noch Girardi übrig, der mit dem Zehntel seines Auges jene Zeit erwischt hat, um sie ganz zurückzustrahlen. Aber er ist über Sechzig und darf sich für das blamierte Wienertum nicht mit Fußfällen, Seufzern und Jünglingsschminke blamieren.

Und so gelang' ich, in der Betrachtung über die ausgestorbene Rollenfigur, unversehens zu der Entdeckung, daß sie niemand andrer als — der Wiener ist.

Burgtheater von Alfred Polgar

Der erste Abend unter voller Verantwortung der neuen Direktion. Langweilig, interesselos, geistlos, traurig.

Zum ersten Mal: ‚Ehelegende', Schauspiel in drei Akten von Ernst von Dombrowski. Inhalt: Die jungverheiratete Frau des Gutsbesitzers Walter unterliegt, während er im Kriege, den Werbungen eines erotisch-willensstarken Mannes. Unterm Herzen ein Kind, über dessen Herkunft sie nicht genügend orientiert ist, beichtet sie

ihren Fehltritt dem heimgekehrten Gatten. Der, durch das Kriegserlebnis zu einer neuchristlich milden Denkart geläutert, verzeiht.

Dies ist die Komödie. Sie sitzt so tief im Dilettantischen, daß sie noch nicht einmal schlecht ist. Noch kein Drama, nur die Haut eines Dramas, mit Theaterstroh vollgestopft. Drei zähe Akte schleichen hin, wie von ihrer eigenen Langweiligkeit betäubt. Am Ende schläft die sündige Frau auch ein. Der Vorhang fällt, wann er will. Die Gespräche sind gesprochene Marionettenbewegung. Wenn sie leidenschaftlich werden, sieht es komisch aus. Obzwar das Stück in einem Landhaus spielt und der Wald durch breite Fenster hereinrauscht, steckt es voll dumpfer Schreibstubenluft. Das neu-evangelische Licht, das der Autor anzündet, will in ihr nicht brennen. Hie und da hört man die Vöglein. Sie pfeifen das Stück aus. Die Figuren des Spiels schlafwandeln an Abgründen der Lächerlichkeit. Und fallen auch richtig hinein. Dramatisch an den drei Akten ist ihre Theatereinfalt. Sie wirkt beunruhigend, aufregend. Wenn man vier intelligenten (berliner) Schauspielern sagte: Spielt aus dem Stegreif eine ernste Komödie von Liebe, Ehe, Fehltritt, Verzeihung, so käme wahrscheinlich Besseres zustande als diese premiere Premiere des Herrn von Millenkovich.

‚Ehelegende' hat auch keine Rollen, die den Darsteller reizen könnten. Aber Fräulein Rosar tat so, als sei sie zu innerst aufgewühlt von der Sache. Sie kniete sich hinein. Sie spielte uns eine Komödie vor, daß sie da was Besseres täte als Komödie vorspielen. Sie holte tiefste Herzenstöne aus dem Hals, flunkerte Erschütterung, ging mit geballten Fäusten auf Ergriffenheit des Zuhörers los, schmiß mit Seele um sich. Es wurde niemand getroffen, und der Sachschaden war unerheblich. Herr Walden spielt den Gatten: fein und zurückhaltend. Das Tremolo seiner Innerlichkeit klingt komödiantisch. Als Verführer mußte sich der arme Herr Romberg, der so reizend lustig sein kann, auslachen lassen. Zur Wattierung der spindeldürren Komödie gibt es noch Nebenrollen. Sie werden von den Damen Kallina und Haeberle, den Herren Arndt und Straßni vorgestellt.

Es war ein sonderbar defekter Abend. Der Gatte hat ein lahmes Bein, der Verführer nur ein Auge, das Stück weder Hand noch Fuß.

Und das Burgtheater keinen Kopf. Oder was mag das für ein Kopf sein, dem solches Schauspiel möglich schien? Offenbar ein Mittelschullehrer, ein grauer Kindskopf, treuherzig, ahnungslos, leicht gerührt, klassiker-fromm.

Richtig, da war auch ein wenig Goethe vor ‚Ehelegende'. ‚Die Geschwister'. Der Reiz des linden Stückchens ruht in seiner Sprache. In dieser Sprache voll natürlicher Ueppigkeit und formender Beschränkung, voll Zucht und Freiheit. Ein dichter Blütenstand, von Gärtners Kunst gegliedert, durchsichtig gemacht. Im Burgtheater merkte man wenig von der feinen Pracht. Das Werkchen verlangt Stil. Hier schien es dem landläufigen Theater preisgegeben. Es verlangt Grazie. Hier wurde es derb und fest ange-

packt. Es verlangt Intimität. Hier ertrank es in dem gespenstisch großen Bühnenraum. (Komisch genug, wenn Wilhelm von dem hallenden Saal, der sein Zimmerchen, sagt: „Ich muß mich so ängstlich behelfen!") Herrn Geraschs kaltes Feuer, Fräulein Mayens laute, unterstrichene Naivität, Herrn Paulsens saures Phlegma machten keinen froh.

Malers Taggesang von Ludwig Meidner

Maler, stell dich feste hin und fall nicht um.

Fall nicht um, sei behend und bereit, trag deinen Leib in das Farbenreich.

Oh, von deiner Seele falle der Schlaf. Wenn auch die Horde um dich herum in deine Fersen kläfft, wenn auch die Zeit, wenn auch die grause Einsamkeit dich trifft — — — — weiche nicht und stemme gegen die Wolkenschauer beherzte Brust.

Balle die Hände, hebe den Hut. Du suchst in gellenden Nächten deine Farbenskala. In den Wäldern hallt dein magischer Schritt.

Maler, neben deinem Kasten, gedulde dich — — sie kommt, sie kommt — — zittre nicht, sie kommt, die rollende Stunde der Eingebungen.

Du darfst sie nicht mit lauter Stimme rufen, sie gar am Schopfe zerren wollen zu dir. Sie fällt über dich wie ein Hagelstrom. Sie schüttelt deinen Rumpf im Glockengeläut. In Verzweiflung wird sie geboren . . . .

Lobpreise deine Qualen und Traurigkeiten. Lobpreise die langen Tage des Elends und deine Enge und deinen kargen Tisch . . . .

Malerlein, nun hat sie dich, nun packt sie dich am Kinn.

Vision — trompetende Gefilde — nackende Arme, dürre, schwenkend — — — du lächelst leise und ziehst behende deine innige Kontur.

Die Tuben speien ihre Glut. Ihre brennende Fülle versengt deine letzten Bangigkeiten. Die Tuben geben sich willig hin dem Alchimisten und Glockengießer.

Tritt leise auf, daß deine Schöpferkraft nicht wanke unter ihrer Last. Du bist geläutert und reif und siehst nachsichtig zu den Brüdern hinüber. Tritt leise auf, trag sie behutsam in deinen heißen Händen, deine Verzückung, deine mystische Raserei.

Falle nicht, Maler, wenn die Gesichte dich bedrücken — wenn innen die Löwen schreien, weinen knotige Fingerlein, gebückte Menschlein in dir tönen und rasen — —.

Ach, wie das Weltall bellt. Aus allen Heuhaufen, Fichtenhainen deine Liebesseufzer dringen. Ihre Echos aus harten Keilrahmen springen — —.

— — — du Stotterer, wenn dich der Mondschein überfällt — melancholischer Pinselschwinger und Späher in ferne, mondhelle Bereiche. Du Haderer mit den weißen Tagstunden. Deine innere Gewalt, wirf sie auf schlottrichte Leinwände, wirf deinen wilden

Feinden sie zu. Du Zügelloser, Zäher, zorniger Eiferer. Pikör der himmlischen Hengste, trabend durch farbentolle Räume — — —

Wie die Stunden vor Staffeleien hinziehen, im Flug entsausen .... Eilige Pinasse gleit ich dahin. Regen feuchtet mich nicht. Hagel und Blitz trifft mich nicht, und die Granaten zergehen fern. Ich schlendre heil unter Verseuchten; schlürfe die Pestbazillen ohne Gefahr. Im Gemetzel bleib ich kühl, und Feuers mordende Flammenmühle mahlt mich nicht zu Staube.

Herzu, herzu! Die Farben schlafen in ihren Tuben allen. Blas ihnen jüngstes Gericht. Wecke sie, peitsche sie auf. Die Farben in ihrem Schlaf Nänien blasen, wimmernd das Gesicht verhüllen. Rüttle sie wach. Henker, Magier, peitsch sie auf.

...... meine Brust ... du, entzündet vor Staffelei. Hirn, geöffnetes, in hohen Hitzgraden pulsierend auf der Leinwand. Du Amboß, auf den die Wucht des Himmels donnert. Kieselstein, geschleudert von unsichtbarer, wilder Hand und du Wind ..... bunter, aromatischer, herzwarmer .... fliegst in all' meine Flächen hinein .... tönst von himmlischer Brunst .....

Maler, träume nicht, da die Erdreiche grollen, Jahrtausende vor deiner Zeit erschrecken ..... sei auf deiner Hut. Stell dich gegen die Zeit. Schrei ihr meuternd ihre Verbrechen zu.

Maler, strauchle nicht, ob auch die Toten schreien. Der Schall der Minen dein Gehirn zerreißt. Reiß von den flackernden Fahnen das Tuch. Kochend, in weißer Glut spann es auf und mal das Leid. Mal dein Menschenherz auf das blutige Tuch ......

Mitten im waghalsigen Tag, wenn Sonne auf allen Dächern klirrt, gloset der fahle Mond und hebt dich hoch. Du fährst auf dem Mondstrahl in die Aeonen hinein. Bist lange wie tot, mitten im trunkenen Sein.

Hoch ....! Malerseele, arme, zermarterte .... schwimm in deinen mondheißen Wassern, grüß die Plejaden am Mittag. Ruf dem Polarstern deine Schwüre zu, recke dich auf zum Saturn.

...... ich bin gezückt und reif die Treppen hinabgetrieben. Sternschnuppe funkte um meine süblime Nase ... bunte Winde um die Backen herum.

Horch! durch die Millennien, durch die endlosen Wüsten des Azur.

In den Mitsommernächten schlottre du, bist ja der Griffel unerforschlichen Gottes, der mit ihm seine Marginalien malt.

.... niedersinke beschämt vor ihm, der in deinen Adern und Stirnhöhlen unsäglich pocht; der in deinen Gedanken jauchzt ..... der immerfort in deinem Herzen weint.

Maler, tanze in Gott. Mit deiner Farbenschar bekriege den schaurigen Zwiespalt, mit der herzinnigen Hand erwecke den Geist.

Maler, Maler! Nimmersatt und Narr in transzendenten Gewittern ......

... du Mäusefraß der Zeit, schwind hin, schwind hin ...
Eiferer, Haderer, schwind hin.

Es fälschen stets . . . von Gregers Werle

So klang der Heilsruf dieser Bolschewiki:
Der Tschin verreckt, und Rußland ist erwacht!
Der Kerker barst, beseitigt ist der Niki —
nun keimt die Welterlösung auf in Pracht!
Nun wächst der Bau, auf Arbeit fest gegründet,
ums heitere Gerüst des gleichen Rechts
und wölbt sich in den Himmel, der entzündet
vom Freiheitslicht des menschlichen Geschlechts!

Sehr schön. Man neigt das Ohr den Heilspropheten:
da — au, verflucht! — kriegt man ein Ding genäht,
daß sich die Backen bis zur Schläfe röten
und sich das Hirn um seine Achse dreht.
Die freie Meinung trampelt man zu Dünger,
ins gleiche Recht teilt Strolch sich und Bandit,
auf brüderliche Arbeit pfeift der Trotzki-Jünger,
mißtönig schrillt das neue Bundeslied.

Zum Mord mißbraucht man die gesprengten Ketten.
Die Rote Garde wird zur Polizei
und bringt Ukrainern, Finnen, Esthen, Letten
das Sowjet-Glück auf ihre Weise bei.
Sic stantibus bekratzt der Zeitgenosse
sich merklich abgekühlt das Hinterhaupt:
Es fälschen stets zur blutigen Sklavenposse
die Robespierres, was rousseau'sch war geglaubt.

Kriwoy Rog von Lorarius

Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in Südrußland der erste Hochofen zur Verhüttung der Erze von Kriwoy Rog im Gouvernement Cherson errichtet. Die südrussische Eisenindustrie gewann schnell Ausdehnung und Einfluß, besonders als die Erzbergwerke durch Bahnstränge mit dem kohlenreichen Donjezgebiet und den Häfen des Schwarzen Meeres verknüpft worden waren. In Kiew, dem Zentrum dessen, was wir heute Ukraine nennen, kamen Handelsbanken und Produktenmärkte auf. Petersburg begünstigte die Industrialisierung. Es gab dort Leute, die Rußland schon von einem Agrar-Export-Land zu einem Industrie-Export-Land werden sahen. In der Tat war die Entwicklung enorm. Die südrussische Eisenindustrie produzierte im Jahre 1912 mehr als 173 Millionen Pud Roheisen. Sie hatte es schon zu großen und modernen Weiterverarbeitungsanlagen gebracht, sodaß die Erzeugung von Halb- und Ganzfabrikaten rapide anstieg. Von Petersburg aus heizte man mit Schutzzollpolitik mächtig nach. Man erreichte das völlige Aufhören der Eisen- und Stahleinfuhr, wogegen die südrussische Industrie begann, auf dem Seewege zu exportieren, mit Vorliebe nach England. Die russische Regie-

rung förderte diese Ausfuhr, wo und wie sie konnte, ob es sich nun um Eisen, Stahl, Halbfabrikate oder Erze handelte. Ganz anders jedoch stellte sie sich zu den Aufträgen, die die oberschlesischen Hütten oder die deutsch-polnischen Hütten nach Kriwoy Rog gaben. Die Bahn-Ausfuhr nach der polnischen Grenze wurde derart erschwert, daß die Hütten Zweigwerke auf russischem Boden errichten mußten. Aber auch die Beschickung dieser deutschen Verlegenheitshütten mit Erzen hat die russische Regierung oft genug zu verhindern gewußt. Man wollte eben der deutschen Industrie keine Erze liefern. Man wollte sie so schwer wie möglich schädigen. Es sei bemerkt, daß die südrussische Eisenindustrie vor dem Kriege wesentlich von Frankreich und Belgien finanziert worden war.

Seit 1912 wurde grade in Südrußland die Wirtschaftshetze gegen Deutschland immer bösartiger. Bis im Frühjahr 1914 der Professor Goldstein aus Moskau auf dem kiewer Exportkongreß den Alarmvortrag hielt: ‚Darf Rußland eine Kolonie Deutschlands sein?‘ Rußland, so hieß es in dieser Rede, sei von Deutschland wirtschaftlich versklavt, und es sei die höchste Zeit, das Joch abzuschütteln. Der Kongreß nahm darauf eine Resolution an, die die Belebung der Handelsbeziehungen mit England, Belgien, Frankreich, Holland, Dänemark, Italien, Norwegen und andern Ländern zwecks Befreiung von dem deutschen Auftraggeber verlangte. Also schon so eine Art Pariser Programm, das dann ja auch seine öffentliche Bekräftigung durch Annahme des gegen Deutschland gerichteten Getreidezolles von der Duma im April 1914 erfuhr. Nunmehr haben wir zuerst den Frieden mit jener Ukraine erhalten, in der die Kriegshetze am hellsten und heißesten in den Jahren 1912 bis 14 aufgeflammt war. Es kann wohl nichts schaden, daß an diese Vergangenheit jetzt erinnert wird. Denn solche Erinnerung mag manchem Optimisten vielleicht nutzbringend sein. Ich weiß nicht, was uns die weitabgegrenzte Ukraine an Ueberschüssen wird liefern können. Jedenfalls werden nicht von heute auf morgen die Lebensmittelströme nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn fluten. Wohl aber sage ich mir, daß man an einen solch wirtschaftlichen Brandherd mit Vorsicht herangehen muß. Die politischen Komplikationsmöglichkeiten will ich nicht untersuchen. Das mögen Andre tun. Aber ich denke, es kann nichts schaden, wenn die kaufmännische Gegenseitigkeit, die seinerzeit so jäh, brutal und ungerecht gegen uns zerrissen wurde, mit Verständnis und Liebe und Rücksichtnahme auf die Gewinnerfordernisse der Gegenkontrahenten wieder angeknüpft wird. Man erfährt ja nicht viel von den Persönlichkeiten, die mit solchen Missionen betraut werden. Jeder richtige Kaufmann aber weiß, daß es im internationalen Handel fast garnicht auf Verbeugungen, auf Bügelkniff, auch nicht auf Machtauftrumpfen oder dicke Qualitätshinweise oder aufgestrichenes Diskreditieren der Konkurrenten ankommt, sondern einfach auf Natürlichkeit, auf das Sichgeben wie man nun einmal ist, auf die Ehrlichkeit, das heißt: auf das Vertrauen. Sie haben uns gewiß vor 1914 Unrecht getan, der Professor Goldstein hat viel zu hitzig geschrien, und selbst Herr Trotzki hat, wie man weiß, noch unter der Wirkung dieses Geschreis gestanden. Aber mit Beleidigtsein allein kommt man nicht durch die Welt, man muß trachten, den Leuten auch wirklich beizubringen, daß man sie nicht übers Ohr hauen will. Wenn man das nicht versteht, dann kann man das internationale Geschäft überhaupt aufstecken. Dann sperren sie uns immer wieder die Erze von Kriwoy Rog.

Antworten

Ferdinand L. Sie nennen mich einen „zu leidenschaftlichen Renegaten“, als daß ich das Recht hätte, andern Leuten einen Meinungswechsel anzukreiden. Nun, dabei ists wohl nicht ohne Belang, welche Meinung die andern Leute gewechselt, und aus welchen Gründen sie sie gewechselt haben. Mir müsse ein Drama oder ein Schauspieler heute genau so erscheinen wie vor fünf Jahren? Kritik ist, auch, Selbstdarstellung; und es bleibt Ihnen unbenommen, die alte der neuen vorzuziehen. Soll ich mich aus Furcht, daß Sie das tun könnten, künstlich zurückschrauben? Soll ich mich nicht mehr an mein Gewissen, meinen Instinkt und meinen Intellekt halten? Dann würde mein eigener Vorwurf mich sehr viel schmerzhafter treffen als Ihrer. Was etwa wäre uns Lessing, wenn für die Kritik die objektiven Inhalte dermaßen wichtig wären, wie Sie behaupten? Aber auf nichts sonst als auf deren Richtigkeit kommts in Ihrem Fall an. Ihr Ludwig Thoma schreibt 1913 (wie der hocherfreuliche wiener ‚Friede‘ feststellt): „Prahlhänse, die in einem Kriege noch nicht einmal einen Katarrh riskieren würden, dürfen als Patrioten paradieren, wenn sie Fanfaren blasen. Festreden gelten schon kaum mehr als abgerundet, wenn nicht auf das künftige Einsetzen von Gut und Blut hingewiesen wird. Eine Freude an tönenden Worten macht sich breit, die früher nicht im Schwange war, und die Gutmütigsten verstehen nicht mehr, wie aufreizend Drohungen wirken müssen. Es ist alles vergiftet, und das verdanken wir der nationalen Presse.“ Hier handelt sichs nicht um subjektive Empfindungen, um ein Selbstportrait, um Stilkünste: Dies ist wahr, beweisbar wahr, für die Vergangenheit wie für die Gegenwart; sodaß Ihr Freund, ders heut verleugnet und jede Art Malheur den Juden in die Schuhe schiebt, sich von der Einsicht zu der Einsichtslosigkeit zurückentwickelt hat. Deshalb wollen wir ihn „moralisch bemakeln“? I wo! Wir fragen uns höchstens, was passiert ist, und die prager ‚Selbstwehr‘ gibt die Antwort: „Der Riß, den Thoma zwischen sich und den Juden fühlt, ist nicht rein literarisch; hier ahnt man einen Riß zwischen zwei Völkern, die nicht gleichen Schritt mit einander halten können. Solange Thoma jung war, ging er mit den Vorkämpfern alles Besten in einer Linie. Nun er altert — und Furcht, von Andern geistig überwältigt zu werden, ist Zeichen des Alters — sinkt er auf das Mittelmaß der Masse zurück, aus der er hervorgetreten war. Für diesen Durchschnitt ist seine Aeußerung ein Symptom. Alle Tore persönlichen Mißmuts sind nun aufgetan.“ Davon wirds wohl was sein. Denn „der schaffende Künstler — und ist er auch reinster arischer Körperlichkeit — vergißt kaum, wieviel Geistesgut ihm Juden zugetragen haben, und wie einsam er als Echo-Erwartender ohne den Rückhalt einer jüdischen Geistesschicht wäre.“ So sollten wir eigentlich dem Versuch eines geistigen Pogroms, den die Thomas sich wünschen, nicht unbedingt widerstreben. Der Ausfall der jüdischen Konkurrenz würde, das ist verständlich, freudig begrüßt, dem vertriebenen jüdischen Publikum aber würden nach kurzer Zeit bekränzte Ehrenpforten errichtet werden mit der illuminierten Inschrift: Kehre zurück — es ist alles verziehen! Damit wäre auch die Rückkehr der jüdischen Künstler gesichert; schlimmstenfalls würde das jüdische Publikum neue aus sich hervorbringen. Ergel: Come on!

Salzburger Festspielhaus-Gemeinde. Welche Frage! Wer in einer Stadt lebt, die jeden Abend dreißig Theater überfüllt sieht, die also, da es ganz gleichgültig ist, was gespielt wird, sogar Mozart spielen

dürfte, ohne das Publikum zu verjagen, und die trotzdem seit rund fünf Jahren keine einzige Aufführung des ‚Don Juan', seit noch mehr Jahren keine von ‚Cosi fan tutte' für nötig gehalten hat, aber zu unsrer Entschädigung kürzlich die ‚Entführung aus den Serail' so hat singen lassen, daß die ergrauten Logenschließer sich weinend und händeringend von den Türen ins Vestibül zurückzogen — wer in diesem Berlin lebt, der kann nur klopfenden Herzens von einem Festspielhause vernehmen, das Ihr in der Geburtsstadt Mozarts errichten wollt, und das hauptsächlich ihn ehren und feiern und pflegen soll. Alles Gute! Und wie meiner Wünsche, so mögt Ihr meiner Hülfe versichert sein.

A. Z. In erfreulichem Gegensatz zu den Leuten, die aus heiterm Himmel ihre Makulatur auf meine Wehrlosigkeit abschießen, fragen Sie höflich an, ob ich einen Artikel über das ‚Wesen des Diplomaten' gebrauchen könne. Ich antworte ebenso höflich: Danke — nein! Dies Thema hat, wie viele Themen, bis auf weiteres Karl Kraus erledigt. „Das Wesen des Diplomaten setzt sich aus zwei Vorstellungen zusammen: Dejeuner und Courtoisie. Was drüber ist, das ist vom Uebel."

M. M. in Hamburg. „Darf ich mir" — Sie dürfen unbesehen — „gegen einen Punkt Ihrer ‚Hermannsschlacht' einen Einwand erlauben? Ich will vorausschicken, daß ich nie Meininger noch Anhänger eines Ausstattungsprunkes war, der nicht irgendwie notwendig aus dem Werk selbst erwächst. Aber Sie loben Reinhardt dafür, daß es bei ihm keinen festlichen Einzug der Römer in Teutoburg gibt, was unbedingt zu loben wäre, wenn dieser Einzug in Kleists Werk nicht mehr bedeutete als etwa Schillers Krönungszug vor der Kathedrale in Rheims. Aber mir scheint es von nicht unwesentlicher Bedeutung, daß Kleist auf der Höhe des dritten Aktes vorschreibt: ‚Das Römerheer zieht in voller Pracht vorüber.' Ich glaube, wir müssen einmal die Macht, die hinter Varus steht, die Teutoburgs Boden betreten hat, und die, wie wir wissen, dem Untergang geweiht ist, mit Augen sehen. Natürlich erschrecken Sie bei den Erfahrungen, die Sie in frühern Aufführungen mit diesem Einzug gemacht haben, vor einer Wiederholung des Statistenjammers. Aber wäre nicht grade Reinhardt der Mann gewesen, diese Szene zu einem wohlbeabsichtigten Höhepunkt des dramatischen Bauwerks auszugestalten? Welche Fülle von Nuancen ergäben sich aus dem stummen Spiel Hermanns, Thusneldens, der Fürsten, des Volks, während Roms Macht in Teutoburg einzieht! Natürlich erfordert diese Szene ein Aufgebot von Männern, das diese Zeit dem Theater nicht hätte stellen können. Und vielleicht mag das der Grund gewesen sein, der Reinhardt veranlaßte, davon ganz abzusehen, statt Halbes zu geben. Ich weiß nicht, ob ers zu andrer Zeit ebenso gemacht hätte." Das weiß ich ebenso wenig. Wohl aber weiß ich, daß mir zu jeder Zeit sympathischer eine Regie ist, die der Phantasie ihres Publikums vertraut, als eine, die sein Auge beköstigt. Von Roms Macht wird in der ‚Hermannsschlacht' so unaufhörlich geredet, ihre Vorgänge haben nur dann einen Sinn, wenn diese Macht ungeheuer ist, und überdies hat der ungebildetste Gast eine Erinnerung von der Klippschule her, um was für weltgeschichtliche Entscheidungen sichs hier handelt, daß es schwerlich nötig ist, ein paar Dutzend geharnischte Männekens vollprächtig aufmarschieren zu lassen. Und das stumme Spiel der Germanen bei diesem Aufmarsch? Ja, brauchts das wirklich, damit wir erfahren, was in den künftigen Ueberwindern der Römer vorgeht? Mir scheint da eine Stumpfheit der Zuschauerschaft vorausgesetzt, die ich den Mitgliedern beider Freien Volksbühnen anzusinnen bei all meiner Unfreundlichkeit doch nicht fertig kriege. Diese Mitglieder

stellt mir übrigens Ihr berliner Kollege E. L. anders dar, als ich sie sehe. „Das Publikum der Volksbühne besteht nur noch zum kleinen Teil aus Arbeitern. Meist sind es Kleinbürger (von den Snobs der Reinhardt-Premieren abgesehen). Aber selbst wenn das gesamte Publikum Sozialdemokraten, solche oder solche, bildeten: sie würden doch bei Eroberungsstücken applaudieren. Im innersten Winkel ist nämlich jeder ein Stück Eroberer; jeder sagt sich: Warum Macht nicht ausnutzen?; jeder hat ein Teilchen Brust, das sich deutsch bläht. Das ist ja das Geheimnis, weshalb der Verständigungsfriede so viele Feinde hat und so matte Freunde. Dieser Teil ihres Ich, den sie nicht äußern dürfen oder wollen, entlädt sich auf diese Weise. Letzten Endes ist dies ja wohl auch mit ein Grund, weshalb Güte, Heroismus, Edelmut und all die schönen Dinge, die wir in unserm trägen Herzen nur von den Andern fordern, auf dem Theater beklatscht werden. Vielleicht hätte die ‚Hermannsschlacht' am Anfang des Krieges, grade weil die Zeitereignisse mit ihrer Handlung eine gewisse Aehnlichkeit hatten, weniger gefallen. Ich glaube nicht mehr an Ethik, an internationale Verträge auf Grund des Rechts. Ich glaube nur noch an die Macht des Vorteils. Was das ‚Ich' im Prinzip des Menschen, ist der Vorteil in dem der Staaten. Diese . . . " Aber wir kommen zu weit vom Thema ab. Sie sind imstande, eine Debatte über das Theaterpublikum mit dem schmerzlich-ironischen Ausruf zu schließen, daß man doch nicht an internationales Recht glauben könne in dem Moment, wo sich ein ukrainischer Staat bildet, der nach dem nationalen Gravitationsgesetz bald das halbe Galizien beanspruchen wird (wie Italien die italienischen Teile Oesterreichs) — eben dasselbe halbe Galizien, das auch die Polen begehren (außer dem westlichen Teil, der wirklich polnisch ist); und daß dies der tiefere Grund der Kabinettskrise in Oesterreich ist; und daß die Polen für ihr Teil schnell ganz Galizien schlucken wollen, um gegen die künftige Entwicklung ausgiebig geschützt zu sein.

Johannes Fischart. Sie erbitten „ausnahmsweise auch noch einen Platz an der Peripherie der ‚Schaubühne' für ein kleines Tournier mit Seiner Hochgeboren Herrn Ernst Grafen zu Reventlow". Aber gern. „Die Federzeichnung, die ich für meine Galerie der ‚Publizisten' von ihm (in Nummer 6) entworfen, hat seinen Beifall nicht gefunden. Das ist durchaus begreiflich. Auch mir wärs vielleicht nicht angenehm, wenn jemand meine Badezelle plötzlich öffnete in dem Augenblick, da ich das letzte Kleidungsstück, das Hemd, hätte fallen lassen und mich, in diesem adamitischen Zustand, der Menge zeigte. Aber ich hätte mich wahrscheinlich mit einigem Humor oder richtiger: mit einigem Zynismus in diese genierliche Situation gefügt. Darauf muß schließlich Jeder, der im öffentlichen Leben steht, und der, wie E. R., selbst täglich zweimal Andre kritisiert — und mit welchem Mundwerk, mit welchen Mitteln! — gefaßt sein. Der Herr Graf hat diesen Humor nicht gehabt. Er hat sich gegen meine Charakteristik verhalten wie ein Bombardierkäfer, zu deutsch: brachinus crepitans. Dieses Geschöpf, das zur Familie der Lauf- (nicht Amoklauf-) Käfer gehört, entläßt, wenn sich ihm ein Gegner naht, mit hörbarem Geräusch aus dem After eine ätzende Flüssigkeit, die sich an der Luft, stinkend, schnell in Dampf verwandelt. ‚Lump', zitiert der antisemitische Graf nach Franz Grillparzer, ‚werd' ein Jud und rezensiere', und flüchtet auch hinter Gottfried Keller: ‚Als Gegner achte, wer es sei! Strauchdiebe aber sind keine Partei.' Strauchdieb nennt er mich deshalb, weil mein Pseudonym ihm Unbehagen macht. Der Graf hat mir indessen selbst das Beispiel gegeben. Schreibt er nicht schon jahrelang in den Hamburger Nachrichten, unterm Schutze völliger Ano-

nymität hurtig und heftig auf seine Widersacher einschlagend? Und seine Mitarbeit an der ‚Flotte', dem Organ des Deutschen Flottenvereins? Mit dem Verein hatte er sich in heißer Preßpolemik tüchtig herumgebalgt, und als sein literarisches Absatzgebiet sich zu verengen begann, schlängelte er sich — anonym — an die ‚Flotte' heran, schrieb namenlos lange Artikel für sie, rehabilitierte sich so allmählich vor dem Flottenverein, rückte dann allmählich in seiner Mitarbeit eine Stufe höher, zeichnete E. R. und setzte, nach abermals einiger Zeit, schließlich stets seinen vollen Namen unter die Aufsätze in der ‚Flotte'. Das ist der Graf als Richter; er kann so und so. Ich will nun nicht auch vom Strauchdieb sprechen; das wäre unhöflich und eine Retourkutsche. Aber ein Strauchritter bleibt der Graf darum doch, der in jener geheimnisvollen münchner Versammlung der Alldeutschen wutentbrannt geäußert hat, man müsse einen gewissen Jemand einfach niederknallen: Herrn von Bethmann Hollweg. Und da ich grade bei den Alldeutschen und ihrer Kampfesweise bin, möcht' ich daran erinnern, was die drei mysteriösen Deutschen schrieben, die jenes politische Pamphlet gegen den fünften Kanzler in vielen tausenden Exemplaren — anonym — unter die Masse warfen: ‚Diejenigen aber, die allzu bequem, trotz den politischen Notstandszeiten eine grundsätzliche Ablehnung jeder nicht mit vollem Verfassernamen gezeichneten Schrift verkünden, verweisen wir auf Hutten, Luther, Friedrich den Großen, Bismarck, Moltke und unzählige Andre.' Damals klatschte Graf Reventlow Beifall, vor Entzücken rasend. Jetzt reagiert er auf einen Pseudonymus sauer und sticht, wie der Engländer Dorian Gray, den er sicherlich tief verabscheut, auf sein eigenes Portrait mit spitziger Klinge ein." Ganz schön. Verwunderlich bloß, welche Vorstellung Sie von einer spitzigen Klinge haben. Dies, was Sie Stiche nennen: „Ein Unikum. ‚Lump, werd' ein Jud und rezensiere' (Grillparzer). Läuft da ein politisches Fabeltier in einem theatralisch leidlichen Blatt in der Maske des Johannes Fischart herum und macht damit das harmlose Ding zu einem Wechselbalg. Neuerdings beschnüffelt er die Nase des Grafen Reventlow. Auf den Fischartklitterer stieß nun der große Züricher Gottfried Keller, sah ihn an und sagte ihm seinen Spruch: ‚Als Gegner achte, wer es sei! Strauchdiebe aber sind keine Partei!'" Reventlow soll nicht denken, daß es uns peinlich gewesen sei, seine ganze Antwort hierherzusetzen. Lump; Jud; die nicht übertrieben deutsche Kennzeichnung unsrer ‚Schaubühne' als theatralisch leidlichen Blattes; Strauchdiebe; diese selbstmörderische Witzlosigkeit; zuletzt die Angst, den Erscheinungsort des Artikels anzugeben, weil ein Anhänger sich ihn zu verschaffen suchen könnte: Sie sind, lieber Fischart, ein Stümper gegen den Grafen, der in fünf Zeilen geleistet hat, wozu Sie fünf Seiten gebraucht haben. Aber spitzige Klinge? Dreschflegel. Wie ihn die ländliche Leserschaft der Deutschen Tageszeitung im Wappen führt und als Waffe jeder Polemik verlangen kann.

Sport

Die Generalversammlung des Union-Klubs findet Dienstag, den 5. März, mittags 12 Uhr, in den Räumen des Klubs zu Berlin statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Beschlußfassung über den Ankauf des Gutes Mansbach zur Errichtung eines Pensionsgestüts. Die Generalversammlung des Berliner Rennvereins wird einen Tag später im Hotel Esplanade abgehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Sie habens gewagt von Germanicus

Zwei Erwartungen, denen ich in der letzten Wochenbetrachtung Ausdruck gab, haben sich nicht erfüllt; das sei festgestellt. Zum ersten hatte ich angenommen, daß nach dem Abbruch der Verhandlungen mit Trotzki die Oesterreicher, so wie das die deutsche Heeresleitung zu tun bereit war, nochmals marschieren würden, und sei es auch nur, um gegen die maximalistischen Versuche zur Vergewaltigung der Ukraine den Brotfrieden des Grafen Czernin, der durch die bolschewistischen Brandkommandos gefährdet ist, sicherzustellen. Zum andern glaubte ich den Stimmen, die das Zustandekommen einer Mehrheit der preußischen Wahlrechtsvorlage meldeten. Aber die Oesterreicher sind zuhause geblieben, und der entscheidende dritte Paragraph des Wahlgesetzes ist von den Konservativen und den Nationalliberalen niedergetrampelt worden.

Die Oesterreicher haben sich nicht damit begnügt, zuhause zu bleiben: sie haben ihren Entschluß in verschiedenen Variationen, deren keine einer gewissen Eigenart entbehrt, der Welt mitgeteilt. So haben sie ihre Zurückhaltung, was den neuen Vormarsch der Deutschen gegen Rußland betrifft, damit begründet, daß sie sich auch der deutschen Westfront fernhalten. Hinterher hat dann Herr Seidler ausdrücklich noch einmal verkündet, daß die Ukraine, in der man immerhin einige oesterreichische Gendarmen vermutete, trotz der Begehr nach Getreidetransporten von bewaffneten Oesterreichern frei bleibe. Nun brauchen wir diese Sachlage nicht grade tragisch zu nehmen. In einem gewissen Sinne kann sie uns sogar beruhigen; denn schwerlich hätte unser Bundesgenosse gewagt, gar so zurückhaltend zu sein, wenn ihm nicht gewiß wäre, daß Deutschland seine Absichten, deren Verwirklichung auch für Oesterreich zweckmäßig, ja notwendig sein dürfte, unter allen Umständen, nur eben auf eigene Faust ausführen wird. Also dieses Vertrauen ehrt uns. Keinesfalls beruht Oesterreichs Zurückhaltung auf einem Mangel an Bundestreue. Davon könnte selbst ohne den Besuch, den soeben der Kaiser Karl dem deutschen Hauptquartier abgestattet hat, keine Rede sein. Grade darum aber ist es notwendig, die entscheidende Ursache dieses Zuhausebleibens aufzudecken. Zwei Worte sagen genug: die innere Struktur der oesterreich-ungarischen Monarchie — das Nationalitätenproblem. Der Polenklub war einer der Riegel, und gewiß nicht der schwächste, der den oesterreich-ungarischen Truppen das Tor zu einem neuen Ausmarsch versperrt hat. Solche Feststellung reicht hin, um den richtigen Maßstab zu finden für die Möglichkeiten einer Beteiligung Oesterreich-Ungarns an Weltpolitik großen und größten Stils. Die Hemmungen, die hier liegen, und deren Ueberwindung nicht ohne weiteres möglich ist, beeinflussen nicht nur die politische Perspektive Oesterreich-Ungarns, sondern auch Deutschlands. Gegen solchen

nackten Tatbestand die Augen zu verschließen, wäre ein schwerer Fehler. Das sollten sich besonders alle unsre Eroberungspolitiker, alle Die, denen eine deutsche Welthegemonie erstrebenswert scheint, gesagt sein lassen. Wollte Deutschland solche Gewaltpolitik, solche Politik der Maßlosigkeit betreiben, so würde es sich, das eben hat die oesterreich-ungarische Zurückhaltung gelehrt, im Wechsel zweier Tage zwar gänzlich, aber nicht glänzend isoliert sehen. Wobei dann die Gewißheit, die uns in dem vorliegenden Falle trägt, und die auch durch den ungestörten Vormarsch in dem militärisch zerrütteten Rußland restlos bestätigt wird, ein wenig brüchig werden würde und völlig versagen müßte, wenn wir die Friedensfindung einseitig nach Osten ausschickten und nicht an erster Stelle versuchten, uns den Weg nach Westen zu sichern, der aber nur durch Verhandlungen, selbstverständlich vom Sieg getragene Verhandlungen frei gemacht werden kann. Insofern also haben wir durch unsre Bundesgenossen eine Unterweisung erhalten, die uns wie ihnen für die Ausgestaltung unsrer weltpolitischen Absichten nur nützlich sein wird. Es gibt für das Gelingen politischer Pläne, besonders weltpolitischer Pläne, keine bessere Wahrscheinlichkeit als die, von vorn herein den richtigen Maßstab für die eigenen Fähigkeiten fest in der Hand zu haben. Das vorausgeschickt, wird ein Brückenbau zwischen Oesterreich und Amerika unter scharfe deutsche Kontrolle genommen werden müssen; es würde aber unzweckmäßig sein, ihn grundsätzlich verhindern zu wollen. Denn ob er nun zustande kommt oder nicht: Oesterreich-Ungarn ist unter allen Umständen das Gewicht, das bei dem kommenden Weltwettlauf dem deutschen Pferd, und zwar gleich am Start, auferlegt wird.

*

Auch die preußische Landtagsmehrheit hat sich auf ein Wagnis eingelassen. Und auch für dieses Wagnis kann es nur eine einzige Rechtfertigung geben: daß Deutschland und sein Volk stark und fest genug sind, den Aufstand der altpreußischen Rebellen zu ertragen. Wenn die Wahlrechtssaboteure sich nicht hätten darauf verlassen dürfen, daß die Folgen ihrer Maßlosigkeit durch die Ueberlegenheit des neuen Deutschland von Anfang an entgiftet und unschädlich gemacht werden würden, so hätten sie nicht nur eine unsterbliche Dummheit begangen, sondern sich eines Verbrechens schuldig gemacht. Trotzdem: die Qualität und die Zielgewißheit des deutschen Volks sind keine Entschuldigung für die staatsgefährliche Verbohrtheit einer machtlüsternen Kaste, die das Unrecht ihrer Herrschaft, unbekümmert um die schlichtesten Notwendigkeiten einer neuen Zeit, verewigen möchte. Es ist gewiß nicht leicht, auf Ansprüche und selbst auf angemaßte und geraubte, zu verzichten; aber das Ausbleiben solches Verzichts wird unsühnbare Schuld, wenn dadurch der Staat aus den Fugen kommen muß. Nun sind wir auch hier, genau so wie bei der Zurückhaltung unsrer Bundesgenossen, sehr unbesorgt. Das preußische Wahlrecht, so wie es die Regierungsvorlage festgelegt hat, und so wie es als ein Mini-

mum von dem preußischen Volke verlangt werden kann, wird kommen; aber auch diesmal müssen wir aus dem Versagen der preußischen Landtagsmehrheit einen Schluß auf Deutschlands Beruf und Fähigkeit zur Weltpolitik ziehen. Wir können nicht sagen, daß die verhängnisvolle Abstimmung, durch die ein ganzes Volk vergewaltigt und vor der Welt lächerlich gemacht werden konnte, einen Beweis für Deutschlands weltpolitische Reife erbracht hat. Solange etwas Derartiges noch möglich ist, bleibt Deutschland, gemessen an den eigentlichen Führern der Weltpolitik, ein Schüler, ein Junior-Partner Derer, die bereits weiter gekommen sind. Wir wollen ganz gewiß nicht dulden, daß irgend jemand von außen her unsre innerpolitischen Geschäfte besorgt oder auch nur beeinflußt; aber, sofern wir geschichtlich zu denken vermögen und unsern Sinn für die Logik der Weltentwicklung nicht abstumpfen, müssen wir leider zugeben, daß ein Volk, dem ein Rückstand aus frühern Jahrhunderten die Flügel lähmt, zum großen Weltflug noch nicht ganz fertig ist. Es ist mehr als ein Zufall, es ist eine Enthüllung, daß grade zur gleichen Zeit, da in Preußen der Feudalismus noch einmal mit seinem Totenschädel klapperte, in England eine Wahlreform abgeschlossen wurde, die deutlich zeigt, wie man dort begriffen hat, daß zu jeder zukünftigen Weltpolitik vor allem notwendig ist, den lebendigen Kräften des Volksganzen die Bahn frei zu machen. Mit einem Ruck hat England mehreren Millionen Wählern, darunter sechs Millionen Frauen, die Möglichkeit gegeben, das Schicksal des Staates zu beeinflussen. Es gibt keinen zukünftigen Imperialismus, der nicht auf Demokratie gegründet ist. Die alten Preußen möchten zwar über die Meere fahren, aber das Volk an die Ruderbänke schmieden. Dergleichen ist Unsinn. Entweder versinkt das alte Preußen, oder niemals steigt ein zur Weltpolitik befähigtes Deutschland empor. Alles kommt darauf an, daß das Wagnis der preußischen Rebellen aus der Geschichte fortgewischt wird. Es bestehen hierfür die besten Aussichten. Schon miaut der Katzenjammer in allen Tönen. Die Kreuzzeitung räumt ein, daß die Annahme des konservativen Pluralrechtsantrages für die Regierung unannehmbar sei, und Herr Lohmann hat sich beeilt, gleich nach vollbrachter Untat listig anzumerken, daß es sich ja nur um eine informatorische Abstimmung gehandelt habe. Den Nationalliberalen scheint sozusagen ein gewisses Etwas mit Grundeis zu gehen. So schämen sie sich nicht des blamablen Geständnisses, daß sie vom Zentrum einfach hineingelegt worden seien; sie finden es unschön, aber taktisch gerissen, daß Herr Porsch, von dem sie glaubten, auch er würde das gleiche Wahlrecht ablehnen, mit allen seinen Mannen dafür eingetreten ist. Die Nationalliberalen haben auch andre Sorgen; aus dem Reiche melden sich, so wie das nach der kürzlich ergangenen Kundgebung nationalliberaler Männer zu erwarten war, mancherlei Stimmen, und fast scheint es, als würde die preußische Landtagsfraktion von den Nationalliberalen des Reichs einen gehörigen Rüffel bekommen.

Die nationalliberale Presse hat zu einem guten Teil mit ihrem Unmut über die Kurzsichtigkeit der Landtagspartei nicht zurückgehalten und offen zugegeben, daß die Herren um Lohmann für die Partei eine katastrophale Belastung bedeuten, und daß deren Haltung wahrscheinlich über das Schicksal der Partei entscheiden wird. Nach alledem steht zu erwarten, daß die Nationalliberalen ihr Knie beugen werden. Grade von ihnen, die nicht zuletzt an einem Ausbau der deutschen Weltpolitik beteiligt sind, muß man erwarten, daß sie die Hindernisse, die solcher weltpolitischen Entwicklung den Weg verschütten, forträumen, zum mindesten aber keine neuen aufrichten werden. Es gibt in der geschichtlichen Entwicklung gewisse metaphysische Zusammenhänge: in England das Landhaus, in Deutschland die Villa; in England das W. C., in Deutschland die ostpreußische Senkgrube. Solange so etwas nicht ausgeglichen ist, und solange in England nach der neuesten Reform die Demokratie mehr als je marschiert, in Preußen aber, wenn es nach dem Willen der heutigen Landtagsmehrheit gehen sollte, ein überwiegender Teil des Volkes Helot bleibt: solange sind die Schranken, die Deutschland von der Mitweltherrschaft abschließen, unübersteigbar, wie unermeßlich auch immer die militärischen Leistungen dieses hoffnungsvollen Volkes sein mögen.

Wie wird es nun weitergehen, da es für die preußische Regierung und damit auch für den deutschen Reichskanzler ein Zurück nicht mehr gibt? Es ist ohne Zweifel richtig, daß die Regierung falsch handeln würde, wenn sie schon heute ihre letzten Minen springen ließe. Fürs erste kommt es für sie nur darauf an, und grade im Hinblick auf die Zwangslage der Nationalliberalen: nicht um Haaresbreite zurückzuweichen und so weder sich selbst, noch den König, den sie deckt, preiszugeben. Sollten aber wider Erwarten auch die nächsten Lesungen der Wahlrechtsvorlage den Unfug der letzten Abstimmung nicht beseitigen, so müßte die preußische Regierung den Beweis erbringen, daß sie nicht nur feierliche Versprechungen zu halten, sondern auch politisch richtig zu handeln weiß. Will sie das widerstrebende Haus nicht auflösen, eine Maßnahme, die wegen der offenen Stimmenabgabe der im Felde stehenden Soldaten ohne Zweifel ihre Bedenken hat, will sie den Weg über den Reichstag nicht antreten, weil sie glaubt, daß einige Vertreter der Bundesstaaten aus Angst vor dem Präzedenzfall Einspruch erheben könnten, will sie darauf verzichten, die Angelegenheit dadurch zu ordnen, daß sie den Staatsstreich, durch den einst das heute geltende Wahlunrecht dem Volke aufgezwungen worden ist, gutmacht, indem sie ihn einfach aufhebt, so bleibt ihr ein verhältnismäßig bequemer und mit Gewißheit ans Ziel führender Weg übrig: sie läßt sich ein neues Wahlrecht, so gut dies aus der herrschenden verderbten Mehrheit herauszuholen ist, auferlegen und schreibt nach solchem Recht die neue Wahl aus, stellt sie aber zugleich unter eine neue enthusiasmierende Wahlparole, nämlich unter die abermalige Ankündigung des gleichen und allgemeinen

Wahlrechts. Wir wissen nicht, was die preußische Regierung tun wird, aber wir begrüßen es unter allen Umständen, daß, wie es heißt, am ersten Tage der Etatsberatung Herr Payer im deutschen Reichstag über die preußische Wahlreform sprechen will. Solch Entschluß ist, besonders, wenn man sich erinnert, wie eifersüchtig früher der deutsche Reichstag in der Frage des preußischen Wahlrechts für unzuständig erklärt worden ist, ein glückliches Symptom.

Das Eine ist gewiß: Der Weg zu Deutschlands Zukunft führt über den Zusammenbruch der preußischen Konservativen. Die Niederwerfung dieser Waghälse ist darum nicht weniger wichtig als die Abwehr aller feindlichen Anstürme. Diese Niederwerfung ist gradezu die Voraussetzung solcher Abwehr, die wiederum für ihr Teil den Anbruch einer neuen deutschen Zukunft bedingt.

Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

III.

Ich klage niemand an, ich beklage nur alle. Ich beklage die Staaten als die Opfer einer verirrten Entwicklung, ich beklage die Menschen, die in Staaten leben müssen; ich beklage das Leben, das unter die Kriegsmaschine geraten ist. Höchstens Gott klage ich an — und verstumme doch gleich wieder; denn Er muß doch wissen, warum das alles geschieht. Aber das kann er nicht wollen, daß eine nie verlegene Menschheit kaltblütig, gewitzt, immer oben auf und up to date es sich im Chaos einrichtet. Auf die Kniee mit ihr! Verzweiflung bleibe ihr nicht erspart! Bis ins innerste Mark dringe ihr eisige Hoffnungslosigkeit. Sie spiele sich nicht länger als Herrscher des Lebens auf, das sie zuschanden geherrscht hat. Ihren müden blutigen Händen entgleiste die Lenkung des Daseins, das von ihr in den Wahnwitz gehetzt wurde. Die Menschheit kapituliere und verzweifle! Diese Erde sei ihr ein schlechtes, baufälliges Haus, aus dem sie, Entsetzen im Nacken, fliehe. Und wenn sie auch tausend Kniffe hat, sich dem äußern Untergang zu entziehen: dem innern soll sie nicht entgehen. Verzweiflung sei ihr Teil! Verzweifelt, kann sie genesen, Verzweiflung kann sie erlösen. Gottes Plan scheint es zu sein, die Menschheit zu prüfen; aber wie elend schwänzt sie, mit allen technischen Mitteln und Kniffen, diese göttliche Prüfung!

*

Verzweiflung, gewiß, ist kein gutes Gefühl. Aber immer noch das beste, wenn die andern Empfindungen nichts wert sind. Sie ist ein Endpunkt, an dem ein neues Leben beginnen kann.

*

„Das Leben muß weitergehen, auch wenn Krieg ist.“ Nein, es hat stehen zu bleiben, es hat zu streiken!

*

Möglich, daß ich den Menschen überschätze, und daß ich darum so sehr unter der Massenschlächterei, unter dieser dumpfen, ge-

drückten Beschränktheit der geduldigen Menschheit leide. Warum bäumt sie sich nicht auf und besinnt sich auf ihre Würde? Geschieht ihr nicht recht, wenn sie alles, alles erträgt, was über sie verhängt wird! Warum soll ich um sie leiden? Ich wehre mich dagegen. Es ist eine Hammelherde, diese Menschheit, in die ein Blitz gefahren ist. Es lohnt nicht die Tränen. Tröste dich damit: es ist nur Menschen-Ersatz.

*

Die Ueberschätzung des Menschen führt zu Sentimentalität, die Unterschätzung zu Zynismus.

*

Nein, ich glaub' es nicht, daß ein Mensch diesen Krieg seelisch bis zur Kelchneige durchleidet — er müßte daran wahnsinnig oder zum Erlöser werden. Wir leiden, besten Falls, nur intellektuell am Kriege. Griff' er uns an die Seele — er müßte längst zu Ende sein.

*

Es gibt drei Möglichkeiten für die Menschheit. Erstens: sie leistet, wenn die Gebieter rufen, in treuer, von keiner Kritik gebrochener Untertanenschaft Kriegsgefolge, einem Taumel und Impuls oder auch nur einem Zwang erliegend. Zweitens: sie besinnt sich auf ihr kleines Glück und enthält sich unbedingt, in organisiertem passivem Widerstand, aller großen Bewegungen. Und drittens: sie sagt sich: wenn schon alle Dutzend Jahre Blut fließen muß — gut! und stellt sich selbst an die Spitze, entfesselt selbst die Bewegung und stürmt, vom Geist geführt, zu ihrem Glück.

*

Letzte Einheit ruht im geistigen Radikalismus; und höchster geistiger Radikalismus findet sich in der Heiligen Schrift. „Liebe deinen Feind wie dich selbst." „Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun." Hier sind alle Gegensätze überwunden, hier ist gezeigt, daß sie alle irgendwo ihre Wurzel und Einheit haben. Je größer die Spannung der Antithese, um so näher Einheit und Versöhnung. Der Arme im Geiste, der dumpfe bewußtlose Mensch, erlangt die höchste Seligkeit, und der Stolze, Mächtige geht ebensowenig in sie ein, wie ein Kamel durch ein Nadelöhr geht. Aber die Lauen, die Praktiker markloser Ausgleiche und geleimter Kompromisse, sie werden ausgespien von der Hölle wie vom Himmel.

*

Daß die Erdendinge nicht mit dem Radikalismus des Geistes betrieben werden können, sondern sich von Kompromiß zu Kompromiß durchquälen; daß im Geist Spiel-Raum ist für alles, weil alles sich in ihm versöhnt, das Leben aber noch keine Anwendung des Geistes kennt: das ist es, was die Welt von ihrer Erlösung abriegelt.

*

Wie will die Welt einst die Bilanz dieses Krieges machen? Wird sie wenigstens einen seelischen Gewinn buchen können? Ach,

sie wird alle Hände voll zu tun haben, das materielle Verlustkonto wieder auszugleichen.

*

Wenn ich irgendetwas schreibe und ich höre ein Kind schreien oder einen Menschen stöhnen, lasse ich die Feder mutlos sinken. Denn was soll, so denke ich, dein Schreiben, da es doch nicht einmal dem Kinde helfen kann. Um wie viel mehr ist es mir unmöglich, zu schreiben, da dieser Krieg tobt, und da doch mein Schreiben dem Menschenjammer nicht Einhalt tun kann.

*

Hat der Mensch wirklich nur deshalb vor dem Tier die Sprache voraus, damit er Zeitungen schreibe und lese? (Dann wäre es besser, er wäre stumm.) Oder verpflichtet das Geschenk der Sprache nicht zu Höherm, hat sie nicht die Sendung zu erfüllen, die Welt besser zu machen und zu erlösen?

*

Daß der Mut irgendwo in der Feigheit seine Wurzel hat, ist daran zu erkennen, daß wir alle, Individuen und Völker, aus Angst vor der Armut den Mut haben, uns mit dem Leben herumzuschlagen; denn aller tapfere Widerstand im Lebenskampfe ist nichts andres als Furcht vor der Armut. Hätten wir den Mut, arm zu sein: unser Verhalten wäre so, daß es, mit heutigen Augen gesehen, feige erschiene.

*

Die Abneigung der Völker gegen die Internationalität entspringt einem begreiflichen Mißtrauen. Sie fühlen, daß noch nicht die Zeit gekommen ist, und daß man kein Recht hat, international zu sein, wo die Andern es noch nicht sind, es aber ausnützen würden, wenn man es wäre.

*

Ich halte die Frage, ob wir Flandern und Litauen annektieren sollen, für untergeordnet, nicht einmal für zweitrangig. Aber daß man diese Dinge zu Lebensfragen erhebt, denen man das Dasein unterordnet, weil wir ohne diese Gebiete angeblich nicht leistungs- und konkurrenzfähig sind: das scheint mir eine Lebensfrage und ein tollwütiges Uebel, das unser Leben wahrhaft in Frage stellt.

*

Ich schrieb einen Satz hin, der mir innerst wohltat. In dem gleichen Augenblick, plötzlich, sah ich ihn mit Reventlowschen Augen an. Da wurde der Satz ganz klein und verächtlich; und ich hoffnungslos traurig.

*

Immer haben die Völker Krieg geführt, damit die Enkel es besser haben; und immer haben die Enkel es noch schlechter gehabt als die Väter. Was müssen unsre Väter angestellt haben, daß es dieser Generation von Enkeln so elend ergeht; und wie wird es erst unsern Enkeln ergehen, für die wir kämpfen! Ob man es nicht einmal mit der Einstellung auf die Ewigkeit versuchen sollte?!

*

Das Christentum macht jetzt zum zweiten Mal das Stadium der Utopie durch; zum ersten Mal war es Utopie, da es in die Welt eintrat und verhöhnt wurde; heute ist es Utopie, da es wohl nominell, aber nicht geistig-tätig in der Welt ist. Daß alles wieder Utopie werden kann, was einst Utopie war (also auch der Kapitalismus, der Weltkrieg und diese ganze kommerzielle Weltordnung): das sollten alle jene bedenken, die mit Endgültigem zu rechnen lieben.

Publizisten von Johannes Fischart

V.

Eugen Zimmermann

Heute will ich von Einem erzählen, ders vom Leutnant zum General-Bevollmächtigten der Firma August Scherl G. m. b. H. gebracht hat. Sein Lebenslauf ist ein Capriccio von einfältiger Komik, eine Paraphrase zu dem Spruche: Selig sind die geistig Armen, denn sie werden die Welt, das heißt: die öffentliche Meinung regieren. Jeden Montag gibt, nach berühmtem Muster, E. Z. auf der vierten Spalte des Berliner Lokal-Anzeigers das politische Rezept für die Woche aus, knausert, rückschauend kritisch, nicht mit Anerkennung, spart aber noch weniger mit Tadel. Und er ist ein gestrenger Herr, der, ehe er schreibt, beide Ohren weit aufknöpft, um, gleich Pythia, sich von irgendwo oben- oder anderswoher seine Anschauungen und Meinungen sagen zu lassen. In einem abgeklärten Reporterstil erscheint dann das geheimnisvolle Geflüster aus einer fremden Welt als Aeußerung Eugen Zimmermanns auf der Platte, und der Philister genießts am Montag früh mit solchem Behagen, daß ihm beim Schlürfen des Kaffee-Ersatzes die Sahne aus beiden Mundwinkeln trieft. Denn die Leser des Berliner Lokal-Anzeigers sind alles behäbig wohlsituierte Leute, die noch heut in verschwiegener Ecke ein Töpfchen Sahne stehen haben.

Eugen Zimmermann war also ursprünglich Offizier und quittierte, eines Herzleidens wegen, als Leutnant den Dienst. Irgendeinen bürgerlichen Beruf mußte er nun ergreifen, und da versuchte ers halt mit dem Journalismus. Ebensogut hätte er, wenn ihn die Laune anders gelenkt hätte, Versicherungsagent, Weinreisender oder Lotteriekollekteur werden können. Kurz und gut: er schnallte sich den journalistischen Tornister um, in dem er später einen Marschallsstab entdecken sollte, und fand in dem journalistischen Warenhaus August Scherl ein bescheidenes Unterkommen. Man gesellte den vielen Reportern des Hauses noch einen zu, und da man ihn auf Zeilenhonorar anstellte, ging man absolut kein Risiko ein. Zimmermann wurde zuerst Polizeiberichterstatter. Er machte seine Sache recht und schlecht. Nicht besser und nicht schlechter als die andern. Was er vor den andern vielleicht voraus hatte, waren seine vornehmen Allüren, sein gefälliges

Benehmen, das ihm bald die Tore zum Erfolg öffnete. Seine Recherchen dehnten sich nach und nach über das Gebiet der Polizei hinaus. Er wurde zu allerhand Hof- und Amtsangelegenheiten herangezogen. So gelangte er auch ins Auswärtige Amt.

Jetzt, Leser, hole Atem. Denn nun kommt das „Wunderbare" für Eugen Zimmermann, nun findet er Peer Gynts „Kaiserreich".

Damals lenkte noch Bernhard Fürst von Bülow auf schnellrädrigem Wagen als Kanzler die Geschicke des Deutschen Reiches. In einer glücklichen Stunde warf er, der immer nach Mitarbeitern, nach Paladinen suchte, sein liebevolles Auge auf Eugen Zimmermann. Der war nicht zimperlich, ließ sich streicheln und vermittelte eine journalistische Ehe mit Bernhard von Bülow; und der Berliner Lokalanzeiger ward das offizielle Organ der Regierung, während die hinterherhumpelnde Norddeutsche Allgemeine Zeitung nur offiziös blieb. Bülow führte, an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin, ein großes Haus, gab häufig Gesellschaften und bediente sich auch dabei Eugen Zimmermanns, um durch ihn Berichte über diese Veranstaltungen in die Presse zu bringen. Alles das konnte August Scherl nicht entgehen, der, in kalter Einsamkeit thronend, sich sonst nicht grade persönlich um seine Beamten zu kümmern pflegte. Aber hier lag der Fall anders. Scherl litt, wie man weiß, an einer schweren chronischen Krankheit, und ob er auch viele Aerzte konsultierte: seine Knopflochschmerzen wollten nicht nachlassen. Da schien ihm Eugen Zimmermann, mit seinen weitreichenden Beziehungen, der rechte Mann, um endlich helfend einzugreifen. Was soll ich weiter sagen: August Scherl erhielt ein Bändchen nach dem andern, bis er mit der Zeit zur personifizierten Banderole wurde. Und Eugen Zimmermann rückte, an diesen Rosenbändern tändelnd leicht gezogen, allmählich höher und höher und unterstand fortan unmittelbar ihm selbst, dem Großen, dem Gewaltigen.

Seine Stellung wurde so fest und fester. Ohne eine erhebliche Allgemeinbildung, mit reichen Fähigkeiten ausgestattet, Sprachschnitzer zu machen und Seichtheiten zu schreiben, schien er nur Ein journalistisches Ideal zu haben: Alfred Holzbock, den blendend geistvollen Gesellschaftskritiker des Berliner Lokalanzeigers, den Mann mit dem bestrickenden Stil, den überraschenden Einfällen. Wie der unterm Strich, so wollte E. Z. überm Strich schreiben. Weltmännisch, von oben herab, mit legerer Geste die feinsten, die letzten Dinge sagen. Reporterei mit Arabesken. E. Z. kam dem Vorbild allmählich nahe. Er machte sich für seine Gesellschaftsbilder eine Art Plauderstil zurecht und schrieb einmal — wörtlich — über ein Fest bei Bülows: „Man unterhielt sich sogar . . .". Schadete nichts. Er ging weiter bei Bülow ein und aus, und sogar Herren der Diplomatie beeilten sich in jenen glanzvollen Tagen, ihm Stock und Hut abzunehmen, wenn er im Reichskanzlerpalais vorsprach. Auch in Norderney empfing ihn der Fürst wiederholt.

Mit einem Mal tut E. Z. einen kleinen Seitensprung. Er assoziiert sich Herrn von Wilke, der die Neue Gesellschaftliche Correspondenz herausgab, weiß einen neuen Ton in das Unternehmen zu bringen, scheidet aber bald wieder aus und kehrt zu Scherl zurück. Der zieht ihn jetzt ganz zu sich heran und macht ihn, als Hugo Löwe erkrankt, stellvertretungsweise zum Hauptbevollmächtigten. Als solcher legt er sich auch aufs Geschäftliche und übernimmt die Aufgaben eines Managers. Ueber Wilke findet er Beziehungen zu Richard Witting, und der ebnet ihm den Weg zu andern Bankleuten, die sich für Scherls Verlag interessieren. Eine süddeutsche Bankengruppe, die unbequem zu werden begann, wird abgelöst, und unter Eugen Zimmermanns diskreter Vermittlung übernimmt ein neues Bankenkonsortium ihre Funktionen. Der Vertrag enthält einen unauffälligen Passus, der es ermöglicht, August Scherl hinauszubugsieren. Der merkt es, trotz seiner Gerissenheit, nicht, und eines Tages tritt an seine Stelle sein Vertrautester, den er arglos an seinem Busen großgezogen hat, tritt Eugen Zimmermann als unbeschränkter Generalbevollmächtigter. In dieser Eigenschaft kann er nunmehr auch über den politischen Teil des Berliner Lokalanzeigers nach Belieben verfügen, und da er immer schon starke Neigungen nach rechts gehabt hatte, so fiel ihm der jähe Kurswechsel, den das schwerindustrielle Geld gebietet, nicht weiter schwer. Und so schreibt er nun alle Montag früh einen orientiert-orientierenden Artikel. Zu Nutz und Frommen Derer, die nicht alle zu werden pflegen.

Das Büchlein vom vollkommenen Leben

von Egon Friedell

Es war im Jahre 1516. Luther war aus Rom zurückgekehrt und lehrte und predigte wieder in Wittenberg. Aber sein Herz war krank von Zweifeln. Noch glaubte er in aller Frömmigkeit an die große allgemeine katholische Kirche, aber seine Romreise hatte ihm die Augen darüber geöffnet, daß im Hauptsitz der Hierarchie vieles anders aussah, als der gläubige Deutsche sich dachte oder wünschte. Rom war keine heilige Stadt. Und dennoch: ohne Rom gab es kein Heil für den Christen. In diesen Gewissenskämpfen fiel ihm ein kleines anonymes Buch in die Hände: Das Büchlein vom vollkommenen Leben. Er las es und sah, daß es ein notwendiges Buch sei. Daher gab er es sogleich neu heraus, zunächst in Bruchstücken, zwei Jahre später vollständig. Und sagte in der Vorrede: „Zuvoran vermahnet dies Büchlein alle, die es lesen und verstehen wollen, daß sie nit sich selbst mit vorschnellem Urteil übereilen, da es in etlichen Worten untüchtig erscheint und aus der Weise gewöhnlicher Prediger und Lehrer. Ja! es schwebt nit oben wie Schaum auf dem Wasser, sondern es ist aus dem Grund des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen,

welches Namen Gott weiß." Seitdem ist das Werk oft und oft in mannigfachen Ueberarbeitungen wieder erschienen. Und in neuester Zeit hat es Hermann Büttner, auf die alte Handschrift zurückgehend, im Verlag von Eugen Diederichs, abermals ans Licht gebracht, in vortrefflicher Uebersetzung und gereinigter Gestalt. Dieses kleine, nicht viel mehr als fünf Bogen umfassende Buch ist eines, das jedermann lesen müßte, ob hochgestellt oder niedrig, weise oder einfältig, gelehrt oder ununterrichtet, denn es wendet sich an jedermann; und das jedermann nicht bloß lesen, sondern sorgfältig studieren, innerlich nacherleben, am besten Wort für Wort auswendig lernen sollte. Denn es ist eines der schönsten Denkmäler menschlicher Höhe und Tiefe, Größe und Demut.

Der Verfasser, „welches Namen Gott weiß", war ein Mitglied des Deutschritterordens. Das Buch ist um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstanden, jenes Jahrhunderts, das sicherlich die gespenstischste, unheimlichste Zeit war, die Deutschland jemals erlebt hat. Zerrissen von wilden Parteifehden der Fürsten und Ritter, in denen sich aber schon ganz neue soziale und politische Kräfte zum Wort meldeten: der emporblühende dritte Stand des Bürgertums und der Geldaristokratie, ja selbst der vierte Stand der Bauern, der in den siegreichen Kämpfen der Schweizer Eidgenossen sich zum ersten Mal als eine ernst zu nehmende Macht erwies. Das heilige römische Reich erlebte die seltsame Farce eines gemeinsamen Doppelkaisertums; dann wieder wurde es jahrzehntelang von Böhmen aus regiert, zuletzt von Wenzel, einem dämonisch-pittoresken Halbnarren, Sadisten und Alkoholiker, dabei sehr gerissenen Diplomaten. Im Jahr 1348 begann eine furchtbare Pest, der „schwarze Tod" genannt, ihren Zug durch ganz Europa, nirgends so furchtbar wütend wie in Deutschland. Flagellanten zogen durchs ganze Land, in allen Kirchen ihre schauerlichen Gebete anstimmend und sich bis aufs Blut geißelnd, um dadurch die Fürbitte der Gottesmutter zu erwirken. Diese Massenzüge der Geißelbrüder waren selbst eine Art Epidemie. Dazu kam noch eine dritte Volkskrankheit: jene sonderbare Tanzwut, die ganze Scharen dazu trieb, unter Anrufung des heiligen Veit in epileptische Drehungen zu verfallen. Allgemein traf der Verdacht, die Pest durch Brunnenvergiftung herbeigeführt zu haben, die beim Volke wegen ihrer Wuchergeschäfte tief verhaßten Juden, und es kam zu schrecklichen Judenmetzeleien, bei denen die Raubgier ein ebenso starkes Motiv war wie der Aberglaube. „Ihr Gut", sagte ein zeitgenössischer Chronist, „war das Gift, das sie getötet hat." Der Gemeinglaube der Menge war ein nur notdürftig maskierter Polytheismus. Ueberall trieben allerlei Mittelwesen zwischen Gott und Mensch ihr Wesen und Unwesen, und die Höllengeister erweckten mehr Angst und Ehrfurcht als die Heiligen. In weitverbreiteten Legenden spiegelte sich der Glaube an die allgegenwärtige und oft siegreiche Macht des Bösen.

Und zu diesen furchtbaren Verwirrungen der Körper und Seelen kam noch die Türkengefahr. 1360 wurde Adrianopel erobert, ein Menschenalter später folgte die Schlacht auf dem Amselfeld, die dem großserbischen Reich ein Ende bereitete. Noch in demselben Jahre bestieg Sultan Bajazeth, genannt Il Derim, der Wetterstrahl, den Thron, gewann bald darauf über die vereinigten Christenheere bei Nikopolis einen entscheidenden Sieg und tat den Schwur, er werde den Altar von Sankt Peter zu Rom zur Krippe für sein Pferd machen. Im Osten drohte das erstarkende Königreich Polen, im Norden die durch die Kalmarer Union geeinigten skandinavischen Reiche. Der ganze Geist der Zeit prägte sich eindringlich und klar in dem Kostüm aus, das damals aufkam. Schnabelschuhe, allerlei grotesker Kopfputz, Kapuzen, die oft nur Augen und Nase freilassen, lange bis zum Boden hängende Schnüre und Quasten, vielfach geschlitzte und in grellbunten Farben gescheckte Wämser, zahlreiche Schellen am Gürtel und an den Aermeln: wir haben das stereotype Gewand des Narren vor uns, und es fehlt nichts als die Pritsche.

Es ist nicht verwunderlich, daß sich in vielen dieser verängstigten und verstörten Köpfe die Meinung festsetzte, der Teufel habe die Regierung über die Welt angetreten. Und dennoch war Gott nicht tot, er lebte so stark wie je in den Gemütern der irrenden und suchenden Menschen. Eine ganz neue, wilde und innige Frömmigkeit brach damals aus den tiefsten Wurzeln der Menschenseele hervor. Die Bewegung ging zunächst von den Mönchsorden aus, die sich mehr und mehr von dem verknöcherten und veräußerlichten Kirchenglauben emanzipierten, vor allen den Dominikanern und Franziskanern. Sie begannen, wie dies allemal der Fall ist, die Reform des christlichen Glaubens und Lebens mit der Rückkehr zu den urchristlichen Lehren und Sitten. Die Dominikaner vertraten eine mehr gemäßigte Richtung: sie erklärten, der Mensch habe sich in der Nachfolge Christi auf „das Notwendige" zu beschränken; die Franziskaner machten jedoch vollen Ernst: sie lehrten, niemand könne selig werden, der nicht der Welt entsage und danach strebe, in seinem Wandel ein Ebenbild der Apostel zu werden. Auf dem Gebiet der Predigt aber bewahrten umgekehrt die Franziskaner einen größern Zusammenhang mit der Welt, sie wollten vor allem ins Volk wirken und hielten daher vor allem auf Plastik und Eindringlichkeit, sie scheuten auch vor grobrealistischen und derbsatirischen Mitteln nicht zurück. Die Dominikaner dagegen sind die Schöpfer der deutschen Mystik geworden. Ihre größte Leuchte war Meister Eckhart, einer der tiefsten und universellsten Köpfe, die Deutschland hervorgebracht hat. Seine Lehre gipfelte in dem Satz: Durch völliges Aufgeben seiner „Kreatürlichkeit", durch restloses Eingehen in Gott wird der Mensch selber gottgleich.

Aber auch außerhalb des Klerus regte es sich. Ein Kaufmann in Straßburg, Rulmann Merswin, griff auf die Urlehre von dem allgemeinen Priestertum aller Christgläubigen zurück und erklärte,

der gottbegnadete Laie sei der berufenste Vermittler der himmlischen Gnade. Schlichte Männer aus dem Volke hatten allerlei bedeutsame Visionen. Und ein Element vor allem begann in die religiöse Bewegung einzugreifen, das bisher fast ganz im Hintergrund geblieben war: die Frauen. Bald entstanden auch Frauenorden, Beghinen, Betschwestern genannt, denen erst später die männlichen Begharden an die Seite traten. Alle diese Erscheinungen sind von einem großen gemeinsamen Grundwillen ins Leben gerufen worden: dem Willen, zu Gott zurückzufinden, nicht zu dem durch tausend äußere Zeremonien verdeckten und durch ein Gewirr spitzfindiger Syllogismen verdunkelten Kirchengott, sondern zu der tiefen, reinen und heitern Quelle selbst, aus der alles Leben fließt.

Die zwiespältige Stimmung, das Suchen und Finden dieser Zeit ist nirgends stärker zu spüren als in dem kleinen Buche des Frankfurter Deutschherrn. Es ist etwas in diesen so scharf durchdachten und doch so kindlich einfältigen Sätzen, was an die Bilder Rogiers von der Weyden und der Brüder van Eyck erinnert: an jene ernsten hagern Männer und herben zarten Frauen mit ihren schmalen Händen und schmächtigen Brüsten, ihrer befangenen Körperhaltung und schwerfällig bauschigen Gewandung — entrückte Wesen, ganz in Wehmut und Andacht getaucht und dennoch getragen von einer ewigen seligen Gewißheit. Und die Welt, die Welt der Dinge und Taten, ist nicht völlig abgetan oder ignoriert, sie ist da, aber draußen. Durch die Gemächer scheint sie herein, in zauberhaften Landschaftsformen, Berge, Städte, Burgen, Flüsse, Schiffe, aber alles wie durch ein Fernrohr gesehen, gleichsam nicht dazugehörig: nur wie eine unwirkliche Vision oder eine schattenhafte Erinnerung flattert sie um die Seele. Die Seele selber aber ruht schon auf Erden in Gott. Man kann diesen Geist, der in dem ‚Büchlein vom vollkommenen Leben' seinen reinsten Spiegel gefunden hat, nicht besser und schöner charakterisieren als mit den Worten, die der alte Kirchenhistoriker Karl von Hase über das ganze ausgehende Mittelalter sagt: „Es ist Nacht, aber gewissermaßen eine heilige Nacht, wie die von Bethlehem."

Der Deutschherr war einer der vielen „Reformatoren vor der Reformation". Die Gegenreformation, die schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts einsetzte, hat alle diese Schriften unterdrückt. Aber all das Neue hat doch weitergelebt, und das ‚Büchlein vom vollkommenen Leben', ein hundertmal gebannter Geist, ist den Menschen immer wieder erschienen, wie das Beispiel Luthers zeigt. Und als Luther in seinen spätern Jahren selber eine Art Kirchenfürst wurde und sich zu manchen alten Dogmen und Zeremonien zurückwandte, hat das kleine Buch andre Verehrer gefunden. Es lebte in den Kreisen der Pietisten, es wurde ein Lieblingsbuch Schopenhauers. Und es wird noch oft wiederkehren und Herzen und Köpfe aufwecken, denn es ist ein Buch, das, ganz ebenso wie die Bibel, wirklich und wahrhaftig von Gott geschrieben ist.

Albdruck- und Traumspiele

So verschieden sonst Reinhardts Premieren sind, — eins haben sie sämtlich mit einander gemein: daß die Gemeinde Beifallsorkane herstellt, deren Wirkung auf das normale Trommelfell nicht von jeder Artillerievorbereitung einer Offensive erreicht werden dürfte, und die zu einer umso erstern Gefahr geworden sind, als das Schutzmittel Oropax, bestehend aus Watte und Wachs, das sich der Ohrhöhle zärtlich anschmiegt, neuerdings, aus Ersatzzutaten zusammengemanscht, nicht mehr genügend dicht hält. Da fühlt man für eine Veranstaltung wie die vorletzte tiefe Dankbarkeit. Nach allen Akten ist Ruh, auf allen Sesseln spürest du kaum einen Hauch; die freiwillig-gewerbsmäßigen Lärmmacher schweigen im Hause oder, des Reimes wegen, im Walde — warte nur, balde ruhest du auch. Man brauchte nicht lange zu warten. Mein Hintermann, der einen Akt lang seiner Geliebten fluchend zugezischt hatte, daß für den Premierenpreis ihrer beiden Plätze: das nette Sümmchen von sechzig Mark drei Pfund Schweinefett zu haben gewesen wären, und daß er morgen das Kriegswucheramt benachrichtigen werde, war vor Erschöpfung eingenickt, auf der Bühne hatte die Rederei respektvoll — o mordet nicht den heiligen Schlaf! — einer ausgedehnten Pantomime den leeren Platz geräumt: nichts hinderte den Chronisten fürder, gleichfalls in Morpheusens Arme zu sinken. Er träumte. Kriegsrat des Feldmarschalls und Professors Max Reinhardt. Sein erster Quartiermeister Exzellenz Hollaender fordert Nahrungszufuhr für den Frontabschnitt Kammerspiele. „Wie ist unser Vorrat? Was ist fällig?“ „‚Fröhliche Weihnacht!‘ Höchste Zeit. Proviantgeneral Kahane will schon Schimmel gerochen haben.“ „Nächste Woche ist März. Unter dieser Marke frißt das jetzt Keiner.“ „Nennen wirs anders: ‚Der schwarze Handschuh‘.“ „Nicht uneben. Fabrikant?“ „August Strindberg.“ „Gute Firma. Hat leider unzuverlässigen Agenten. Bewährter Giftmischer, meines Erinnerns. Fälscht, streckt, zerhackt und zerreibt, bis Brot wie Sand schmeckt.“ „Lieferung ohnehin diesmal so schlecht geraten, daß . . . „Also los. Zubereitung?“ „Möchte mir vorzuschlagen erlauben: H. Körner.“ Der Chronist schmiß sich jäh herum, schrie, während Angstschweiß ihm aus den Poren brach: „Vielleicht ist alles doch nur Traum!“, erwachte davon und saß wie geblendet. In den viereckigen Szenenrahmen war ein mehreckiger eingelassen, an dem, wie einstmals zu Kaisers Geburtstag um Hefters und Heeses Schaufenster, eine Menge Illuminierflämmchen klebten. Sprich: ‚Lyrische Phantasie für die Bühne‘. Licht- und Schattenkegel fielen von vorn, von hinten und von den Seiten auf Fräulein Terwin, die eine pomadige Hysterie zurückstrahlte, ihre Umgebung durch Geiz und Unordnungsliebe malträtierte, die Bedienerin fälschlich beschuldigte, und der deshalb nach einander Gatte und Baby entzogen wurden. Sie raufte sich die Perücke, zerfleischte die Brust, entpreßte sich Tränen und stieß so tragische Töne aus, daß man hätte lachen müssen, wenn nicht der Weihnachtsmann mit dem Weihnachtsengel frühzeitig übereingekommen wäre, die arme Frau, und nicht sie allein, zweieinhalbe Stunde zu foltern und ihr dann das Baby zurückzuerstatten. Für die Heimkehr des Gatten war ein zweiter Teil von fünf Akten vorgesehen. Nun, bis dahin hatte man reichlich Zeit, über Gott und die Welt und die Bretter, die sie bedeuten, und die Gesetze der Volkswirtschaft nachzudenken. Garnicht übel, dachte man vor sich hin, daß der Erfolg der Neuberin und der Rosa Valetti das Haus Reinhardt ermutigt und der Krieg es gezwungen hat, eine versehentlich engagierte Schauspielerin ihre Gage als Re-

gisseurin verdienen oder auch nicht verdienen zu lassen. Beklagenswert allerdings, sann man weiter, daß der Vorstand mit ihrer neuen Würde es schließlich doch nicht vereinbar gefunden hat, sie zum Abschied als Weihnachtsengel, wie ursprünglich angekündigt, meinem Hintermann vorzuführen, den das sicherlich für den Verlust seines Schweinefetts einigermaßen entschädigt hätte. Aber ein Trost in Tränen — und man druselte langsam wieder ein — blieb auf alle Fälle die Hoffnung, daß eines Tages der Inspizient einberufen und ebenfalls durch ein weibliches Mitglied des Ensembles vertreten werden könnte. Und in der linden Umarmung dieses Traumes heilte mein krankes Herz.

*

Frisch, mutig, widerstandsstark schritt ich am nächsten Abend zum Schiller-Platz. Es ist gewiß bloß pedantischer Eigensinn von uns, im berliner Hoftheater erblicken zu wollen, was für Berliner und was für ein Hoftheater taugt. Dort wenigstens spottet man solcher Fesseln. Müßt' es nicht, fragt man sich dort, ganz interessant sein, den Reichshauptstädtern einmal zu zeigen, wodurch das Sommertheater von Pasewalk der Bevölkerung eine Badereise ersetzt? Also griff man zur ‚Tante aus Sparta', die so heißt, weil sie in ihrer Jugend nicht den schlichten Edelmann ihrer Liebe gekriegt und seitdem wild drauf los gespart hat, in der begreiflichen Zuversicht, daß ihr ein Komödienverfasser auf ihre späten Tage einen Neffen bescheren würde, der, genau wie anno dunnemals sie, nicht nach Liebe heiraten darf, und dem sie ihr Vermögen vererben kann, damit sein Vater, der regierende, aber arme Fürst, seine Zustimmung nicht mehr verweigere. Am Ende des vierten Akts ist das Ziel erreicht, das der begnadete Autor, ein abgesagter Feind des Versteckenspiels, zwei Stunden früher wie das gelobte Land vor uns hingebreitet hat. Seine Furcht, daß uns der Weg sonst ermüden würde, war unbegründet. Selbst wenn nicht die Braut des Neffen der Tante die Tochter des Mannes gewesen wäre, auf den die Tante damals verzichtet hat, um als alte Jungfer behutsam das Vermögen zu erspekulieren, welches dereinst dem Dichter Johannes Wiegand aus den Nestern aller deutschen Provinzen — Kleinvieh gibt auch Mist — goldenen Zins tragen sollte; und wenn daraus nicht das Zwischenspielchen gekeimt wäre, daß die weiland entsagende Braut im Silberhaar mit jenem jetzo erst recht ergrauten Mann ihrer Liebe namens Eberhard, während sie Katherina, ja nicht Katharina gerufen wird, ein Wiedersehen begeht, bei dem sie die tiefste Rührung hinter abgeklärtem Humor in plattdütscher Mundart verbirgt, um uns desto tiefer zu rühren — kurzum, selbst wenn der zweitgrößte Repräsentant hanseatischer Lustspielpoesie, deren unbestritten größter Otto Ernst Schmidt ist, dieses Mittel, einen Akt vollzumachen, gottbehüte nicht von der Hand genommen hätte, auf der es lag: selbst dann hätten wir mit atemloser Spannung einen Versuch verfolgt, nach drei Jahren endlich wieder die heitere Muse mit dem Patriotismus — nicht zu verkuppeln, dieweil wir im Hoftheater sind, sondern legitim zu vermählen, und wären der Intendanz so dankbar wie für den künstlerischen Wert der vier Akte für den schönen Zusatz-Akt der Humanität gewesen, den der unvergeßliche Abend zweifellos darstellt. Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller beschränkt sich satzungsgemäß auf Dramatiker, die in Städten über zweihundertfünfzigtausend Einwohner dreimal aufgeführt worden sind. Offenbar wollte der Liebling von Salzwedel, Pirna, Husum und Burg bei Magdeburg auf die Mitgliedschaft doch nicht länger verzichten und der uneigennützige Dramaturg des Königs von Preußen dem Manne helfen. Wie häßlich vom Publikum, daß es eine so reine Absicht verkannte und

am Schluß fast erbittert zischte! Durchkreuzen wird es die Absicht glücklicherweise nicht. Wenn diese Zeilen erscheinen, haben jene drei Aufführungen bereits stattgefunden.

*

Sicherm Vernehmen nach hat auch von ‚Hanneles Himmelfahrt' eine Aufführung stattgefunden. Ich bin ihr ein ziemlich unzuständiger Kritiker, denn ich hab' sie nur halb gesehen und garnicht verstanden. Man muß es erlebt haben, ums für möglich zu halten. Im dritten ‚Jahr der Bühne' hab' ich mich über die Dichtung geäußert. So wie sie ist kaum eine für die Kammerspiele geschaffen. Reinhardt bestimmt sie für die Volksbühne, wo ihre schwache Süßigkeit, bis sie über die Rampe gedrungen ist, sich verflüchtigt hat. Spieldauer: fünfundsiebzig bis höchstens fünfundachtzig Minuten. Brahm fügt ‚Benignens Erlebnis', in zwei Akten, hinzu; Rittner: den längsten deutschen Einakter, den ‚Zerbrochenen Krug'; Reinhardt, nun grade: kein Wort, keinen Vers. Warum nicht! Was ginge über Einheit der Stimmung! Aber dann, selbstverständlich, beginnt er nach Acht und schließt vor halb Zehn. Nein: er bestellt uns um sieben Uhr dreißig, verwandelt bis sieben Uhr zweiundfünfzig unsre Empfangsfreudigkeit in scharrende Unwilligkeit, und wenn wir trotzdem, über alle Hindernisse hinweg, nach drei Viertelstunden von dem Werk einen Hauch zu verspüren glauben, da . . . da . . . Ein Vierteljahrhundert ist dieses Traumspiel ohne Pause gegeben worden. Wie denn sonst, um des Hannele-Himmels willen? Welchem aesthetischen Botokuden würde der Einfall kommen, diesen Zusammenhang zu zerfetzen? Der große Nachschöpfer Reinhardt, der hundert und aberhundert Kümmerlinge, dichterische und schauspielerische, mit seinem Herzblut getränkt hat, dessen Vergangenheit zu preisen ich niemals ermatten werde, und um dessen Zukunft ich so lange unbesorgt bin, wie mich seine Gegenwart nicht zur Verzweiflung und Fahnenflucht getrieben hat: er kriegt solche Barbarei fertig. Und weil er, was er macht, gründlich zu machen pflegt, so währet die Pause nicht zehn, sondern dreißig Minuten. Vorher und nachher ragt in der Mitte des Saals, der „ein Zimmer des Armenhauses" darstellt, ein mächtiger Pfosten, errichtet, um der äußersten Linken des Vorderparketts, von der bis zu Hanneles Bett schon eine hübsche Landpartie ist, obendrein noch die Hälfte der Vorgänge zu entziehen. Und damit nichts unterlassen werde, was eine Andacht der Zuschauerschaft verhüten, damit keine Bresche ungeschlagen bleibe, durch die der Eindruck entweichen könnte, bricht Reinhardt im zweiten Teil, wider Dichters Vorschrift, was ja nicht schlimm wäre, aber ohne jeden Vorteil und zu vielfachem Nachteil, die Hälfte der Rückwand heraus. Statt daß alles sich auf uns zu bewege, um uns an sich zu reißen, bewegt es sich von uns weg, zerflattert, zergeht in Atome. Wenn der Engel des Todes im enggeschlossenen Stübchen sitzt, drei Schritte vom Bett, völlig unentrinnbar, so legt sich Hanneles Angst mit auf unsre Seele. Wenn aber seine Sitzgelegenheit, eine lange Bank, frei herumsteht und in seinem Rücken ein Feld sich dehnt und das Kind durch den Mittelpfosten vor ihm geschützt ist, so weiß ich nicht, wozu man mir die Mühsal eines Theaterbesuchs bereitet, da er zerstört, was die Lektüre mir mühelos gibt. Und da nun einmal an diesem Unglücksabend nichts klappen soll, so versagt sogar, der eigentlich noch nie versagt hat: der Bühnentechniker, den selbst die Gegner uns lassen. Brahms Aufführung schlich ein bißchen; Rittners glitt wunderbar lautlos; Reinhardts holpert und stolpert. Die Beleuchtung funktioniert entweder zu grell oder falsch. Von meinem Platz aus ist selten zu unterscheiden, wann eine Figur geträumt und wann wirklich ist; und gar die

Uebergänge von Traum zu Wirklichkeit sind meistens gradezu schmerzhaft grob. Aber ich kann es nun nicht mehr, und ich will es auch nicht. Es beschämt mich aufs tiefste, so von Reinhardt reden zu müssen; und ich muß doch, weil ichs mit meiner Pflicht ernster nehme als er mit seiner und in meiner Schilderung die Wirkung eines Abends nicht abschwächen darf, durch dessen Gesamtunerträglichkeit ich überhaupt nicht zu den einzelnen Schauspielern vorgedrungen bin. Wenn Reinhardt der Barnum wäre, als der er gewöhnlich hingestellt wird: dann freilich wär' sein Triumph als Tausendkünstler in dieser Woche vollkommen. Dann wär' es für ihn ein Ruhm, den Berlinern, die in der Welt als verwegener Menschenschlag gelten und ihm nach diesen beiden Vorstellungen nicht auf die Bude, auf die Kassenbude gerückt sind, Verstand, Mut und Selbstachtung weggezaubert zu haben. Aber er ist ja nicht seine eigene Karikatur. Und so ist meine einzige Erklärung für die gehäuften Scheußlichkeiten der letzten Zeit, daß er sich irgendwie innerlich gelähmt fühlt, und meine Zuversicht, daß der Bann umso schneller sich lösen wird, je heftiger und unerbittlicher unsre Beschwörung ist.

Das Deutsche Volkstheater von Alfred Polgar

Es ist ein schönes Theater. Weiß-rot-gold. Ein warmer, gefälliger Raum. Die Wände von Stuckornamenten wie von einem unendlichen Lächeln freundlich beunruhigt. Lustspiel- und Komödienzauber geistert durch den Saal.

Durch den leeren Saal, heißt das.

Hier könnte feines Theater Reiz entfalten. In diesem großen Etui, von dem an jedem Abend, nach leise hallendem Gongzeichen, feierlich der plüschene Deckel aufschwebt, könnten erlesene Dinge gezeigt werden. Menschologische Merkwürdigkeiten. Kristallgebilde, Buntheit wie Gesetz, Geheimnis wie Sinn, Lust wie Schrecken des Lebens widerspiegelnd.

Das Deutsche Volkstheater hätte es leicht. Es könnte risikolos Ehrgeiz haben. Die paar kleinen Schaubühnen Wiens, die Besseres wollen, verfügen nicht über die Mittel, solchen Willen durchzusetzen. Das Burgtheater? Diese Schatzkammer ohne Schätze? Es ist eine edle Truhe, die einmal Kostbarkeiten barg. Leidenschaftliche Wiener — Freunde des Burgtheaters und Hüter der Tradition — wachen sorgenvollen Herzens darüber, daß aus der leeren Truhe nichts wegkomme.

Truchseß ist Max von Millenkovich.

Das Deutsche Volkstheater also ist konkurrenzlos. Es liegt im günstigsten Winkel der Stadt, wurzelt sozusagen im fettesten wiener Humus, bespült von Reichtum und Geschäftigkeit und Vergnügungslust. Es saugt Besucher an, bloß dadurch, daß es da ist. Wenn seine Kassen offen sind, stürzt Geld hinein. Sein Publikum ist unbedingt. Hier heißt es nicht: der Zuschauer kommt, sieht, ist besiegt, sondern: der Zuschauer ist besiegt, kommt, sieht. Und fragt, wenn er sich bereits im Theaterfauteuil räkelt, seine Guckergläser anhaucht und mit dem Taschentuch blank reibt: „Was spielen's denn heute?"

Das Volkstheater ganz allein unter allen wiener Theatern könnte sich den Spaß erlauben, eine Richtung wider die Natur von Direktoren, Schauspielern, Publikum einzuschlagen: eine Richtung wider den Schmarrn. Es kann ihm nichts geschehen. Es ist gefeit. Es ist nicht umzubringen. Keinem gelingt das.

Aber wie kläglichen Gebrauch macht das Deutsche Volkstheater von seiner Sonntagskindschaft! Seit langen Jahren wird es so geführt, als müßte es kämpfen, um sich durchzusetzen. Es treibt vorsichtige Publikumspolitik einem Publikum gegenüber, das — vielleicht nicht nur in Kunstsachen — nach dem absolutesten Regiertwerden schmachtet. (Ist es doch ein Theater, das sich die wiener Bürgerschaft erbaut hat!) Es macht dem billigsten Geschmack Zugeständnisse, die der billigste Geschmack nie verlangt hat. Angeseilt an den Erfolg, ist es doch feige und wagt keinen Aufstieg in irgendwelche auch nur ein wenig schroffere dramatische Höhe, sofern sie nicht bereits für Spaziergeher mit Plattfüßen adaptiert und gesichert ist. Dieser Liebling Wiens, der seine Zuhörerschaft tyrannisieren könnte, tut, als ob von der Gunst des Durchschnittspöbels sein Leben abhinge. Diese glückliche, beneidenswerte Bühne, die sich jede Originalität, jede Neugier, jede Kühnheit, jeden Witz gestatten dürfte, ist der gewöhnlichsten Gewöhnlichkeit verschrieben, wagt garnichts, läßt ihre automatische Premieren-Wurstmaschine (alle vierzehn Tage fällt eine fertige Sache heraus) laufen, wie sie will, und wird nur hie und da durch interne Geheimvorgänge ein Gegenstand des öffentlichen Interesses.

Allerdings ist an jedem Montag Klassikervorstellung.

An jedem Montag.

Tut alles nichts. Das Deutsche Volkstheater ist nicht umzubringen.

Aber auch der Direktor Wallner ist kein Licht, weiß Gott, er ist kein Licht, das sich mit einem kurzen Hauch auspusten ließe.

Ein Direktor muß sein. Es muß einer da sein, der Vorschüsse gibt und an der Bahre des toten Mitgliedes sagt: „Sie haben einen braven Mann begraben, uns aber war er mehr."

Obzwar der Direktor Wallner das niemals mit so edel schreitender, gleichsam aus weit geöffneten Riesenportalen des Gemüts feierlich herausschwebender Stimme sagen könnte wie sein Vorgänger, Herr Weisse, und obzwar er in Geldangelegenheiten von verschwenderischer Zurückhaltung sein soll, haben sie ihn doch zum Direktor gemacht. Nicht allein wegen seiner Verdienste um die ‚Lustige Witwe', sondern weil sie spürten, daß der Mann in Kunstdingen eine garantierte Null, in Geschäftsdingen aber eine Nummer sei. Von ihm war keine Gefährdung des Betriebs zu erwarten. Er schien den Herren vom Ausschuß für das Volkstheater-Werkel der richtige Werkelmann.

Seine neurasthenische Querköpfigkeit, sein komischer Ehrgeiz, bei einem Werkel Kapellmeister zu spielen, seine harte Vorstadt-

Mentalität, seine erschütternden Versuche, rein mechanischen Aufgaben geistig gewachsen zu sein, haben ihn unmöglich gemacht.

Er war schon sozusagen tot, als man sich nach einer passenden Todesursache für ihn umsah.

Die Verletzung des höchst verfeinerten Sittlichkeitsgefühls des lustigen Künstlervölkchens, die schon bei Weisse ausprobiert worden und ihre Dienste getan hatte, bewährte sich auch bei Wallner.

Es ist ergreifend, von welcher subtilen Empfindsamkeit gegen nicht ganz saubere Ausdrücke die im Deutschen Volkstheater untergebrachten Melpomeniden sind. Wie hat man sich in der Schauspielerpsyche getäuscht! Man dachte bisher, eine darstellende Künstlerin empfinde ihren Direktor als Schwein, wenn er ihr sage: „Sehr verehrte Meisterin, ich bitte Sie, das Stubenmädchen im dritten Akt zu übernehmen", und als Gentleman, wenn er sage: „Sie Schlampen, da haben Sie die Lady Macbeth."

Aber das stimmt nicht. Es kommt ihnen vor allem auf die Umgangsformen an.

Ich habe zu Hause, sorgsam aufbewahrt, die Einladung zum Festabend eines ‚Sau-Klubs' von wiener Schauspielern. Wenn man das einer Ratte eingäbe, verreckte sie vor Uebelkeiten.

Das war allerdings vor dem Kriege, noch ehe die Läuterung durch die große Zeit sich geltend gemacht.

Nun, wie dem immer sei: Herr Wallner gab sein Wort, zu gehen, falls er in einem Punkte seines bekannten Prozesses nicht recht behalten sollte.

Ich glaube, so ein richtiges „Wort" war das nicht, mehr eine rhetorische Wendung, dem von Zorn, Schwatz, Angst, Giftigkeit, Neurasthenie und dummem Zeug übersprudelnden gehetzten Manne herausgerutscht, so eine Art: „Der Schlag soll mich treffen, wenn . . ."

Aber die Verfolger beharren darauf, daß ihn der Schlag treffe. Sie stehen herum und warten.

Der Ausschuß des Deutschen Volkstheatervereins, in salomonischer Weisheit, entschied für halbseitige Lähmung.

Herr Wallner bleibt zu fünfzig Prozent Direktor, zu fünfzig Prozent hinausgeworfen.

Eben bricht atemlos ein journalistischer Bote herein und röchelt zusammenstürzend: „Nenikekamen! Wallner geht!

Es ist eine kritische Lage. Gott weiß, wie alles enden mag. Nächste Woche ist Premiere im Deutschen Volkstheater. In vierzehn Tagen wieder. In zweimal vierzehn Tagen wieder. Das Haus ist allabendlich ausverkauft. Herr Kramer ist liebenswürdig. Die Dekorationen sind von Rottonara & Kautsky. Die Korbmöbel von der Prag-Rudniker Korbfabrik.

Vertragen wir uns! Denken wir an die Entente, und wie sie diese Erschütterungen unsres Kulturlebens zu ihren Gunsten deuten könnte.

Kleine Gänge von Loxarius

Die Effektenspekulanten waren in den letzten Wochen stark beunruhigt. Nicht so sehr wegen der Politik, denn von der verstehen sie nichts. Es ist lächerlich, von politischen Empfindungen oder gar vom Vorfühlen politischer Konjunkturen im Zusammenhang mit der Börse zu sprechen. Sie wissen dort garnichts, sie faseln und machen faule Witze. Daß sie, was sie nicht wissen, zu Spekulationsmanövern mißbrauchen, ist eine andre Sache. Sie fabrizieren nämlich sozusagen berufsmäßig politische Gerüchte, machen daraus eine Börsentendenz, einen Rebbach. Diesmal jedoch gings um die neuen Reichssteuern. Verschärfte Kriegsgewinnsteuer, Luxusflüssigkeitssteuer oder gar schon großes Steuerprogramm? Jedenfalls heißt es: Geld zücken, und derartige Aussichten verstimmen die Börse. Insofern ist sie ein brauchbares Barometer. Wer aber von ihr politische Prognosen erwartet, der kann ebenso gut auf eine Zeitungsredaktion gehen. Da wissen sie auch alles, und Keiner hat eine Ahnung.

*

In den Jahresberichten der Pfandbriefbanken konstatieren die Verwaltungen, daß noch immer erhebliche Hypothekenzinsen rückständig sind. Allerdings seien die „ersten Anzeichen einer Besserung der Lage des Grundbesitzes“ zu sehen. Es sei vor allen Dingen gelungen, die Mieten zu steigern und dadurch die Rentabilität der hypothekarisch beliehenen Grundstücke zu erhöhen. Man wird den Grundbesitzern angesichts der Lebensteuerung, der Zinserhöhung und der Steigerung aller Hausverwaltungskosten die Heraufsetzung der Mieten zum Zweck des Kostenausgleichs gern gönnen. Aber es gibt auch Miet-Hyänen, Sauger an den Mietern, die schlimm wie Volksverbrecher sind. Dazu rechne ich jene Drohlinge, die den Mietern mit langfristigen Kontrakten Subhastationen und Rauswurf für den Fall des Widerstandes gegen eine plötzliche und enorme Mietsteigerung in Aussicht stellen. Das ist eine ganz üble Art, die Notlage der Mieter auszunützen, eine Art, die von Erpressung kaum zu unterscheiden ist.

*

Man hat die schwere Not mit der Statistik. Am liebsten möchte man garnichts mehr von ihr sehen und hören. Wer den ganzen statistischen Jammer kennen lernen will, der sehe sich den Reichsgesetzentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten an. Sobald mit Zahlen operiert wird, hat man alle Ursache, vorsichtig zu sein. Heute wissen wir noch nicht, wieviel Menschen in der Ukraine wohnen. Ueber die Lebensmittelvorräte dieses Landes haben wir nichts wie Allgemeinheiten gehört. Positiva fehlen, sodaß man nicht imstande ist, die Ausnutzbarkeit des Friedensvertrages durchzuprüfen. Obwohl jeder Tag fast die Mängel der Statistik offenbart, sitzen immer noch an Stellen, die mit Bestimmungsgewalt ausgestattet sind, Leute, welche mit Statistik die wichtigsten Arbeiten vollführen und auf Grund unzuverlässiger Zahlen Beschlüsse von Dauerbedeutung fassen. Gibt es denn keinen Parlamentsmenschen, der einmal diesen Jammer derart kräftig von der Tribüne herunterschreit, daß Regierung und Volk sich der Unzulänglichkeit bewußt werden?

*

In Berlin hat man vierzig Goldschieber verhaftet. Diese Leute haben, hauptsächlich in Berlin und Kattowitz, einen umfassenden und

anscheinend sehr einträglichen Schleichhandel mit Gold getrieben. Sie haben für ein Zwanzigmarkstück in Berlin bis sechzig und in Kattowitz bis achtzig Mark gezahlt. Was ergibt sich daraus? Einmal, daß das Publikum noch einen großen Posten Goldstücke besitzen muß. Diese Goldstücke rollen nicht etwa auf den offiziellen Ruf in die Goldankaufstellen, sondern auf den inoffiziellen Ruf in die Taschen der Agiotageverbrecher, die ja erheblich mehr zahlen als die Behörden. Ferner ergibt sich daraus, daß auch das enorm überbezahlte Gold noch sehr nutzbringend zu verwenden ist. Zu Schmuck verarbeitet, wird es wohl erhebliche Profite abwerfen. Vielleicht handelt es sich auch um Versuche, Gold ins Ausland zu verschieben. Weiter sieht der Volkswirtschafter mit Erstaunen, wie wenig heute das Papiergeld und wieviel das Hartgeld Wert hat. Er sieht deutlich die Folgen der unerhörten Kriegsinflation. Die Goldzentralisation in Notenbanken läßt ja im allgemeinen das Agio des Goldes nicht sichtbar werden. Nur die Wechselkurse und der Schleichhandel mit Gold bringen es an den Tag. Wann werden wir wieder und werden wir überhaupt wieder normale Goldpreise haben?

*

Die Papierstoffabrikanten haben mit Erfolg die Aufhebung der Bezugscheine auf Papiergewebe verlangt. Man wollte das Publikum an den neuen Papierstoff gewöhnen und vermachte die Kauflust durch Einrichtung des Bezugscheinsystems. Bezugscheine haben Sinn, wenn der Vorrat knapp ist, das heißt: wenn man ihn rationieren muß. Wenn aber die Vorräte groß sind und die Fabrikanten sie unter die Leute bringen wollen, dann kann man unmöglich von den Leuten die Erfüllung der Bezugscheinpflicht verlangen. Sonst verzichten sie lieber ganz. Die Aufhebung hat für mich grundsätzliche Bedeutung. Sie bestätigt meine Annahme, daß jede wachsende Produktion das Kriegswirtschaftssystem brechen muß. Dieses System ist eine reine Quantitätsfrage. Es fällt naturnotwendig mit einer entsprechenden Steigerung der Mengen. Dann werden wohl auch jene Herrschaften fallen, die am liebsten ihr Leben lang Bezugscheine austeilen möchten, weil das eine so schöne und bequeme Machtfunktion ist, weil man die Verbeugung der wirtschaftlichen Selbständigkeiten nicht entbehren möchte. Aber eines Tages wird die ganze Bezugscheinkriecherei ein Ende haben, und Die im Kriege kriechen mußten, werden auch wohl wieder einmal kräftig zutreten.

*

Seit drei Wochen, lieber Leser, liegt Lorarius, an Trichinose erkrankt, im Bett. Das ist sozusagen eine kriegswirtschaftliche Krankheit, weshalb ich sie hier erwähne. Denn die Kriegswirtschaft hat bekanntlich den Menschen gezwungen, hie und da etwas hinten herum zu erwerben. Das aber ist eine höchst gefährliche Sache. Denn die Hintenrumdinge, wie Schweinewürste und Schweineschinken, sind meistens nicht unter das Mikroskop des Fleischbeschauers gekommen. Es heißt, daß wir besonders von Belgien, aber auch vom Osten mit solchen Lieblichkeiten gesegnet werden. Ich rate euch also: Eßt nur Gebratenes oder Gekochtes vom Schwein. Sonst habt ihr eines Tages die Trichinenvergiftung, die eine ganz scheußliche Angelegenheit ist. Anscheinend gibt es im Kriege noch nicht genug Todesarten. Deshalb hat uns Mars auch noch die Trichinose geschickt.

Antworten

Erbe. Sie wünschen, den ‚Führer der Alldeutschen‘ hier zu schildern. Wohlan! würde er selber vermutlich sagen. „Nun hat man den Justizrat Claß aus Mainz auch in Berlin hören können, nachdem man so oft von ihm gehört und ihn, in den Zeiten der Briefsperre, die über ihn verhängt war, fast im Dunkel eines gefürchteten Verschwörertums — oder im matten Glanz der Märtyrerkrone gesehen hatte. Nun trat er leibhaftig als Redner auf — aber ach, die neuen Unternehmungen des Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden und der Deutschen Vaterlandspartei fahren doch ganz andre Kanonen auf; bei Fuhrmann und Tirpitz brauchen die Hände der von vorn herein Begeisterten nicht so lange zu warten: da tost der Beifall wie sonst nur bei den Landbündlern. Bei Claß kommt die Hörerschaft kaum auf ihre Kosten. Geduld, Geduld ist die Parole bei jeder der endlosen Tiraden, die stockend oft und mit zahllosen Einschachtelungen dem unberedten Mund entströmen. Ohne Gesten steht die lange dünne Gestalt, nur das eine Bein zieht sie öfter hoch hinauf, was eine fast storchähnliche Erscheinung gibt. Ist es die Zensur, die Herrn Claß solche Mäßigung auferlegt, daß jeder sonst gewohnte Schimpf, daß der beliebte Kühlmann-Hohn wie die Erzberger-Schelte und selbst das antisemitische Kriegsziel, das nicht schlankweg von Juden, nicht grob von Hebräern, nicht humoristisch von den Söhnen Israels, sondern andeutend nur von Undeutschen spricht — daß all das erst langsam begriffen wird und erst nach und nach das sonst so dienstbereite Echo findet? An einer Stelle spricht der Alldeutsche seine Sehnsucht aus, einmal einer sozialdemokratischen Hörerschaft das deutsche Gewissen zu wecken, auf daß sie Scheidemann die Treue kündige. Aber bevor Herr Claß dort einen Satz herausgebracht, würde der gewandte Rote drei Treffer ins Schwarze erzielt haben.“ Glaubs gern. Also tut Herr Claß vermutlich gut, sich wieder hinter die Kulissen zu verkrümeln. Dort gibts ja auch genügend Arbeit.

Aktionär des Deutschen Opernhauses. Sie hoffen auf mich. Aber ich hatte auf Sie gehofft, nachdem Nummer Sieben des neunten Jahrgangs erschienen war. Darin hatte der Geheimrat Max Steinthal dargelegt, warum er, und mit ihm der Bankier Richard Pohl, aus euerm Aufsichtsrat ausgeschieden sei: „Weil wir von der Macht des Herrn Neumann-Hofer auf Grund seiner frühern Theaterdirektionsführung, die ihm den Spitznamen Otto der Faule eingetragen hat, und seiner bisherigen Nicht-Tätigkeit am Deutschen Opernhaus nur Gefahren erwarten, mußten wir eben die Verantwortung dafür ablehnen. Und wir haben es vor der weitesten Oeffentlichkeit getan — damit sie ein Auge für das Kommende habe, und damit die Gewarnten wissen, daß dieses Auge auf sie gerichtet ist.“ Ich hatte zwei Seiten voll Behauptungen hinterhergeschickt, die außer Herrn Neumann-Hofer kein Mann hätte auf sich sitzen lassen. Aber wollt' er mich auch zusammenschmeißen, konnt' er mich doch nicht Lügner heißen. So wars Ihre Verpflichtung, sich nicht zu beruhigen. Inzwischen hat sich alles erfüllt, was hier prophezeit worden ist, und jetzt — jetzt soll ich euch wieder zu Hilfe kommen? Was denn? Noch einmal sechs Seiten mit Tatsachen füllen, mit klaren, nackten, harten, beweisbaren Tatsachen, damit die Majorität darauf huste? Bei dieser Papiernot? Suchen Sie sich durch die Berliner Börsenzeitung (vom sechsten und vom zwanzigsten Februar) zu entschädi-

gen, die als einzige berliner Zeitung es unternimmt, die Zustände dieses Theaters beim rechten Namen zu nennen. Sie schreibt: „In der Generalversammlung ist Herr Sudermann sehr warm für Herrn Neumann-Hofer eingetreten mit all dem falschen Pathos, all der verlogenen Sentimentalität, die wir zur Genüge aus seinen Stücken kennen. Freilich wurde er diesmal von einem Aktionärvertreter mit einem beißenden Hohn zugedeckt, der es ihm vielleicht verleidete, noch einmal aufzutreten. Wenn Sudermann pathetisch erklärt, er stehe für Neumann-Hofer ein, so entsteht natürlich die Frage, wer denn für Herrn Sudermann einsteht!" Auch die Beziehungen zwischen diesem Schutzherrn und seinem Schützling habe ich hier vor fünf Jahren noch schärfer beleuchtet als Herr Max Steinthal — mit dem Erfolg, daß die Berliner Börsenzeitung heut fragen muß: „Ist es richtig, daß Herr Neumann-Hofer, von dessen Arbeit man nicht allzu viele Spuren im Deutschen Opernhaus bemerkt, fünfundzwanzigtausend Mark Gehalt und dreitausend Mark für Repräsentation erhält? Und zwar seit dem ersten September 1917, nachdem sein Gehalt bei Eröffnung des Theaters zehntausend, bei Kriegsbeginn fünfzehntausend Mark betragen hat und inzwischen einmal auf zwanzigtausend Mark erhöht worden war?" Daß man von dieser so üppig bezahlten Arbeit nichts merkt, ist noch das Einzige, was ich an ihr loben kann. Aber wie wird die Arbeit bezahlt, die man merken soll, und die teilweise wirklich bemerkenswert ist? Wiederum fragt die unbequeme Berliner Börsenzeitung: „Ist es richtig, daß die bescheidene Kriegszulage von zehn Prozent (und diese erst am ersten Januar 1918) nur den Mitgliedern bis zu fünfhundert Mark Monatsgage bewilligt worden ist? Daß also, zum Beispiel, Leute, die auf zehn Monate mit sechshundert Mark engagiert worden sind, das heißt: mit sechstausend Mark für das Jahr, die Zulage schon nicht mehr erhalten? Daß die große Kategorie der Mitglieder, die bei Einkommen von sechs- bis zehntausend Mark den Krieg sehr bitter spüren, trotz den großen Gagenverlusten in den ersten anderthalb Kriegsjahren — durchschnittlich fünfzig Prozent — keinerlei Zulage erhalten?" Möchten Sie diese und viele andre Fragen nicht zu den Ihren machen, Herr Aktionär? Möchten Sie nicht mit so reichem Material zunächst den Aufsichtsrat überzeugen, daß die Geschäftsführung seines Deutschen Opernhauses bereits Tausende hätte ersparen können, wenn sie statt ihrer den Geschäftsführer hinausgeworfen hätte — daß sie sie heut noch ersparen kann?! Von meinem Blatt ist nichts weiter zu erwarten, als daß es den Jahresbericht des Deutschen Opernhauses äußerst kritisch betrachtet, sobald die beiden andern Aktiengesellschaften unter unsern Theatern ihre Generalversammlung hinter sich haben. Aber was ist die brotlose Kunst der Kritik gegen die Durchschlagskraft des Großkapitals, die ihr repräsentiert! Repräsentiert sie nicht bloß — gebraucht sie!

F. G. Bekämpfen? Nein. Schildern? Auch das nicht. Zitieren? Schon eher. Damit Sie mich nicht länger bemitleiden, sondern mir endlich glauben, daß ich der Neigung meiner andersgläubigen und auch sonst anders gearteten Genossen, meinen Namen erst falsch zu schreiben und dann mit Schimpfwörtern zu garnieren, die heitersten Augenblicke eines vielgeplagten Daseins verdanke. Wie also sieht solch gegnerisches Blättchen aus? Den Vortritt habe der Verlag. „Die Papierpreise sind von Monat zu Monat in die Höhe gegangen, mit ihm alle andern Kosten der Herstellung." Oder: „Wir stehen heute vor der unweigerlichen Notwendigkeit der Preiserhöhung als einen Zwang der Verhält-

nisse.“ Die Redaktion ist ebenbürtig, aber mannigfaltiger. Ihre Kunstauffassung? „Flaubert ist ein sittlich haltloser Mann.“ Ihre Konsequenz? Im Januar-Heft ist es „schade, daß diese gute Meinung Gerhart Hauptmanns ein so schlechtes und mangelhaftes Wissen verrät. Jeder Satz das Zeichen eines weltfremden Geistes, nicht frei von einer nicht zu verschleiernden Borniertheit.“ Fürs Februar-Heft sind daraus „die tiefen, weisen, von Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit durchdrungenen Worte des großen und genialen Denkers Gerhart Hauptmann“ geworden, ohne daß etwa das Urteil den Verkünder gewechselt hätte. Sein und der Seinen Deutsch? „Die deutschen Dome strafen dieser Behauptung Lügen.“ „Herr Edler von Weingartner entzog sich unter Preisgabe seines ritterlichen Mutes der ihm zugedachten Tätlichkeiten.“ „Es wäre ein wirklich tragisches Geschehen unserm Volke gegenüber, hätte dieses durch seine Faulheit und Leichtfertigkeit in diesen Dingen die ungeheure Täuschung, die durch eine ihm derart fremde Presse und durch den Geist ihres Schrifttums an ihm geschieht, dieses Geschick verdient.“ Faulheit und Leichtfertigkeit: das ist die schonungslose herbe Kritik, die unsre Freunde an ihresgleichen verüben. Ihre Selbstkritik? „Ist der Deutsche der klügste und tiefste Mensch, so zeigt er sich zuweilen, und mir deucht, recht häufig, als der dümmste und oberflächlichste.“ Recht häufig? Einmal im Monat. Immer, wenn ‚Deutsches Volkstum‘ (früher ‚Bühne und Welt‘) erscheint.

Sport

Die neue Deutsche Rennzeit! Die vom Generalsekretariat des Union-Klubs mit den zuständigen Stellen des Landwirtschaftsministeriums geführten Verhandlungen werden voraussichtlich einen günstigen Verlauf nehmen, doch ist eine Entscheidung erst in einigen Wochen zu erwarten. Wahrscheinlich werden die Rennen in gleichem Umfange wie im Vorjahre stattfinden. Sollten Einschränkungen notwendig sein, so werden sich diese nur auf sportlich unwichtigere kleine Plätze im Reiche erstrecken. Auch die Genehmigung der Sonderzüge, die eine Lebensfrage für den Rennsport bedeuten, steht in Aussicht. Wahrscheinlich wird die neue Rennzeit am 17. März mit den Trabrennen in Mariendorf eröffnet werden und am ersten Osterfeiertag dann die Karlshorster Rennbahn ihre Tore eröffnen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

MISSING PAGE

Anfang und Ende von Germanicus

Es ist begreiflich, daß grade jetzt, da der Krieg dem Ende zueilt, zum mindesten aber infolge der bevorstehenden westlichen Ereignisse eine scharfe Wendung machen wird, die Ueberholten, denen unser Ostfrieden einen mehr als fatalen Zukunftsblick gestattet, noch einmal in die Vergangenheit zurückgreifen, noch einmal mit besonderer Heftigkeit die Frage nach der Inszenierung des Krieges aufwerfen. Sie möchten sich rückversichern für die Wahrscheinlichkeit, daß das endgültige Ergebnis der vier Jahre für sie nicht günstig sein wird. Sie möchten ihre Völker noch einmal zur Entrüstung antreiben, zu einer letzten, alles überbietenden Kraftanstrengung. Deutschland soll den Krieg gemacht haben. In solchem Sinne hat letzthin besonders Herr Pichon gearbeitet. Herr von dem Bussche und bald darauf auch Bethmann Hollweg sind ihm entgegengetreten. Die Instruktion des Herrn von Schoen, die Anforderung von Toul und Verdun, für den Fall, daß Frankreich 1914 neutral bleiben wollte, eine Forderung, durch deren vorauszusehende Unerfüllbarkeit Pichon den fest entschlossenen Kriegswillen Deutschlands vor aller Welt aufzudecken versuchte, ist zugegeben worden; zugleich aber wurde festgestellt, daß diese Instruktion zum Ausbruch des Krieges nicht beigetragen haben kann, einfach darum nicht, weil sie erst vor kurzem den Franzosen bekannt geworden ist. Im Gegensatz hierzu erinnert Bethmann an die mannigfachen Versuche, die Deutschland besonders an Englands Adresse sandte, und die alle darauf hinzielten, den Krieg durch Englands Einspruch zu verhindern oder wenigstens durch seine Bürgschaft zu lokalisieren. Gleichzeitig wurde auf die Ergebnisse des Suchomlinoff-Prozesses hingewiesen. Das ist nun alles gewiß durchaus stichhaltig und gibt uns eine gewisse moralische Befriedigung. Wir möchten aber meinen, daß all diese Uebungen, die Schuld am Kriege ableugnen und dem Andern zuwälzen zu wollen, von welcher Seite sie auch immer kommen mögen, heute, wo es nun nicht mehr nötig ist, die Sprungfeder vom Ueberfallensein in das Bewußtsein der Völker einzuschalten, einigermaßen überflüssig sind. Ohne Zynismus kann man gestehen, daß es mehr als gleichgültig ist, wer nun eigentlich die jahrzehntelange europäische Spannung durch einen Entschluß, der zwangsläufig irgendwann einmal bei irgend einer der Parteien sich einstellen mußte, ausgelöst hat. Nur Gefühlspolitik kann heute noch Interesse an der Schuldfrage haben. Im übrigen bedarf es keiner großen Einsicht, um sich zu sagen, daß in absehbarer Zeit eine internationale Uebereinstimmung über die Antwort auf die Schuldfrage nicht gefunden werden wird. Wozu also solch zweckloses Bemühen? Sollte Deutschland, was wir nicht wissen, was wir aber immerhin für möglich halten, das Jahr 1914 und die serbische Untat für günstig befunden haben, so könnte man doch nur feststellen, daß der Verlauf der Ereignisse ihm und seinen Verantwortlichen recht gegeben hat. Niemand aber wird ernsthaft

bezweifeln können, daß ebenso die Gegenseite Tag für Tag nach einer guten Gelegenheit und nach dem richtigen Augenblick Ausschau gehalten hat. Wir haben uns durch das Aufbrodeln der Begriffe vom Völkerfrieden, von der Abrüstung, von der Verständigung, vom Schiedsgericht und von der antimilitaristischen Demokratie ein wenig die Köpfe trüben lassen. Wir haben den Gestus für eine Realität genommen. Wir haben darüber beinah vergessen, daß wir eben erst mitten im Zeitalter des Imperialismus stehen oder — wenns besser klingt, und da ja besonders einige deutsche Moralisten auf solche Nuance Wert legen — im Zeichen der weltpolitischen Organisation. Einige Tage lang haben wir hier und da ganz ehrlich an den „letzten Krieg" geglaubt. Auch dieser Glaube ist dahingefahren; wir wissen heute, daß unsre Sehnsucht noch von unsern Kindeskindern geliebt werden wird, und daß die Politik langsam arbeitet. Dieser Krieg wird nicht der letzte gewesen sein; aber er wird vielleicht der erste einer neuen Reihe sein. Er ist auch nicht vom Zaun gebrochen worden, und es ist darum an ihm im Sinne der bürgerlichen Moral auch niemand schuldig. Er ist nichts als ein Schnittpunkt von sich durchkreuzenden Entwicklungslinien. Er ist in solchem Sinne, wenigstens für Alle, die an eine Logik der geschichtlichen Entwicklung glauben, eine Knotenlösung und damit trotz all dem Wahnsinn, den er erforderte, eine Klärung. Was nun auch immer die Archive von sich geben mögen: an dem Grundsätzlichen solcher Auffassung wird das nichts ändern. Dies gilt auch für die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, mit der die feindliche Propaganda, aber auch der inländische Pazifismus hausiert, und die im übrigen schon wegen der sie befleckenden Eitelkeit, mit der sie geschrieben wurde, ziemlich belanglos ist. Was Lichnowsky enthüllt, ist bestenfalls die Unfähigkeit Einzelner; aber selbst, wenn es daran gefehlt hätte, und wenn all das geglückt wäre, was den Zusammenstoß im letzten Augenblick verhüten sollte: es hätte sich nur um eine Vertagung handeln können. Das Ergebnis des Krieges läßt nun nicht ohne weiteres erkennen, daß solche Vertagung unter allen Umständen für uns glücklich gewesen wäre; und da eins ins andre greift, möchten wir sagen: vielleicht nicht einmal glücklich für die Weltklärung. Mancherlei jedenfalls, was beseitigt und erreicht werden mußte, hat der Krieg zustande gebracht. Die Zertrümmerung des panslawistischen Westdrangs war notwendig. Notwendig war auch eine Zermalmung des französischen Revanche-Irrsinns, und nicht minder notwendig, ja, am notwendigsten von allem war das Aneinandermessen und damit das Nebeneinanderkommen von Deutschland und England. Es ließe sich hier noch mancherlei anführen, und nicht zuletzt die Aufrüttelung der Völker, der Massen, daß sie begreifen lernen, wie entscheidend es ist, daß die Aufmerksamkeit, die sie bisher einseitig den Vorgängen der innern Politik zugewandt haben, auch und vor allem auf die Bewegungen der äußern Politik erweitert wird.

Nun steht das Ende vor den Toren: eine neue Absteckung imperialistischer Wege. Durch den Gemütsschleier des Selbstbestim-

mungsrechts der Völker hindurch können wir deutlich erkennen, wie Deutschlands Ausdehnungsbedürfnis sich im Osten befriedigt. Wozu hier Phrasen machen? Das Notwendige geschieht. Finnland, die Aalandsinseln, Riga mit der nach Berlin in Verwahrung gebrachten Herzogskrone und davon abhängig Livland, Estland und Litauen, bis hinunter nach Odessa: die Lage dürfte klar sein und dürfte nicht einmal durch die polnische Schwierigkeit gestört werden. Nichts Endgültiges; aber Balkan-Perspektiven, die Ziele zeigen, zum mindesten sie vermuten lassen. Nicht anders im feindlichen Lager. Japan springt auf das asiatische Festland hinüber, um bis auf weiteres dort zu bleiben. Damit beginnt ein neuer Kreis weltpolitischer Abwicklung. Weshalb Amerika (vielleicht letzten Endes im bewußten Mißtrauen gegen England und die kleinen, flinken Gelben) in den Krieg eingriff, wird um vieles deutlicher. Dann aber England. Aegypten wird es nicht herausgeben. Ein Pfosten, der für die nächsten hundert Jahre den Weg weist. Der Druck, der auf Holland und die übrigen seefahrenden Neutralen geübt wird, ist in solchem Tatbestand ein weiterer Faktor, mit dem wir und jedermann künftighin zu rechnen haben. Die Unterseeboote mögen eine schöne Sache sein, und wir trauen ihnen mancherlei zu — nur nicht: Englands Vernichtung. Aber sie haben die englische Hegemonie angenagt und haben hiermit gezeigt, daß künftighin die Weltherrschaft mit Andern, nicht zuletzt mit Deutschland, wird geteilt werden müssen. Kein ewiger Frieden senkt sich hernieder. Aber eine neue Plattform für neue Entwicklungen ist gezimmert worden. Schon könnten Seheraugen zukünftige Katastrophen erspähen. Das Ende ist nicht viel anders, als es der Anfang war. Völker fressen sich und schicken sich, gesättigt, zu neuem Fraße an. Schuld und Sühne sind nur sentimentale Vokabeln für Schwäche und Kraft. Daneben freilich, und dafür sind wir dankbar, vergrößert sich die Kopfzahl der Verantwortlichen. Eine Sicherung für die Zurückdrängung von Willkür und individuellem Ungeschick; eine Erleichterung für die Auswirkung des Determinierten. Aus solcher Erkenntnis heraus, nicht um der demokratischen Phrase willen, verlangen wir, daß auch, was dieses betrifft, das Ende wie der Anfang sei. 1914 wurde das deutsche Volk in seiner Ganzheit aufgerufen. Der Frieden darf diesem Heerbann keine Entlassung bringen. Insofern müssen die Notgeständnisse bestätigt werden. Nicht etwa aus Dankbarkeit, sondern aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Wenn der doppelte Druck, von dem Friedberg gesprochen hat, zur Wirkung kommt und so die Kräfte, die den Krieg gewinnen halfen, dem Staate aktiv erhält, wird nichts andres vollbracht sein als eine Sicherung des Endes für einen neuen Anfang. Auch hierin wird und muß sich zeigen, daß die politische Entwicklung sich nicht an Formalitäten, nicht an Gemütsphrasen, nicht an Traditionswehmut entscheidet, sondern allein an der Probe der Macht. Solche Machtprobe müssen die preußischen Konservativen erfahren — war Niederbarnim.

Publizisten von Johannes Fischart

VIII.

Friedrich Naumann

Zwischen evangelischer Staatskirche und reinem Menschentum klafft ein unüberbrückbarer Gegensatz. Ein Christentum, das verstaatlicht wird, ist sofort auch an tausenderlei Interessen gekettet, die mit Menschenliebe und Menschendienst nichts zu tun haben. Zwischen Herz und Verstand haben sich die Konsistorien, die Synoden, der ganze bureaukratische Apparat der Kirche geschoben und damit zugleich der (rein weltliche) Schutz des Thrones und die (egoistisch-wirtschaftlichen) Interessen all Derer, die sich mit kräftigen Worten gern um den Thron scharen. Die aber, denen der Heiland einst als Trostbringer, als Erlöser erschien, die Mühsäligen und Beladenen wurden beiseite geschoben und sind nun, im Sozialismus, ihre eigenen Wege gegangen. Wenn je, dann hat dieses Königlich preußische evangelische Staatschristentum im Kriege den letzten Rest der reinen, großen, allumfassenden Menschenliebe von sich gestreift und über das härene Gewand des Verzeihens und Versöhnens den stahlharten Panzer des Kampfes gelegt. Ich habe sogar, mit eigenen Ohren, von der Kanzel eine Rechtfertigung des Hasses gehört. Przybyszewski, der Vater des literarischen Satanismus, hätte seine Freude daran gehabt. Es gehört heute in geistlichen Kreisen zum guten Ton, daß man, als Superintendent, Konsistorialrat oder auch als bloße Hochehrwürden, Mitglied der Deutschen Vaterlandspartei ist, die bekanntlich einen Krieg ad infinitum predigt. Traub ist der Typus dafür.

Dieser Zwiespalt zwischen den Lehren des Christentums und den ganz andern Wegen, die das praktische Leben einschlägt, hat schon immer die Besten unter den Kündern des Wortes Gottes erschüttert. Ganz besonders im modernen Leben der Technik, der Maschine, das die Menschenarbeit atomisiert und das Dasein der Masse freudlos macht. Soll ich noch Namen nennen? Etwa Kierkegaard, Emerson, Kalthoff, Jatho? Viele andre ließen sich hinzufügen. Auch Friedrich Naumann darf in dieser Reihe Aufrechter nicht fehlen. Auch er sieht das Elend der Massen mit seherischem Blick, der bis in die letzten verschlossenen Kammern der Seele dringt, möchte helfen und kann doch, als Einzelner, nichts ausrichten. Soll er, als Pfarrer, als Theologe, immer nur reden und reden, die leidende Menschheit lediglich mit dem harten Brot von Geschichten und Gleichnissen aus einem Buche der Vergangenheit zu sättigen versuchen, das dem Modernen in Vielem, beinah in Allem so kalt und fremd klingt, weil ja die Welt um ihn herum so ganz anders ausschaut? Oder soll er mitten hineinspringen in dieses Grauen des täglichen Lebens, vom Wort zur Tat übergehen und immer nur helfen, sorgen, pflegen?

Er entscheidet sich für die Tat. In einem sächsischen kleinen Ort, in Störmthal, wurde er 1860 geboren, kam auf das Nikolai-

Gymnasium nach Leipzig und wurde dann auf die Fürstenschule nach Meißen geschickt. In Leipzig und Erlangen studiert er Theologie. Aber mit bloßem Wort-Predigen hält er sich nicht lange auf. Er geht wie ein werktätig dienender Ordensbruder des Mittelalters ins Rauhe Haus zu Hamburg. Die innere Mission ist sein Feld. Er kommt nach Glauchau, diesem trüben, armseligen Textil-Fabrikhof Sachsens, wo es nur Schlote und wieder Schlote gibt, und wo die Menschen mit gekrümmtem Rücken durch die rauchigen engen Straßen gehen, und wird schließlich als Vereinsgeistlicher der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission nach Frankfurt am Main berufen. Es ist ums Jahr 1890. Bismarcks Aera geht zu Ende. In der Literatur bricht sich das jüngste Deutschland mit seinem krassen Naturalismus Bahn. Der jugendliche Kaiser kündigt in seinen Februar-Erlassen eine neue soziale Epoche an. Die Intelligenz wendet sich, in einem Rausch der Begeisterung, dem Sozialismus zu. Eine ganz neue Zeit scheint anzuheben. Der bismarcksche Albdruck weicht von den Menschen. Naumann reiht sich rasch in die Phalanx Derer, die nun kulturell erobernd vorwärts stürmen wollen, glaubt aber zunächst von der Kanzel herab genügend wirken zu können für die heraufkommenden neuen Ideale. Seine erste Schrift erscheint: das soziale Programm der evangelischen Kirche. Die Stöcker-Mannen, die Christlich-Sozialen stehen ihm am nächsten. Was heißt christlich-sozial? fragt er in einem zweiten Buche, und darauf richtet er ‚Soziale Briefe an reiche Leute'. 1894. Baut aber, in dieser sozialen Gesinnung, gleichzeitig am christlichen Glauben herum: Jesus als Volksmann, Gotteshilfe undsoweiter.

Er ist ein Eigener, der den Mut zu Idealen hat, den Mut aber auch, sie durchsetzen zu wollen. Eine Menge Gleichgesinnter schart er um sich: Theologen, Studierende, alles Leute, die sich heraussehnen aus dem herztötenden Einerlei der staatlich abgestempelten Berufskarriere, die die Schranken übersteigen und ins Weite wirken wollen. Die Nationalsoziale Partei wird begründet. Staatssozialismus und Demokratie auf der einen, Heer- und Flottenbegeisterung auf der andern Seite. Eugen Richter spottet über diesen emsigen Sozialimperialismus. Tut nichts. Die ‚Hilfe' wird das Organ dieser Jungen. Naumann ist der Herausgeber, Martin Wenck, ein Theologe, der verantwortliche Redakteur, und Friedrich Weinhausen, auch ein Gottesmann, wird der Generalsekretär der neuen Partei. Alles sieht rosenrot aus. In Berlin wird eine Tageszeitung: die ‚Zeit' begründet. Naumann fungiert als Chefredakteur. Paul Rohrbach gesellt sich hinzu. Aber die Sache geht nicht. Nach dreiviertel Jahren schläft das Blatt ein, und fristet für eine kurze Zeit noch als Wochenschrift sein Dasein.

Inzwischen hat sich die Partei der Jungtheologen auch in den Wahlkampf gestürzt. 1898. Naumann kandidiert in Jena-Neustadt. Bassermann sticht ihn aus. Fünf Jahre später bemüht sich Naumann in Oldenburg um ein Reichstagsmandat. Wie-

derum vergebens. Nur zwei „Nationalsoziale kommen ans Ziel: Hellmut von Gerlach und Heinz Potthof, der aber nur, weil er vorsichtshalber als wildliberal firmiert hatte. Ob dieses geringen Wahlerfolges verzagt man. Die große Sache wird als verloren aufgegeben. Die nationalsoziale Partei löst sich auf. Die Einen gehen zur Sozialdemokratie über, so die ehemaligen Pastoren Göhre und Maurenbrecher, die Andern, das Gros schließt sich der Freisinnigen Vereinigung, den Rickert, Mommsen, Gothein an. Auch Naumann. Der hat sich unterdessen ganz der politischen Schriftstellerei gewidmet. Jahr für Jahr erscheinen ein, zwei, drei Bücher von ihm. Sein nationalsoziales Bekenntnis ist in seinem Werke ‚Demokratie und Kaisertum' niedergelegt. Beide Faktoren hält er für wohl vereinbar. In der ‚Neudeutschen Wirtschaftspolitik' rechtfertigt er die kapitalistische Wirtschaftsforderung, läßt aber die Frage offen, ob später, in ferner Zukunft, wenn die ganze Welt durchkapitalisiert sei, einst der Sozialismus von selbst kommen werde. Auch aesthetische Fragen fesseln ihn, pädagogische, und über alles weiß er ein Netz neuer Gedanken auszubreiten. In der Tagespresse schreibt er über die verschiedensten Dinge. Rastlos. Unübersehbar häufen sich seine Publikationen.

1907 endlich, bei den Blockwahlen, gelangt er, als Vertreter Heilbronns, in den Reichstag. Nun erst scheint seine Stunde gekommen zu sein. Nun wird er in ganz großem Stil tätig sein können, und die Nation, die Kulturwelt wird seinen Worten lauschen. Seine erste Reichstagsrede, über das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern im modernen Industriekapitalismus, wird von der Presse wie eine Sensation besprochen. Weit erhebt sich, was er gesagt hat, über das Niveau öden Parteigezänks. Er stellt große Gedanken auf und gibt sie in blendender Sprache wieder. Nur Die in der Partei schütteln bedenklich die Köpfe, die Parteigrößen, die in der parteibureaukratischen Ochsentour über die Bezirksvereine hochgekommen sind, die Wiemer und Kopsch (der übrigens als freisinniger Commis voyageur ein unleugbares Organisationstalent hat), und langsam bildet sich eine gläserne Mauer um ihn. Der „Sklavenaufstand" beginnt. Auf Parteitagen mag er reden, sich in Versammlungen draußen im Reiche bejubeln lassen: in der Parteileitung selbst wird er kalt gestellt. Hier herrschen die minores dii. Hier frißt die Arterienverkalkung weiter, und neues, aufbegehrendes Blut ist unerwünscht.

Naumann, der die blaue Wunderblume des Liberalismus entdeckt hat, wird vom Parteiklüngel selbst wie ein Mauerblümchen an die Wand gedrückt. Das ist beschämend, aber leider wahr. Er ist den Leuten nicht Realpolitiker genug. Mag sein. Ein Hang zur Romantik ist bei ihm unverkennbar. Für alles weiß er, intuitiv, für die starrsten politischen Begriffe kristallklare Ausdeutungen zu finden, Formeln, die sich der Masse sofort einprägen. Ihn selbst aber verleitet das leicht zu schematischer Behandlung der Politik. So hat sein glücklich entdecktes Wort ‚Mitteleuropa' ihn

in seinem gleichnamigen Werke zu Folgerungen geführt, die Deutschland in den Verdacht brachten, zuerst den gegenwärtigen Wirtschaftskrieg verewigen zu wollen.

Wie er schreibt, bildhaft und klar, oft mit Gleichnissen spielend, so spricht er auch in rauchgeschwängerten Versammlungen. Er hat kein volltönendes Organ, nicht einmal einen sympathischen Ton, eher eine krächzende, fast heiser scheinende Sprechweise, aber die Fülle der Ideen, der Gesichte läßt alles, was er sagt, in schimmerndem Glanze erscheinen.

1912, bei den letzten Reichstagswahlen, fiel er in Heilbronn durch. Unstet mußte er sich nach neuen Wahlkreisen umsehen. Schließlich entsandte ihn Waldeck-Pyrmont, wo sonst der Antisemitismus kühn das Haupt erhebt, in einer Nachwahl ins Haus am Königsplatz. Wo wird er das nächste Mal kandidieren?

Der innere Dämon treibt ihn zu immer neuen Ufern. In der „Hilfe' tut er allwöchentlich geistigen Samariterdienst an vielen Tausenden. Er hat der innern Mission neue Wege und Ziele gesteckt, der innern Mission, „wie er sie auffaßt".

Frank Wedekind von Harry Kahn

Der Abend nach einem Nachmittag, an dem man die harten drei Schollen auf die härtern vier Bretter geworfen hat, ist nicht sehr geeignet zur Wertung eines Lebenswerks, dessen materielle Voraussetzungen in diesem Sarg beschlossen liegen. Sie ist nur möglich, wenn man, wider Willen und jenseits allen Gefühls vom Subjekt wegsehend, es zum Objekt versteint; es bleibt nur die Flucht in die Ewigkeit, das Schauen aus historischer Höhe. Von diesem Beobachtungsstand aus darf es gewagt und gesagt werden: Frank Wedekind war keiner jener Gipfel, die über die Jahrhunderte ragen und dort, die einsam kühlen Firnen einander zugekehrt, ewig rätselvolle Zwiesprach halten. Aber immerhin: ein lieblicher Wiesenhügel war er auch nicht; keine sanfte Erderhebung, von der Sonntagsausflügler angenehme Aussichten genießen. Er war ein wirklicher Berg, mit Klüften und Höhlen, in denen auch ganz geübte Werktagswanderer sich wohl Hals und Hirn brechen können.

Die voreilige und beflissene Jubiläumsfeder eines — mutatis mutandis — Eckermann meinte ihn an seinem jetzt kaum vier Jahre verflossenen fünfzigsten Geburtstag einen „Titaniden" nennen zu müssen. Weil er Götter gestürzt, Welten zertrümmert habe, und so. Nun, ich denke: die revolutionäre Geste, gleichviel, ob sie nur hintergrundlose Gebärde oder tatsächlich die äußere Lineatur eines sich auflehnenden Herzens ist, hat, nicht zuletzt durch die harten Erfahrungen des politischen Lebens in den letzten Jahren, etwas an Wertschätzung verloren; und wir haben, nicht zuletzt durch die wunderlichen Verzerrungen der literarischen Entwicklung in den letzten Monaten, gelernt, daß diese Geste zum stereotypen Rüst-

zeug grade ihres handgreiflichen Gegensatzes, der Evolution, wie Klappern zum Handwerk gehört. Und: was hat denn Frank Wedekind eigentlich niedergerissen? Die alte Geschlechtsmoral, sagt man. Ach, die Einehe besteht immer noch, und in München waren längst vor Wedekinds Auftreten fünfundzwanzig vom Hundert aller Geburten unehelich. Der Jüngling schleicht noch immer heimlich zu seinem Mädchen, und das Wort „Bein" darf in guter Gesellschaft (wenigstens in Deutschland) ausgesprochen werden, seit Radfahren und Skilaufen die Damenhose gezeitigt haben. Vermutlich mehr als Wedekind hat der Sport dazu getan, die alten Götterbilder . . . niederzureißen? . . . ach, nein: ein bißchen zu verrutschen. Es wird wohl auf das gute alte Gesetz der Wechselwirkung von Oekonomie und Ethos hinauskommen. Die ersten frechen Bänkelverse Wedekinds stehen nicht umsonst in den vergilbten Zeitschriftenbänden neben Bildern, auf denen radelnde Damen in höchst unkleidsamen, jugendstilisierten Pumphosen den Bürger der Jahrhundertwende erschrecken.

Frank Wedekinds dramatischer Erstling fällt mit dem Gerhart Hauptmanns zusammen; im gleichen Jubeljahr der Großen Revolution ist die ‚Frau vom Meer' erschienen. Man sieht deutlich, wie sich hier die Ströme gabeln: wie die Söhne die einzelnen Pfeile, deren gebündeltes Ganze die Stärke des Vaters ausmachte, übernehmen, sie ererben, um sie in langer Lebensarbeit zu eigenem Besitz zu erwerben. Man sieht aber auch, wie die Ströme dünner werden und die Pfeile immer spitzer. Universalität wird Einseitigkeit, Breite Pointe. Immer tiefer steigt Gerhart Hauptmann in die Seelenwelt des tiers état, dessen erster monumentaler Tragiker eben Ibsen war, hinab, um, als es dort für seine schweren Schritte und mitleidigen Augen keinen Grund mehr auszumessen gab, über das Studium und die Darstellung des vierten Standes sich allen Mühsäligen und Beladenen dieses schmerzlichen Balls zuzuwenden. Hauptmann ist so der Erbe und Mehrer der seelischen Inhalte Ibsens; er hat die Welt des Alten, möchte man sprechen, zu Ende gefühlt. Wedekind hat sie — cum grano sasli — zu Ende gedacht. Er hat das, was für Ibsen eigentlich nie mehr als Sache der formalen Gestaltung war, in Schächte verfolgt, in denen eine andre der Goetheschen Mütter sitzt: Gäa, die Böseste von allen; in Tiefen, wo der Erdgeist selber, rotglühend und in unstillbarer Bewegung, sein urewiges Leben führt.

Der norwegische Julian packte die ihm ekle Welt da an, wo ihr Gefüge am lockersten war, wo der Bohrwurm der Jahrhunderte die gefährlichsten Gänge in das morsche Holz gefressen hatte. Nach den ersten allgemeinen Entladungen eines schier alttestamentarischen Zorns über die Dinge der Zeit dämpfte er diesen und schärfte ihn zugleich zu einem Werkzeug, mit dem er an einem einzigen Grundbalken der bürgerlich-christlichen Weltstruktur bohrte und biß: der Familie. Die interlinearen Verhältnisse des mystischen Dreiecks Mann — Weib — Kind, seine Integralen und Differentialen im-

mer wieder aufs neue aufzusuchen und zu untersuchen, die Rechenfehler, die sich in zwei Jahrtausenden eingeschlichen haben, aufzuzeigen und immer wieder, ein ungestümer und unbequemer Gregers Werle, neue Lösungen zu fordern (ohne solche zu finden): das ist die kulturhistorische Aufgabe und Größe des vollendeten Ibsen gewesen. Der Schüler ist vom Scheitelpunkt des Winkels auf einem Schenkel vorwärtsgegangen, den der Meister nicht beschreiten gewollt, obschon er ihn sicherlich gesehen hat. (Der Rita Allmers Wort vom „stehengelassenen Champagner" und jenes andre merkwürdige ebenfalls aus ‚Klein Eyolf', daß wir „auch ein wenig mit Himmel und Meer verwandt" sind, weisen nicht allein darauf.) In der Beschränkung — auf die Beziehungen zwischen den zwei Katheten des Dreiecks, Mann und Weib — ist Frank Wedekind selbst ein Meister geworden. Notwendig müssen diese Beziehungen, wenn ihnen das metapsychische Ventil ihres Produkts fehlt, zur einseitigen Betonung des Sexuellen führen. (Es ist kein Zufall: die Helden des späten Ibsen sind immer verheiratet und haben immer mindestens ein Kind; wenn es sich nicht grade, wie im Epilog, um die Tragödie der Verdrängung der weiblichen Leibesfrucht durch das männliche Geisteserzeugnis handelt, oder wenn, neben diesem, nicht grade die Tragikomödie der Sterilität, Hedda Gabler, die Absicht ist. Wedekinds Hauptfiguren, bis auf die des Schlüsselstücks ‚Oaha', sind durch die Bank ledig oder kinderlos). Und notwendig muß die Beschränkung auf diese synthese-lose Zweiheit eine ständige, wohlfeile Antithetik erzeugen, die keineswegs, wie allgemein geglaubt wird, a priori tragisch ist. Denn das Weib ist von Urbeginn und bis ans Urende der schwächere Partner im geistigen Streit, und nur der meta-physische Kampf zwischen geistigen Größen gleichen Grades und gleicher Kraft konstituiert die Tragödie. Bestenfalls entsteht ein bewegtes Widereinander, das man mit dem fälschlich (auch für Film und Roman) gebrauchten Wort „dramatisch" belegen mag, dessen Ausgang aber keinen Augenblick zweifelhaft ist. Diese tiefe Fehlerquelle in Wedekinds bedeutendsten ‚Tragödien' wird nicht verschüttet, wenn die weibliche Hauptfigur in jener künstlichen Weise monumentalisiert wird, wie sie nach Zolas Vorgang kaum mehr neu und originell war. Zola bestätigt sich solchergestalt allerdings nur an toten Dingen: einer Maschine, einem Warenhaus; in ihnen werden dann allerhand Dämonen dieser Erde symbolisiert. Auch Wedekinds (mit Recht artikelloser) ‚Erdgeist' ist ja höchstens ein Erdgeist, nicht, wie man ihn (und Freud) mißverstand: der Erdgeist. Zu seinem Träger wird ein Mensch und damit dieser zu einem toten Ding gemacht. Im ersten Teil benimmt sich Lulu keineswegs wie „ein Mensch mit seinem Widerspruch", sondern schon wie ein sehr „ausgeklügelt Buch", besser: wie ein Automat, der auf die Geldstücke, die man in ihn hineinwirft, mechanisch reagiert; höflicher: wie ein karthagischer Moloch, der, in chemisch nachweisbarem Prozeß, die ihm geopferten Leiber zu Asche verbrennt. Erst

wenn Lulu, im zweiten Teil, ihrer gemalten Majestät entkleidet und aus einer monumentalen Mauer zu einem höchst armseligen Menschenwesen wird, beginnt sie zu interessieren; und dann ist es auch gleich zu Ende mit ihr, wenn ein Mann auftritt, der die gleichen Mittel gebraucht wie sie selber. Denn der „Retter" ist ja nicht der Gegenspieler der Dirne; auf diesem Punkt der Weibchenskala heißt das männliche Korrelat Zuhälter. Im ersten Teil und auf der überwiegenden Strecke des zweiten, und wie in der Mehrzahl von Wedekinds Stücken überhaupt, kämpfen die Menschen einfach an einander vorbei. Die äußerlich formale Auswirkung dieses Zustandes ist das berühmte Aneinander-Vorbeireden der Personen, das man noch heute als so sehr neu und naturwahr bestaunt. (Aber ein andrer Dichter meinte grade: Was als wahr erscheinen soll, darf nicht wahr sein.)

Von diesem Haupt- und Mittelwerk empfangen alle andern, frühere wie spätere, Licht und Leben. Ich habe sie einmal (in diesen Blättern) mit konzentrischen Wasserringen verglichen, die sich um den Steinwurf eines einzigen (sicher sexual betonten) Erlebniskomplexes runden. An der Aufspürung dieses Erlebnisses mag jener Eckermann des Dichters auch zu seinem Dümmler werden (das ist immer noch nützlicher, als in unmöglichem Deutsch unmögliche Superlative zu wälzen); hier stehe an seiner Statt der metaphysisch-grandiose, mephistophelisch-sarkastische Witz, der mir immer als der Grundeinfall des ganzen Wedekindschen Schaffens gegolten hat. In der „Jungen Welt', eben jenem Erstling aus dem Jahre 1889, will ein Dichterling seine Braut bei seiner Verlobung als Psyche auftreten lassen. Beim Fest jedoch erscheint die nicht im keuschen Gewand der Zeus-Tochter, sondern „in kurzem Amorkostüm mit Pfeil und Bogen", weil „die Tunika fort war". Aber sie deklamiert als Eros die gleichen Verse, die der Poet für Psyche bestimmt hatte. Der Geist sagt: „Ich bin ein Wesen, das man gern verachtet, In Fesseln schlägt und gern gefangen hält . . . . Verkannt von Allen, die mich niemals kannten . . . . Geschmäht von Vielen, von der Welt gerichtet, Ich bin der Geist, der Lug und Trug vernichtet." Sagt der Geist; aber Wedekind meint den Leib. Durch ironischstes Prisma gestrahlt erscheint hier bereits in aller Schärfe und Nüchternheit jener Gedanke, dessen Abwandlung in immer wechselnden Bildern das Werk Wedekinds ausmacht, dessen ärmliche Gewöhnlichkeit aber die ungewöhnlichen Folgerungen, die Wedekind aus ihm zu ziehen weiß, dem näher Hinschauenden nicht verdecken. Der Leib wird verkannt, geknechtet; der Geist ist sein Zwingherr. Aber die Natur will es anders, und, wenn alle Masken fallen, werdet ihr auch sehen, daß es auch anders ist, behauptet Wedekind. Der Mann, das geistige Tier, ist der ewig-Unfreie; frei ist nur das Weib, das Tier an sich, das wilde schöne Tier. In Fesseln geschlagen hat es nur die Torheit der masculin interessierten Kulturentwicklung. Diese Maske und diese Fesseln gedenkt er, Frank Wede-

kind, der Menschheit herunterzureißen. „Das wahre Tier, das wilde schöne Tier, Das, meine Damen, sehn Sie nur bei mir"; et incipit: die schaurige und lehrsame Tragödia von der Hure Lulu. Und in einer sehr merkwürdigen ‚Konfession' des mittlern Wedekind stehen die Verse: „Wieviel lieber wär' ich eine Hure, Als an Geist und Ruhm der reichste Mann . . ." Aber es produziert sich nur ein Kettensprenger aus dem Zirkus. Denn es liegt hier leider ein Denkfehler, weil letzten Endes ein tiefes Gefühlsversagen — „les grandes pensées viennent du coeur" — vor. Von den beiden Polen, zwischen denen unser Menschsein eingespannt ist, ist der höhere, abseitigere einfach übergangen. Gott . . . ist vergessen. (Vergessen, daß, nein: weil er Pol und Synthese zugleich ist!) Oder schärfer: mit einer Taschenspielergeste größten Stils ist er in den andern, untern Teil von uns, das Tier hineineskamotiert. Daß Gott auch das Tier ist, daß eben etwa der edle Gang einer Katze ihr göttlich Teil ist, das wird zu der billigen Paradoxie umgestülpt: das Tierische ist das Göttliche. Das intellektuelle Seil, auf dem Wedekind seine Kapriolen und salti mortali ausführt, ist wahrhaftig reichlich dünn und droht unter dem halbwegs heftigen Anhauch einer gesunden logischen Lunge jederzeit zu reißen.

Das Ressentiment wider den Geist eines mittelschlächtigen Denkers wäre keineswegs interessant, wenn dieser Mann nicht in der Anlage ein Dichter hohen Ranges und feinsten Reizes gewesen wäre. ‚Der Liebestrank' und ‚Frühlings Erwachen', viele Stellen und Gestalten in andern Stücken, vor allem im ‚Marquis von Keith', frühe Gedichte und Novellen, hier besonders der herrliche ‚Brand von Egliswyl', lassen darüber keinen Zweifel zu. Nun ist es, zumal an einem kaum geschlossenen Grabe, kein dankbares Geschäft, sich Gedanken darüber hinzugeben, was alles hätte geschehen können, wenn . . . Aber die Feststellung ist doch wohl nicht zu umgehen, daß die Tätigkeit Wedekinds bei der Firma Maggi in Zürich und sein Umgang mit den Leuten der Arena ihn mit den Mitteln der Affiche und des Megaphons zu seinem Unheil allzu vertraut gemacht haben. Die hämmernde Insistenz des Reklamechefs und die halbkomische Selbstanpreisung des Clowns sind ihm gar zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie sich ihm nicht als Formen künstlerischer Wirkung hätten aufdrängen sollen. Sein ganzes bienenfleißiges Leben hindurch starrt er nur auf den einzigen frühgefaßten Gedanken; sagt er, dem wahrlich ein Gott das Vermögen dazu gab, aller unsrer Schmerzen Sänger zu sein, immer wieder, was er unter diesem einen Schmerz leidet, der nicht einmal für ein wahrhaftes Märtyrer-, geschweige für ein großes Dichtertum ausreicht.

Um zu erkennen, wie das gemeint ist, vergleiche man die kümmerlich schwelenden Autodafés, auf denen der Zwergriese Hetman und der Riesenzwerg Herakles sich zu Tode rösten, mit den gen Himmel gereckten, die Horizonte überlohenden Scheiterhaufen, auf denen Friedrich Hebbel seine ergrübelten Selbstopfer vollzieht,

und mit den weltweiten, wirr-wüsten Schädelstätten, auf denen August Strindberg die panischen Schreie seines Selbstverfolgungswahns ausstößt. Wohl ist von dem Feuer des Einen Wedekinds Flamme; aber vor dem mitternächtig dunklen Kreuz des Andern wird sie fahl flackerndes Irrlicht. Wie ist diesen Beiden ihre zwischen Ehrfurcht und Eifersucht, zwischen hitzigem Herrengelüst und knechtischer Zerknirschtheit taumelnde Geschlechtsangst zur Weltangst geworden! Wie haben sie es vermocht, ihr abergläubisches Erschrecken vor der Zwitterung der Leiber zu gläubiger Scheu vor der ewigen Entzweiung zu erweitern! Und wie haben sie es verstanden, aus dieser die artesischen Säfte einer durch den Kampf darum nur gesteigerten, durch ihre Niederlagen nur immer geläuterten Sehnsucht nach Erlösung und Einheit zu ziehen! Bei Hebbel und Strindberg gähnen uns, wie gefräßige Kiefern urtümlicher Tiere, die Abgründe der letzten Verstrickung entgegen; der eisige Atem der Urschuld schauert herauf, und alle heißen Höllenstrafen entbrennen, mit denen Gott sein Verbrechen der Individuation an unserm Leibe büßt. Ich will nicht davon sprechen, wer oder was allein oft bei Wedekind gähnt; welche Brunst in langweilender Einfarbigkeit und fistliger Lautheit allen andern sich vordrängt. Aber niemals konnte ihm auch nur ein Gedicht wie ‚Die zwei Wanderer' gelingen; niemals konnte einem davor grausen, daß er nun wirklich „den Schlaf der Welt" stören werde; und die bizetisch wetterleuchtende Hintergründigkeit etwa des ‚Rausch' (das doch so nahe Berührungspunkte mit einzelnen Werken Wedekinds hat), geschweige die beethovenhaft gewitternde der ‚Gespenstersonate' sucht man bei ihm vergeblich.

In seiner letzten Zeit hat der Dichter selbst begonnen, nach derlei zu suchen. Und auf den mannigfaltigsten Wegen versucht, den Gegebenheiten seines Wesens weitere Horizonte als bisher

Man zeichnet die

vom 18. März bis 18.

abzugewinnen. So erklärt sich die fast skurrile Idee, eine der tiefsten Ausdrucksformen der antiken Mystik, den Hermaphroditen, zur Gestaltung eines weiblichen Symbolmenschen up to date zu benutzen. Es ist aber weiter nichts als ein zu Zwecken der Theorie und der Reklame ehrfurchtslos durchgepauster Faust geworden. Nicht anders auch sind Wedekinds Versuche zu deuten, sich, mitsamt dem Jambus, mythologischer Stoffe des biblischen und hellenischen Kreises zu bemächtigen. Er gab aber damit lediglich seiner oft und oft geformten Grundidee ein neues, und nur in einem sehr äußerlichen Sinn größeres, Relief. Und als abstruseste Folge eines Selbstvollendungsdrangs, dessen Rastlosigkeit den Dichter ehrt, auch wenn seine Ratlosigkeit rührt, muß die historische Bilderfolge (mit „echten" Zitaten) ‚Bismarck' gelten, bei der man aufatmet, wenn zum Schluß mit dem Sieg des verkannten Genies eine Pose auftaucht, in der sich der echte Bismarck wohl kaum je gefallen hat, die aber wenigstens an den echten Wedekind auf der Akme seines Werks erinnert.

Es ist möglich, daß aus solch herbstlichem Verblühen und winterlicher Mattigkeit für die Dichterkraft Frank Wedekinds noch einmal ein neuer Frühling erwacht wäre. Es ist nicht wahrscheinlich; und es wäre fast Vermessenheit, es zu wünschen. Was er gelebt und gegeben hat, ist genug für einen Sterblichen; genug auch für eine Unsterblichkeit, deren Ende nicht unabsehbar ist. Sein Tod, zu früh für die Freunde, zu jäh für den Frohlebendigen: für sein tieferes Teil ist es gewiß der Tod der Erfüllung gewesen; jenes große und wahre Sterben, der eigne Tod, den der fromme Mönch des ‚Stundenbuchs' für uns alle erfleht: „O Herr, gib jedem seinen eignen Tod, Das Sterben, das aus jenem Leben geht, Darin er Liebe hatte, Sinn und Not."

Strindberg-Heuchelei

Man ging gerädert aus dem Lessing-Theater; das den Wunsch gehabt hatte: zu erschüttern. Dieses ist eine Wirkung wie jenes; nur dürfte nicht auf die eine dieselbe Antwort erfolgen wie auf die andre. Was den Abend so peinlich und hoffnungslos machte, war die Scheu des Publikums, sich zu seinen Regungen zu bekennen. Nicht etwa, daß seine Abneigung gegen Strindberg für dessen Beurteilung von Belang wäre; es sei denn, daß wir ihn deshalb höher schätzten. Aber wenn sogenannte Theaterkultur überhaupt möglich ist, so ist für sie jedenfalls eine Hörerschaft verloren, die nicht weiß, daß Heuchelei der Quell alles Uebels und aller Unkultur ist. Widerwillig genossene Speisen werden bekanntlich nicht verdaut. Ein appetitlich sauberes Lustspiel kräftigt den Organismus zuverlässiger zur Kunstempfänglichkeit als eine Tragödie, vor der man gequält und ratlos sitzt und, ängstlich nach rechts und links schielend, sitzen bleibt, weil das die Mode gebietet. Im Grunde des Herzens sehnt man sich von dem modischen Zeug weit weg nach einem Theater der Theaterstücke. Käme heut eins: ich bin ungewiß, ob sich die Leute so massenhaft hineintrauten wie in die Tiefgründigkeiten, die nicht zu verstehen eine feinere Lebenshaltung beweist, als sich bei Schlagern rechtschaffen zu amüsieren.

Das ist die Sünde des Publikums. Die Thespisse haben sie gezüchtet. Trotz allem und allem: das Publikum ließe sich bis zu einem gewissen Grade erziehen — wenn nur die Erzieher erzogen wären. Wenn sie so viel Anstand, so viel Geschmack, so viel Hochachtung vor der Kunst hätten, um keinen andern als den Maßstab der Sachlichkeit anzulegen. Damit würden sie das Vertrauen ihrer Kundschaft erwerben. Aber diese ist längst irre geworden, weil die Kunstverkäufer ihr Lager grade nach sachlichen Erwägungen am wenigsten gern zusammenstellen. Renommee ist ihnen wichtiger als Qualität. Der zugkräftige Name des Lieferanten deckt jeden Schund. Konjunktur ist die Losung. Bevor der Goldschmied durchgedrungen ist, wird er verachtet; sobald er durchgedrungen ist, wird er ausgepreßt. Ein Mittelding gibts nicht. Geistige Oekonomie ist ein unbekannter Begriff. Mit Strindbergs Reichtum könnte die deutsche Bühne ein halbes Menschenalter haushalten. Aber sie unterscheidet nicht zwischen seinem Reichtum und seiner Armut. Sein ‚Schwarzer Handschuh', den Reinhardts Dramaturgenschaft einem deutschen, vielleicht sogar einem anerkannten deutschen Autor rechts und links um die Ohren schlüge, wird unbedenklich für echtes Leder verkauft. In fliegendem Tempo treibt man Raubbau. Bis eines Tages selbst das geduldigste Publikum sich erheben und der Strindberg-Mode zehn Jahre früher ein Ziel setzen wird, als eine vernünftige Strindberg-Pflege es hätte zu finden brauchen.

Das ist die Sünde der Bühnenleiter. Zwischen ihnen und ihren Abnehmern steht, auf dieselbe Art, in demselben Grade sündig, die Durchschnittskritik. Sie . . . Aber „hör auf, sonst kommen wir nie zu Ende", sagt Strindberg. Und ich habe noch nicht einmal angefangen, mich auf die letzten zwei Drittel des Wegs ‚Nach Damaskus' zu machen. Ich fange auch ungern an. Da ist eine Riesenarbeit geleistet, deren bürgerliche Eigenschaften alle Anerkennung verdienen. Damit ich von den künstlerischen in gleichem Maße bezwungen würde, müßte mein Glaube an Barnowskys innere Berechtigung zu diesem Experiment doch wohl stärker sein. Vor vier Jahren hat er den ersten Teil gespielt. Dessen Schluß nimmt den Schluß des dritten Teiles vorweg; das heißt: der Unbekannte, der Stellvertreter Strindbergs in

seiner Dichtung, endet hier schon, wo er, nach vielen Um-, Ab- und Nebenwegen, dort enden wird: in der Kirche. Also der erste Teil ist in sich geschlossen, die Fortsetzung ist so untheaterhaft wie nur möglich und man war froh, daß Barnowsky, trotz seinem Besitzrecht, sie garnicht erst ankündigte. Es vergehen ein, zwei, drei Jahre. Da spitzt Kayßler auf diese Fortsetzung; und sofort ist Barnowsky bereit, einen Prozeß um sie zu führen. Er muß sie nicht spielen, durchaus nicht: aber er will nicht, daß ein Andrer sie spielt. Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten. Eine Tat, die von Konkurrenzgefühlen und Richtersprüchen ihren Impuls empfängt, die empfängt eben keinen, die wird so mühsam kriechend geraten wie diese Vorstellung.

Auf Strindbergs Buckel, was irgend er aushält. Biographischer, dichterischer, dramatischer Wert eines Werkes sind dreierlei. Ergriffen und dankbar erfährt man hundert Besonderheiten aus den schaurigen Wach-Träumen, die das Alltagsleben eines gejagten, aber auch um sich beißenden Totentänzers ausmachen. Daß er sichs unablässig zu distanzieren versucht, ist kein Verdienst, sondern seine Rettung, ist die natürliche Funktion des natürlichsten Selbsterhaltungstriebs, ist Erleichterung, Befreiung, Ventilöffnung. Heraus schlägt — mit Getöse — Glut, Dampf, Rauch, Ruß. Strindberg weiß, daß es in seine Hand gegeben ist, den Strom sinn- und zweckvoll zu regulieren, und hat oft genug bewiesen, daß er es kann. Hier kann er es nicht. Er dreht auf und zu und immerfort auf und zu, einmal wie wild, wie besessen, dann wieder phlegmatisch verdrossen oder mit der sterbensmüden Abwehrbewegung eines Menschen, der auf den Boden des Bechers geblickt, den Trank trüb und schal befunden und bisher doch nicht die Kraft gehabt hat, ihn wegzugießen. Eine grauenhaft finstere, zehrende Eintönigkeit breitet sich aus. Schwarze, stoßende, zischende Wolken verhüllen die Bühne, auf die sich vegetationsvernichtend alles ergießt. Manchmal zerteilen sie sich und lassen ein köstliches Flammengaukelspiel sehen. Einmal steigt eine Feuersäule kerzengrade zum Himmel. Funken springen die Kreuz und Quer. Aber die Hauptmasse, leider, ist: Asche. Allerdings: garantiert unverfälschte schwedische Asche. Sich damit sein O von Holz klafterhoch zu bedecken, ist ein Snobismus, der mich gegen die einzelnen Schwächen der Aufführung nicht grade mit Nachsichtigkeit erfüllt.

Im ersten Teil war nach jedem Szenchen derselbe dicke Vorhang gefallen und bei festlicher Beleuchtung des Hauses lähmend lange unten geblieben. Das hatte man tadeln müssen. Was tut mein Barnowsky? Er beläßts bei der Dicke des Vorhangs und bei der Länge der Pause, taucht sie aber in dichtes Dunkel. Nach anderthalb Stunden hat man wüste Kopfschmerzen; und der Abend währet viereinhalb Stunden. Selbst im Schlußakt, der den Unbekannten durch drei Räume des Klosters geleitet, und der nach einer Wandeldekoration förmlich schreit — selbst da gehts nicht ohne drei unverbundene Schauplätze und zwei breite, stimmungmordende Einschnitte. Die Innenräume für sich sind nicht übel geraten. Im Krug ist Reinhardts fahle Zauberbeleuchtung von Sorges Caféhaus geschickt variiert. Mit Luftspiegelungen und Vexierver- und -enthüllungen wird ein diskretes Spiel getrieben. Die Natur ist nicht nordisch karg, sondern phantasiekarg, aber für den Zweck, die Phantasie anzuregen, doch wieder allzu tatsächlich ausgeführt. Zwischen Bild und Resignationswerk sagt man: Ein Aschen. Die Wiedergabe ist ebenso trübselig. Wo sind die Schauspieler, einen aus dieser Lethargie hochzureißen? Von ihnen das nächste Mal, wo kein Aufruf zur Zeichnung der Kriegsanleihe in letzter Minute den Vortritt erzwingt.

Cigarillos von Alfred Polgar

Cigarillos' heißt eine Zigarrensorte des k. und k. Tabakärars. Vor dem Kriege kannten sie nur wenige Zigarrenraucher. Heute kennen nur wenige Zigarrenraucher eine andre Sorte.

Was nämlich die Welt der Dinge anlangt, so hat der Krieg die Erniedrigten erhöht, die Kleinen, Unbekannten, Mißachteten zur Geltung gebracht. Im Reich der Sachen ist das Proletariat heute obenauf.

Also wurden auch die Cigarillos populär, von denen vorher kein Mensch was wußte, und von denen Die, welche was wußten, nichts wissen wollten.

‚Cigarillos' klingt spanisch. Oder portugiesisch. Ich entsinne mich, daß das klassische Hauptwerk der portugiesischen Literatur ‚Os Lusiados' heißt.

Unverständlich, daß noch kein Patriot gegen die Namen unsrer Rauchsorten protestiert hat. Wir rauchen ja fast durchaus feindliches Ausland! Cuba, Trabuco, Virginia, Aegyptische. Die beliebteste oesterreichische Zigarre heißt: Britannica! Bitte, da muß einem ja übel werden.

Cigarillos sind kleine, herzige Zigarren. Fünf, sechs Stück von ihnen gehen in die hohle Hand. ‚Illos' dürfte eine portugiesische Diminutivendung sein. Also etwa Zigarrchen, Zigarrlein.

Die Zigarrlein haben keine Spitze. Man weiß nicht, wo man sie in den Mund stecken, und wo man sie anzünden soll. Für den Effekt bleibt sich das aber gleich.

Cigarillos brennen merkwürdig. Die Glut kriecht an einer Seite des Zigarrchens rapid rasch fort, an der andern bleibt sie stationär. Es sieht aus wie eine fressende trockene Flechte. Wie ein Glimm-Ekzem. Oft auch brennt die Glut trichterförmig nach innen. Das Zigarrchen verwandelt sich dann in einen kleinen wagerechten Krater, der das tut, was bei einem Krater aus Cigarillos-Materie doppelt verständlich: Er speit. Rauch und Funken.

Die Rauchentwicklung ist unter allen Umständen eine erhebliche. Ein dicker, kriechender, schwärzlich-grauer substanzieller Rauch. Es ist größte Vorsicht angezeigt, damit nichts von ihm in den Mund komme.

Mit einer brennenden Cigarillos in der Hand kommt man durch das ganze Land. Jeder tritt bereitwillig zur Seite.

Manchmal hat die ‚Cigarillos' — ich weiß nicht, wie der portugiesische Singular heißt — keine „Luft". Das ist der günstigste Fall. Man quetsche das Zigarrchen an der Spitze kräftig zwischen den Fingern, worauf seine Hülle abblättert. Dann stoße man eine Stricknadel so durch, daß sie abwechselnd links und rechts an der Seite herausfährt. Hierauf schneide man sowohl oben wie unten ein etwa zentimeterbreites Stück ab, lege die also Gekürzte auf den Tisch und wälze sie unter mäßigem Druck der flachen Hand einige Male hin und her. Was nach diesem Verfahren von dem Zigarrchen noch übrig ist, placiere man auf den Fußboden und stampfe es mit der Stiefelsohle zu Staub.

So wird man von einer Cigarillos den reinsten Genuß haben.

Vor meiner Tabaktrafik hängt seit Monaten ein Dauer-Plakat. Auf ihm steht: „Nichts Rauchbares!"

Es ist also immer noch die Chance, daß Cigarillos in der Trafik zu haben sind.

Daimler von Lorarius

Lange haben wir auf die Explosion gewartet. Viel zu lange, mehr als zwei Jahre zu lange. Wir sahen ja die Mammutgewinne, die Turmdividenden, den Reserve- und Gestehungskostenschwindel, wir hörten das falsche Gewinsel über Lohn- und Wohlfahrtslasten, und wir haben oft genug die Behörden auf diese Fiebererscheinungen aufmerksam zu machen versucht. Es ist uns immer wieder daneben gelungen, obwohl die Dinge auch durch den dicksten Bilanzschleier zu sehen waren. Mehr als zwei Jahre hat man gewartet, dann erst wurde kräftig gesprochen. Aber Wortgewitter reinigen noch nicht. Wir hoffen auf den tatkräftigen Besen, auf Rücksichtslosigkeit, auf schweres Geschütz. Kennt ihr denn diese Herren und ihr dickes Fell? Kennt ihr diese Widerstandskraft, diesen Herrentrotz, diese Wurstigkeit der Männer, die Herzogtümer ohne Verfassung in Deutschland errichtet haben (wie Brentano sagt)? Das sind Mauerstirnen, Zyklopengemüter. Selbst wenn man einige von ihnen ins Zuchthaus setzte: der Geist wäre noch nicht niedergeschlagen. Minister haben sie noch nie gefürchtet; vielleicht kann man sie mit Kommandogewalt zum echten Dienst für das Land zwingen. Man täusche sich nicht: die Hochkonjunktur des Großkapitalismus beginnt erst. Wir sind noch lange nicht im Zeitalter der reinen Sozialwirtschaft. Schwere Arbeit ist zu tun.

*

Schon die Daimler-Friedensgeschichte ist bezeichnend. Sprunghafte Kapitalsentwicklung. Von 600 000 Mark über einige Etappen auf 8 Millionen. Undurchsichtige Bilanzen, eine schon Jahre vor dem Kriege bemängelte Thesaurierungspolitik. Kontenzusammenfassung, Abspeisung der Generalversammlung mit Aufklärungsbrocken. Im Krieg intensive Fortsetzung dieses Systems bis zum Bersten. Kapitalshochsprung auf 32 Millionen Mark zwecks Ablassung von Ueberfett. Aktionär-Gier war allerdings auch mit den besten Bezugsrechten noch nicht zufrieden. Aber was hier geschah, ging über Aktienrecht und Landesmoral weit hinaus. Die Art ist typisch für eine gewisse Gruppe. Bei allen ihren Mitgliedern findet man dieselbe Scheu vor der Bilanzöffentlichkeit, dasselbe summarische Verfahren, Kritik und Aktionäre abzuspeisen, dieselbe Fettsucht und wahrscheinlich auch dieselbe Kriegsmoral. Man studiere die Personalunionen und folgere von da aus. Vielleicht wird sich mancherlei ergeben, was dem Reiche dienen kann.

*

Es heißt jetzt: frisch ans Werk! Es heißt jetzt, sich nicht beengen und einschüchtern lassen. Denn schon am ersten Tage nach dem Skandal im Reichstag waren die Bedenkenreichen da. Diese Leute sind uns wohl bekannt. Da gibt es Anwälte, die Reklamepublizisten für ihre eigene Sache sind. Anwälte, die an Kriegswucherprozessen jährlich Hunderttausende verdienen, die dieses Gebiet zu ihrer Spezialität gemacht haben. Zu ihnen wallfahrten die Schieber, Schleich- und Kettenhändler, die Höchstpreisüberkletterer, die Kalkulationsfälscher — alle, die

mit Angst und Strafverfolgungen beladen sind. Es ist das ein sehr einträgliches Geschäft; einträglicher noch als die Verbandsramscherei, die augenblicklich in Mode gekommen ist. Ferner sind da die Inseratenpflanzer, die Pendeler, die mit einem Bein im Geschäft und mit dem andern in der Textspalte stehen, die den Dreck hinten so dick auftragen, daß er dem Kundigen vorne sichtbar wird. Dann die direkt Gekauften, weiter die ehrlich Aengstlichen, die Entrüsteten, die Relativisten, ein ganzes Heer bewußter und unbewußter Feinde der Wahrheit. Man höre nicht auf sie, man lasse sich den Reinigungswillen nicht trüben!

*

1915 wies ich zum ersten Mal auf die abnorme Preisentwicklung an den Märkten der Industrieprodukte. Aber Regierung, Kriegsbehörden, Parlament und Publikum sahen damals nur die Lebensmittelverteuerung. 1915 schon war die Gefahr außerordentlich groß. Fraglos hat die Preistreiberei an jenen Märkten auch die Nahrungsmittelpreise höchst ungünstig beeinflußt. Das ist vielleicht die schlimmste Wirkung gewesen, schlimmer noch als die Schädigung des Reiches. Die Lebensmittelpreise hängen ja nicht in der Luft, sie schließen sich den Preisen der industriellen Rohprodukte und der Fabrikate an. Sie haben die Ernährungskosten kräftiger bestimmt als umgekehrt. Die Uebermilliarden dienten nicht nur einer politischen Mache, sondern auch der Aufzüchtung des Schleichhandels, dem die Großindustrie jeden Preis für Lebensmittel bezahlte. Das widerwärtige Aufkäuferwesen kam in Gang und verwüstete alle Soliditätsbegriffe. Das auch von Unbemittelten dem Reiche gern gegebene Geld bedrückte die Geber.

*

Wir sehen nur die Gewinne der Aktiengesellschaften, soweit sie uns gezeigt werden. Die Gewinne der Privatfirmen sehen wir nicht. Wir würden staunen. Nicht nur von den Händlern, die man liebevoll mit Strafanzeigen, Geldbelegungen und Gefängnis bevorzugt hat, sondern wirkungskräftiger noch von der Industrie ging die Demoralisierung aus. Selbstverständlich machte die Börse den Tanz mit. Seit dem Anfang der siebziger Jahre, den Zeiten der Talerrosen, Zwanzigmark-Duftflaschen für Tänzerinnen und der Sektgelage im Börsenkeller ward ein solcher Rummel in Deutschland nie wieder gesehen. Alles tanzte und tanzt noch um das Kalb. Frauen, Jünglinge mit Anfangsbärten, machen lustig mit. Es gibt in Deutschland Krösusse von einigen zwanzig Jahren, die ihr Geld selbst „verdient" haben. Das Gesetz über den unlautern Wettbewerb hat nie so wenig gegolten, nie vorher war die unerlaubte Riesenprovision so selbstverständlich wie heute. Der Kammerherr von Behr-Pinnow ist gewiß nicht der Einzige. Dienstmädchen fragen vor der Vermietung, ob die Herrschaft Kriegsgewinne und gefüllte Speisekammern habe. Das im Kriege 70/71 auf den Kriegsgewinnlern schwer lastende Volksodium ist in dieser Zeit nicht bemerkbar. Einbrecher rauben für Hunderttausende; billiger tun sie's nicht mehr. Kurz: der Krieg hat das Gefühl für Würde, Verantwortung, Landes- und Staatsliebe, Gesetzesheiligkeit und Hilfsbereitschaft wesentlich gehoben.

*

Oft und gern habe ich Drang und Talent zum Berufsbündnis gelobt. Zwar gärt hier noch alles, die Dinge sind noch unreif, und viele Schiefheiten sind zu konstatieren. Aber es zeigen sich doch außerordentliche Möglichkeiten, und auch große Erfolge sind zu verbuchen. Weshalb hat die Industrie sich nicht freiwillig zur Rückerstattung der Kriegsübergewinne zusammengeschlossen? Weil sie keine Uebergewinne

gemacht hat? Das wird nämlich alles Ernstes behauptet. Ich hüte mich vor Verallgemeinerungen; aber an allen Ecken und Enden sah und seh ich die Gewinne aufschießen. Mit Eifer verteidige ich eine finanzielle Friedensrüstungspolitik von Gewicht, die Bereitstellung genügender Ausgleichs- und Umstellungsmittel. Was jedoch darüber hinaus gehamstert wurde, vielleicht Dutzende von Milliarden, mußte zurückgegeben werden. Gewiß hat die offizielle Kriegswirtschaftsorganisation schwere Versäumnisse auf ihrem Konto. Darüber wird noch eingehender geklagt werden. Aber entschuldigt das die Gewinnhamster? Ich meine, nein. Der Krieg wäre, um es kleinhändlerisch auszudrücken, billiger geworden, die Steuerpein wäre kleiner. Jetzt ist es schon viel zu spät, nur ein geringer Teil der Sünden kann wieder gutgemacht werden. Durch Gewinnfestlegungen und Rückerstattungen.

*

Im Hauptausschuß des Reichstages wurden die Kriegstaten der deutschen Industrie sehr gelobt. Sie sind gewaltig; aber ist das etwas Außerordentliches? Der ganze Krieg ist gewaltig, und wenn man viel Geld für die Ware bekommt, so gibt man sich Mühe. Die Industrie ist unglaublich gut bezahlt worden. Besser jedenfalls als das Gewerbe, das nur kleine Aufträge erhielt, oft unter Materialmangel und andern Unleidlichkeiten schwer zu seufzen hatte und heute dezimiert ist. Besser doch auch als jene Geistesarbeiter, die ihre ganze Kraft für kaum ein Butterbrot dem Vaterlande gegeben haben. Und sicherlich besser als der Mann draußen, der überhaupt nicht nach der Bezahlung zu fragen hat, und der doch seine Schuldigkeit unsagbar großartig tut. Wenn man loben will, so lobe man den Industrietechniker, der die Hauptarbeit leistete, nicht aber den Industriekaufmann, dem die gebratenen Tauben ins Maul gejagt wurden. Wir alle müssen Muskeln oder Nerven oder Beides bis zum Aeußersten in diesem Kriege anspannen. Wir sollten das mit einer Selbstverständlichkeit tun, die sich auch vor dem eigenen Ich nicht brüstet.

*

Doch schon hat man mit dem Großkapitalsstreik gedroht. Man hat vor einem Anleihefiasko gewarnt. Was soll diese Warnung andres bedeuten als die Absicht, die berechtigte Reinigungsarbeit durch Pflichtenthaltung zu stören? Wer käme denn für eine solche Enthaltung in Betracht? Das große Publikum gewiß nicht, denn das hat nach den letzten Börsenerfahrungen allen Grund, sein Geld in solide Papiere zu stecken. In Betracht kämen nur die Leute, die sich vor der Aufdeckung von Verschleierungen fürchten, und die deshalb nach bekannter Methode drohen. Nur Courage, denn vor solcher Drohung braucht man nicht ins Mauseloch zu kriechen. Es gibt schon Möglichkeiten dagegen. Der Staat ist Großauftraggeber und hat auch sonst Gewalten in der Hand. Es ist immer dieselbe Sache. 1904 erlebten wir sie, als Preußen tiefer in die rheinisch-westfälische Kohlenindustrie wollte. Wir kennen die Weise, wir kennen auch die Verfasser.

*

Kein Ehrlicher, kein mit Anstand Strebender, kein aus Kriegsnot Gestrauchelter ist hier gemeint. Gemeint sind die Skrupellosen, die Tantiemenschlucker und Aktienschieber, gemeint sind die Versteckspieler und ihre Helfer, die Milliardenbelaster, die alles das verschuldet haben. Sie erst haben System in den Kriegsgewinn gebracht. Sie haben alte Grundsätze zermürbt und Schwache mitgerissen. Diese Leute sind keine Vaterlandspartei. Sie wahrhaftig nicht.

Antworten

E. K. Sie fragen nach einem Witzblatt. Es existierte keins seit dem Hingang des ‚Simplicissimus', der, sagt Karl Kraus, „seine Vergangenheit an das Vaterland verraten hat, und dessen wir uns unter allem, was seit 1914 in deutscher Sprache erschienen ist, dereinst am meisten zu schämen haben werden". Also seit dreieinhalb Jahren existierte keins. Aber jetzt brauchen Sie nur das ‚Junge Deutschland' zu lesen. Das zerfällt in zwei Teile: vorn ist es eine ernste Monatsschrift des begabten Nachwuchses — hinten ist es der vierte Jahrgang der ‚Blätter des Deutschen Theaters', der sich den Ehrgeiz, an Komik seinen drei Vorgängern ebenbürtig zu sein, in bewundernswertem Grade befriedigt. Der erste der Dramaturgen verrät uns, strahlend von putzigstem Selbstgefühl, daß er vor fünfundzwanzig Jahren demselben Gerhart Hauptmann, den er heute als Regisseur massakriert, einen ganzen Akt von ‚Hanneles Himmelfahrt' wegdisputiert habe. Nun wissen wir, daß wir diesem für immer nachzuweinen haben, und warum uns die Dichtung niemals so bezwungen hat wie die Werke, bei denen kein Zeitungsromanschmierer Pate gestanden. Folgt Herr Barchan, der am Geschäftsgang der ‚Macht der Finsternis' interessiert ist und über die Aufführung aussagt, sie sei „von einer Kraft, einer Eindringlichkeit und einem Glanz, wie sie einer russischen Bühne bisher noch nicht gelungen sind". Mag sein. Auch Russen, die sich nicht erst seit gestern Pawel nennen, haben mir fest versichert, daß sich keine russische Bühne in einer Alltagstragödie bäurischer Mistfinken diesen Maskenfestglanz von funkelnagelneuen Kostümen, diesen Anilinglanz einer geschwollenen Tanz- und Konzerteinlage leisten würde; zu schweigen von der Kraft und Eindringlichkeit, wie sie einer deutschen Bühne wohl mit der Hilfe des Schauspielers, aber nicht des Regisseurs Reinhardt gelungen sind. Den Reigen der Harlekine schließt der zweite der Dramaturgen. Dem hat die Abfassung kleiner Romane die Phantasie so erfreulich gestärkt, daß er ihren Ueberschuß zum höhern Ruhme des Instituts, aus dem er seine Haupteinnahmen bezieht, verwenden kann. „Natürlich gab es bei der Aufführung der Volksbühne, ein großes Erstaunen, als, zum ersten Male nach den vielen Hoftheatervorstellungen, in denen die ‚Hermannsschlacht' hinter patriotischen Bärenfellen, Schwerterrasseln und Hurrapathos versteckt wurde, ihr Eigentliches nackt herauskam. ‚Was?! So sehen Helden in der Wirklichkeit aus?' Ja, so sehen sie in der Wirklichkeit aus." Nun zweifeln Sie hoffentlich nicht länger, daß sichs hier keineswegs um den schäbigen Kriegsersatz eines Witzblatts, sondern um vollfette Friedensware handelt. Als vor Jahren die Penthesilea desselben Kleist einer Spinne glich, da verkündete in denselben Blättern die Darstellerin, daß der Dichter sich Penthesileen als Spinne gedacht habe. Und wenn für die ‚Hermannsschlacht' eine Anzahl deutscher Schauspieler dieser Truppe teils ihres Schauspieler-, teils ihres Deutschtums wegen zu schade sind und ihre Rollen von Statisten der verschiedensten Nationalitäten zu schreienden Karikaturen gemacht werden: dann würde wahrhaftig umsonst ein journalistelnder Schleppenträger bezahlt, der das nicht überzeugend damit begründete, daß Heinrich von Kleist im Grunde ein Vorläufer Bernard Shaws gewesen sei. Uebertrieben phantasievoll ist nur die Behauptung, daß es irgendwann ein großes Erstaunen gegeben habe. Seit geraumer Zeit erstaunt man in diesem Bezirk über nichts mehr. Man ist höchstens neugierig, welche Absicht der nächsten Unzulänglichkeit untergeschoben werden wird; und dankbar, daß die Lücke, die der ‚Simplicissimus' schließlich ja doch gelassen, sich schneller, als man zu hoffen gewagt hatte, fugendicht wieder geschlossen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Achte Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe,
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,
auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½ % Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 18. März, bis
Donnerstag, den 18. April 1918, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Preußischen Staatsbank (Königl. Seehandlung), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kredit-

nossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die **Schuldverschreibungen** sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1918, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1919 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1919, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosungen im Januar und Juli 1918 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Januar 1919 mit ausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4 % ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½ % ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vgl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5 % vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet.

Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110 %, 115 % **oder** 120 %) zurückgezahlt.

4 Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5 % **Reichsanleihe,** wenn **Stücke** verlangt werden . . . 98,— Mark,

für die 5 % **Reichsanleihe,** wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch mit Sperre** bis zum 15. April 1919 beantragt wird . . . . 97,80 Mark,

für die 4½ % **Reichsschatzanweisungen** . . . . 98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert **unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.**

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5 % Reichsanleihe **unter** 1000 Mark ihre bereits bezahlten, aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke

---

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

bei einer Darlehnskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehnskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 28. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 28. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages spätestens am **27.** April d. J.,
20 % des zugeteilten Betrages spätestens am **24.** Mai d. J.,
25 % des zugeteilten Betrages spätestens am **21.** Juni d. J.,
25 % des zugeteilten Betrages spätestens am **18.** Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. August d. J. zur Rückzahlung fälligen Mark 80 000 000 4 % **Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1914 Serie** I werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert — unter Abzug der Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 28. März ab, bis zum 31. Juli — in Zahlung genommen. Die zu den Stücken gehörenden Zinsscheine verbleiben den Zeichnern.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens vom 28. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die **Postanstalten** nehmen nur Zeichnungen auf die 5 % **Reichsanleihe** entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 28. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 28. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 92 Tage, auf alle andern Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½ % Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatz-

(Fortsetzung auf der Umschlagseite)

Lichnowsky von Germanicus

Der Fürst Lichnowsky nennt in seinem Brief an den Grafen Hertling die Hintertreppenreise seiner Denkschrift einen „höchst ärgerlichen Vorfall“. Man muß schon sagen, daß der Fürst sich bei dieser Kennzeichnung außerordentlich diplomatisch ausgedrückt hat. Andrerseits haben wir den Eindruck, als ob die Demagogen aller Lager bald zu diesem, bald zu jenem Zweck sich mit verdächtigem Eifer dieser ‚Enthüllungen‘ bemächtigt haben. Und schließlich scheint uns die Behandlung, die die Angelegenheit bisher in der Oeffentlichkeit, im Parlament und in der Presse, gefunden hat, einen großen Mangel aufzuweisen: nämlich den, daß nicht der Schritt vom Einzelnen zum Allgemeinen getan worden ist, und daß der Zusammenbruch eines Diplomaten nicht als willkommener Anlaß genommen wird, das ganze System, dem Lichnowsky doch nur ein Exponent ist, bloßzulegen. Wir möchten meinen, daß es eine zu billige Erledigung dieser Angelegenheit wäre, sollte sie nur dazu benutzt werden, den Abscheu gegen einen Renegaten aufschäumen zu machen oder die Konkurrenten dem endgültig Abgesägten besonders kräftige Fußtritte versetzen zu lassen. Auch scheint es uns nicht zu genügen, scheint uns vielmehr ein tendenziöser Mißbrauch zu sein, wenn die Entblößung des Fürsten Lichnowsky dazu ausgebeutet wird, die Politik Bethmanns, die Politik der Wilhelm-Straße, oder wie sonst diese irritierenden Begriffe alle heißen mögen, wenn nicht gar die Politik aller Derer, die trotz dem Kriege, selbst unbekümmert um die jetzt vor sich gehende westliche Schlacht, den Gedanken an eine Verständigung mit England nicht aufgeben möchten, zu beschämen. Das Entscheidende dürfte doch wohl etwas ganz Andres sein, nämlich dies: aus der Katastrophe Lichnowsky festzustellen, daß die Methode, wonach bisher das Deutsche Reich im Ausland vertreten worden ist, einer gründlichen Reform, und zwar an Haupt und Gliedern, bedürftig ist.

Unsre Auslandsdiplomatie leidet an Inzucht. Das Pachtgeschäft, das auf diesem von bestimmten Söhnen heiß begehrten Gebiet betrieben wird, muß liquidiert werden. Dabei ist es nicht gar so wichtig, darauf hinzuweisen, wie lächerlich und beinah operettenhaft die Entsendung des Fürsten Lichnowsky vor sich gegangen zu sein scheint. Immerhin: was nach des Fürsten eigenem Bericht da an Kabalen zu verzeichnen war, genügt reichlich, um aufzuzeigen, daß die Art, wie heutzutage Botschafter hinausgesandt werden, des Deutschen Reichs unwürdig ist. Der Fürst Lichnowsky spricht hier und da mit einigem Humor von der Firma, die es zu vertreten gilt, und deren Geschäfte zu besorgen sind; man wird sich schwer vorstellen können, daß etwa ein Schürzenfabrikant seine Auslandsreisenden so unvorsichtig und so verein-

genommen wählt, wie dies eben mit Lichnowsky, nach Lichnowskys Urteil aber erst recht mit dem Grafen Pourtalès (Eingeweihte sprechen: auch mit Lucius) geschehen ist. Selbst wenn man weiß, daß in dieser Gegenwart des Schnellverkehrs und der vielfältigen Beziehungen ein Botschafter längst nicht mehr das ist, was er vielleicht noch zu Bismarcks Zeiten gewesen sein mag, selbst wenn man es für selbstverständlich hält, daß die Zentrale neben diesem Botschafter noch tausend andre Möglichkeiten unterhält, um sich über das Entsendungsland zu unterrichten und es zu beeinflussen, so muß man doch sagen, daß der Botschafter, da ihm nun einmal unzweifelhaft die Glorie des Vertreters zukommt, zum mindesten hierzu halbwegs die notwendige Befähigung besitzen müßte. Nun hat unser Regierungsapparat mit der Heranziehung bürgerlicher Kreaturen und andrer Außenseiter bisher nicht grade übermäßig viel Glück gehabt; ob damit aber zuzugeben ist, daß nur die Tradition des Auswärtigen Amts und der Aufenthalt auf besonders hervorragenden Seiten des Gotha zum Botschafter befähigen, darf nach den mannigfachen Erfahrungen, die Deutschland mit solcher Exklusivität zu machen hatte, nunmehr wohl bestritten werden. Es wird nicht zu den unwichtigsten Erneuerungen unsrer Auslandspolitik gehören, in solchem Sinne aus dem Fiasko des Fürsten Lichnowsky praktische Folgerungen zu ziehen.

Was aber noch wesentlich wichtiger ist: die Sehnsucht, die aus der londoner Autobiographie des Fürsten Lichnowsky hervorquillt, ist doch kein leerer Wahn, ist vielmehr nur eine neue, wenn auch vielleicht ein wenig groteske Bestätigung der furchtbaren Erkenntnis, daß, trotz allen demokratischen Deklamationen, auch heute noch das Schicksal der Völker durch die Talentlosigkeit oder die Begabung, durch den guten Willen oder die Frivolität einer Handvoll Auserkorener bestimmt oder zum mindesten weit über jedes erträgliche Maß hinaus beeinflußt wird. Nun wollen wir wiederum nicht leugnen, daß Versuche, wie sie etwa in Brest gemacht worden sind: das diplomatische Geschäft auf sogenannter breiter Basis vor aller Oeffentlichkeit zu betreiben, nicht grade zur Wiederholung anreizen; wir glauben auch nicht, daß es jemals möglich sein wird, die Geschäfte der Staaten durch parlamentarischen Wortrausch zu fördern. Aber davon sind wir allerdings überzeugt, daß die Methode gewechselt werden muß, und daß sich ein Weg finden wird, die Völker ihre Auslandspolitik aus eigener Verantwortung und durch hierfür von ihnen entsandte Funktionäre betreiben zu lassen. Erzbergereien finden wir keineswegs verlockend; aber als Anfang scheint uns die bescheidene Selbständigkeit, die sich zur Zeit der Hauptausschuß des Reichstags gelegentlich leistet, nicht ganz aussichtlos zu sein. Das Problem ist ohne Zweifel schwierig; wenn man sich aber auch nur einen Augenblick darauf besinnt, wie die Millionen deutscher Söhne, die jetzt an unsrer Westfront zu einem Kampf sondergleichen angetreten sind, die Folgen zu tragen haben

für alles das, was seit Jahrzehnten ohne Beteiligung größerer Volkskreise vor sich gegangen ist, so muß man mit einer Heftigkeit, die nur durch Zuversicht überboten werden darf, alles daransetzen, um so bald und so gründlich wie möglich die Auslandspolitik der demokratischen Kontrolle zu unterstellen. Wenn der Unfug, der mit Lichnowskys Indiskretionen getrieben worden ist, und wenn diese Indiskretionen selbst zu solcher radikalen Erneuerung unsrer politischen Methodik hinführen, dann wird der Fürst zum mindesten dieses eine Verdienst sich zurechnen dürfen.

Noch ein Wort über die wahrscheinliche Auslandswirkung der Enthüllungen. Zunächst sind wir der Meinung, daß diese Folgen, wie sie nun auch ausfallen mögen, erheblich hätten abgeschwächt werden können, wenn die Reichsregierung nicht wieder einmal ihr beliebtes Versteckspiel getrieben hätte. Lange genug wußte der kleinste politische Novize, was Lichnowsky angeblich ausgeplaudert hatte. War es da zweckmäßig, daß die Reichsregierung sich totstellte bis zu dem mit Sicherheit zu erwartenden Augenblick, da die Denkschrift eines deutschen Botschafters in einer Auslandszeitung zum Abdruck kam? Auch dieser Regiefehler scheint uns der Wurzel der Exklusivität zu entstammen. Die Herren halten eben immer noch die eifersüchtige Hut der Akten für ihre oberste Verrichtung, selbst dann, wenn einige Dutzend der angeblich tief zu bewahrenden Geheimnisse bereits durch alle Lande flattern. Eine offene und rechtzeitige Beschäftigung mit Lichnowskys Ergüssen wäre jedenfalls nützlicher gewesen. Aber selbst so, wie es nun gekommen ist, glauben wir nicht, daß die fürstlichen Neuigkeiten Deutschland erheblich schaden können. Selbstverständlich wird man sie dazu ausbeuten, um nach einer neuen Nuance Deutschland des bewußten und konsequenten Friedensbruches zu bezichtigen. Doch was liegt schließlich daran? Wir haben hier schon das letzte Mal auseinandergesetzt, wie gleichgültig es ist, zu erörtern, wer nun eigentlich den Krieg begonnen oder wer ihn herbeigeführt hat. Ist Deutschland wirklich der Inszenator gewesen, so hat ihm der Verlauf des Krieges, dessen Ausbruch nun doch einmal unvermeidlich war, recht gegeben. Und selbst, wenn wir annehmen, daß der Fürst Lichnowsky nicht so vertrottelt gewesen ist, wie ihn heute besonders die berufsmäßigen Englandhasser hinstellen, selbst wenn wir annehmen, daß gewisse Kreise Englands im Jahre 1914 noch immer die Politik der Annäherung an Deutschland, wie sie unbestritten im Anfang des Jahrhunderts versucht worden war, fortsetzen wollten, so darf man doch nicht vergessen, daß es, auch abgesehen von den belgischen Archiven und von dem Prozeß Suchomlinow, nicht grade an Beweismitteln mangelt, um die Welt, soweit sie überhaupt in diesen Fragen halbwegs sachlich zu denken vermag, davon zu überzeugen, daß sehr maßgebende Stellen Englands längst zum Kriege entschlossen waren, auch wenn sie vielleicht fürs erste noch einen kleinen Auf-

schub gewünscht hätten. Zu diesem Kapitel ist der burleske Zynismus, mit dem Bernard Shaw in seinem berühmten Aufsatz von dem Unmut, dem Brüten und dem letzten Sprung des alten britischen Löwen erzählt, immerhin ein recht aparter Beitrag. Und es ist zu den wenigen psychologisch intelligenten Maßnahmen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu rechnen, daß sie dem Löwen-Epos des witzigen Iren rechtzeitig zu einer, diesmal leider honorarfreien Uebersetzung verholfen hat.

Publizisten von Johannes Fischart

IX.

Minna Cauer

Unter den Publizisten, die ins Weite wirken, sind auch einige Frauen. Kampfnaturen, die alles ungeheuer ernst nehmen und noch nicht großstädtisch-rationalistisch abgeschliffen sind. Die Männer, die für den Tag schreiben, werden meist Lebensskeptiker, werden sich nach und nach des bloßen Papierwertes ihrer Schriftstellerei bewußt. Die Frauen dagegen sind, wenn sie sich einmal ins öffentliche Leben begeben, bis zum letzten Atemhauch geistige Amazonen, die sich täglich von Neuem mit hellem Jubel in die Schlacht stürzen. Und, letzten Endes, haben diese Menschen, die sich das Leben Stunde für Stunde neu erobern, doch recht; denn wer nicht bloß den Verstand, sondern auch die ganze Seele an die Sache verkauft, an die Idee, für die er streitet, dem folgen die Andern, suggestiv angezogen. Die Frauen im öffentlichen Leben, die uns etwas zu sagen haben, kann man noch heute zählen, obwohl zwei Generationen nun schon aktiv an der Frauenbewegung teilgenommen haben. Eine der Besten, Lily Braun, ein seelischer Vulkan, hat erst unlängst, nach Jahrzehnten innerer und äußerer Unstetigkeit, die Ruhe gefunden, die uns allen einmal beschieden ist. Mitten aus intensivster Arbeit rief ein unwirscher Gott sie ab. Eine Strecke des Weges war sie auch mit Minna Cauer gegangen: damals in den neunziger Jahren, als Lily, mitten in der Sozialistenbegeisterung der deutschen Intelligenz, dem Gelehrten von Gyzicki sich vermählte, als sie mit ihm gemeinsam die ‚Ethische Kultur' herausgab, und als alles, was aus dem niedrigen Gestrüpp der täglichen Rastlosigkeit herauskommen wollte, den Worten Moritz von Egidys lauschte, der, schlicht und bestimmt, lehrte: Religion nicht mehr neben unserm Leben — unser Leben selbst Religion.

Minna Cauer steht bereits im achtundsiebzigsten Lebensjahr. Eine Veteranin? Sie würde jeden auslachen, der ihr wie einer wandelnden Arterienverkalkung ehrfurchtsvoll nahen wollte. Nein, sie ist jung geblieben, alle die Jahre hindurch, körperlich und geistig beweglich wie ein Wieselchen, und wo der Kampf am heftigsten tobt, da findet man sie sicherlich mittendrin. Ihr Leben ist wie ein Film verlaufen. Immer flimmernd und schimmernd. Viel Leid, aber

auch viel Erfolge. Immer unruhig und unaufhaltsam getrieben. Immer hörte man die Kurbel, die Ideen, die sie trieben: Freiheit, soziale Aufgabe und politische Gleichberechtigung der Frau.

Freiheit. Das erinnert an ihren ersten revolutionären Streich. Sieben Jahre war sie damals, anno 1848, als der Aufruhr auch in das stille Landstädtchen Freyenstein in der Ostpriegnitz drang, wo ihr Vater, Herr Schaller, Pfarrer war. Freiheitslieder trällernd, zog sie, eine Fahne schwingend, mit einem Troß von Jungen und Mädels hinterher durch die Straßen. Wohl gabs vom Vater dafür Schelte, aber Minna zog später unbeirrt diesen Weg der Freiheit weiter. Zunächst freilich tat sie wie alle jungen Mädchen jener Tage, kam in eine Pension und, als sie einundzwanzig Jahre alt geworden war, reichte sie einem jungen Arzt, Doktor August Latzel, die Hand zur Ehe. Vier Jahre dauerte das Glück. Ein Kind, ein Söhnchen, starb ihr, zwei Jahre alt; der Gatte mußte 1864 ins Feld, in den Krieg gegen Dänemark, kam schwer krank nach Hause und starb ebenfalls. Frauenschicksal. Witwe. Jung und frisch. Unverbraucht für ein ganzes langes Leben und doch entmutigt und entwurzelt. Sie geht als Erzieherin nach Paris, macht von weitem, aus der bescheidenen Perspektive einer Institutrice, den Rausch des zweiten Kaiserreichs mit, sieht all die Größen, Napoleon und Eugenie voran, auf der Höhe der Macht, und wenige Monate später, als der Krieg sie nach Deutschland zurückgeschleudert, erscheint ihr das alles nur wie ein Traum. Die prächtig glitzernde napoleonische Seifenblase war geplatzt.

Minna heiratet noch einmal. Als sie in Hamm eine Stellung als Lehrerin an einer Mädchenschule bekommt, hält der Direktor des Gymnasiums um ihre Hand an. Ein Witwer mit fünf Kindern, ein Historiker von damals nicht geringem Ruf: Professor Eduard Cauer. Neue Wirkungskreise. Sie wird nach Danzig verschlagen, siedelt nach Berlin über. Kaiser Friedrich interessiert sich (als Kronprinz) für das Ehepaar. Auch seine Gemahlin. Nicht so selten tauschen sie ihre Meinungen aus. Nach zwölf Jahren verliert Minna auch ihren zweiten Gatten. 1881. Wiederum muß sie ihr Leben völlig umstellen. Vierzigjährig. Nun beginnt sie, zögernd, sich der Oeffentlichkeit zu widmen. Von ihrem Mann war zunächst das Interesse an der Geschichte auf sie übergegangen. Nach seinem Tode blättert sie in seinem Tagebuch nach. Da stößt sie auf diese Zeile: „Die Geschichte der Frau ist noch nicht geschrieben; sie muß einmal geschrieben werden, aber sie erfordert die Hingabe eines ganzen Menschen." Zeigt das Schicksal ihr einen Weg? Sie entwirft kleine historische Skizzen. Aber es war nur ein Seitenweg. Die Gegenwart beschlagnahmte sie, und die Vergangenheit versank schnell hinter ihr. Einige liberale Männer, die sich in einer deutschen akademischen Vereinigung zusammengeschlossen hatten, gaben die Anregung zur Begründung des Vereins Frauenwohl in Berlin. Minna Cauer übernahm, nach langem Bitten, die Lei-

tung. 1888. In der ersten Generalversammlung erklärt sie, daß es „kein Verein sein will, der nur gründen will, um sich dann in ein kleines Nest der Gegründeten wohlgefällig einzuschließen“, nein, er wolle die Idee der Frauenbewegung propagieren, umwälzend auf die Gemüter und althergebrachte Anschauungen wirken und den Kampf ums Recht der Frau auf allen Gebieten führen. Damit hatte sie ihr eigenes Lebensprogramm entwickelt, dem sie fortan treu bleiben sollte. Mit Lily von Gyzicki und Adele Gerhard zusammen reicht sie die erste Petition um das politische Vereinsrecht auch für die Frauen an den Reichstag ein. „Drei ganze bürgerliche Frauen“, spottet die Sozialdemokratie. Erst 1908 wird den Wünschen die Erfüllung. Nach dreizehn Jahren setzt sich ein freiheitliches Vereinsrecht für das ganze Reich durch.

Unterdessen wirkt sie weiter, widmet sich den weiblichen kaufmännischen Angestellten, ruft einen Hilfsverein ins Leben und beteiligt sich an der Gründung des Bundes deutscher Frauenvereine. Auch im Verband fortschrittlicher Frauenvereine ist sie eifrig tätig. Unmöglich können hier, in diesem knappen Rahmen, alle einzelnen Etappen wiedergegeben werden. Seit einem Jahrzehnt etwa hat sie sich fast ausschließlich auf den Kampf um das politische Stimmrecht der Frau konzentriert: das wirklich allgemeine und gleiche Wahlrecht.

Seit 1895 entwickelte sie ihre Gedanken in der ‚Frauenbewegung‘. Unzählig sind ihre Leitartikel. Politische, soziale, kulturelle Fragen behandelt sie in buntem Gemisch. Nicht trockentheoretisch, sondern flammend-agitatorisch. Nie schaltet sie das Gemüt aus. Stets versucht sie zu überzeugen, zu wirken. Auf die bloße Darlegung des Sachverhalts gibt sie nichts. Das ist ihr zu wenig. Leben soll alles, leben im Sinne des Ueberspringens auf den Andern, den Leser. Von den gesellschaftlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen der Frauen will sie nichts wissen. Das ist Spielerei: Arbeit ist vonnöten. Tägliche, harte, soziale Arbeit. Trotzdem, als der Krieg ausbricht, ist sie eine der Ersten, die sich in die Armee des Roten Kreuzes einreiht. Anderthalb Jahre tut sie hier, in Berlin, still ihre altruistische Pflicht, schaut mehr, als ihr lieb ist, hinter die Kulissen und beobachtet, mit starker Abneigung, die Jagd nach Orden und Auszeichnungen. Erst als man sie selbst mit einem Ordensbande zu „fesseln“ versucht, wendet sie sich von diesem Wohltätigkeitsbetriebe ab und widmet sich wiederum ihren politischen Aufgaben.

Zwischen der „wohltätigen Frau“ und sich zieht sie einen dicken Strich. „Ein tiefer Riß“, schreibt sie einmal, „geht durch die heutige Frauenwelt. Ein Ozean der Meinungen trennt uns von denen, welche im Alten wurzeln, im Alten beharren. Neue Probleme gibt es zu lösen und wahrlich keine leicht zu lösenden. Bequemer freilich ist es, Altes nachzubeten und Altes zu preisen. Carlyle spricht von den alten Kleidern der Weltgeschichte; wir fühlen uns weder berufen, sie aufzutragen, noch durch neue Flicken sie auszubessern.“

Der Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen hat ihrem Streben einen neuen, kräftigen Impuls gegeben. Jetzt gehts ums Ganze. Nun heißts weit ausholen, um auch für die Frauen die politischen Rechte zu erstreiten. Sie tritt immer von Neuem ans Rednerpult, spricht zu Tausenden in Versammlungen, weiß die Frauenorganisationen, auch die sozialdemokratischen, zu einer einheitlichen Phalanx für den Wahlrechtskampf zusammenzuschweißen, eine Deputation von Frauen fragt die führenden Parlamentarier nach ihren Ansichten aus. Vergebens. Noch scheint ihr der Preis nicht zu winken. Man wird froh sein, wenn man zunächst wenigstens das gleiche Wahlrecht für die Männer durchsetzt. Aber selbst dieser Fehlschlag vermag Minna Cauer nicht zu entmutigen. Sie bleibt aufrecht: redet, schreibt, agitiert weiter mit ihrem Herzblut. Die jugendliche Siebenundsiebzigjährige.

Frauenschicksal?

Der Eindeutscher von Lucy v. Jacobi

Mein guter Schwiegervater, ein schöner alter Herr mit einer schneeweißen Schifferkräse, erzählte uns oftmals sehr animiert folgendes Geschichtchen, das ein wunderbares Licht auf die prachtvollen Ergebnisse der Schuldressur wirft.

In der Tertia hatten sie einen Schulaufsatz zu machen. Der Primus hatte das Sprichwort, das der Lehrer als Thema für den Aufsatz gewählt hatte, an die Tafel zu schreiben. „Steter Tropfen höhlt den Stein." Der Junge versteht falsch — der Lehrer ist bereits in die Lektüre versenkt, mit der er die Aufsatz-Stunde auszufüllen pflegt. Er sieht nicht mehr nach der Tafel.

Auf dieser Tafel ist zu lesen: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Was wird daraus? Was wird das für ein Ende nehmen? frage ich mich angstvoll.

O Prokrustesbett: Schule! O ihr prächtig dressierten Kindergehirne!

Es wurden siebenunddreißig Aufsätze abgeliefert über die Erkenntnis: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Auf jeder Probe eines Dramas von Strindberg fällt mir dieses Geschichtchen ein. So, irrtümlich und wohlmeinend wie dieser Primus, informiert uns der Eindeutscher über Strindberg. Und so, fingerfertig und gut dressiert wie die braven Tertianer, spielen wir Strindberg. Irgendwie wirds schon — wenn auch ab und zu ein kleines Mißverständnis. In Parenthese möchte ich erwähnen, daß Schering Péladan ebenso märchenhaft übersetzt. Trotzdem halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß der Eindeutscher (o Himmel!!) französisch und schwedisch kann — gewiß ist nur: daß er nie, nie, nie die deutsche Sprache erlernen wird.

Einige Proben. Ich lese wahllos, wo ich den Band aufschlage.

‚Rausch'. Jeanne: „Es war eben ein Abbé hier, der sprach schön zu uns; meinen Glauben, den du nicht ausgelöscht, aber über-

strichen hast, wie man Fenster kreidet, hatte ich mithin (!) nicht zur Hand . . .". Das geht noch lange so weiter.

Henriette: „Fort von hier, auf neue Siege arbeiten!"

Jeanne: „Ueberdies scheint es seine weibliche Gesellschaft gewesen zu sein, welche die gefährlichsten Ausdrücke gefällt hat."

Adolf: „Ich kenne sie als eine gute Seele und weiß, sie erträgt es, ins Weiße ihres Auges gesehen zu werden."

Aber man müßte die ganzen Bände ausschreiben.

Eine Kostprobe aus den Versdramen. Greifen wir gleich zu dem unseligen ‚Schwarzen Handschuh'. Man kann nicht einmal von Scherings unfreiwilliger Komik sprechen. Es ist lähmend traurig. Nach drei Seiten ist man hoffnungslos angeödet.

„Ein großes Haus du zu bewachen hast!"
„Ein Babelturm mit Leuten aller Art
und Zung . . .
. . . ein Dutzend Wiegen, sieben Klaviere;
hier viele Menschenlose sich vollenden . . .
. . . der stirbt, der sich vermählt, der läßt sich scheiden,
der macht Umstände und beklagt sich;
daß nichts es ändert, er bald sieht,
dann faßt er den Entschluß — und zieht!"
„Der alte Baum, er wird nicht alt, wenn nicht allein
er steht im Wald, bedrängt nicht von den jungen;
die Zeit gelichtet hat um mich so ziemlich."
„Ich mich erinnre! . . .
Den Handschuh ich verlor!"
Hier seh ich ein Licht, das Zweige hat geschossen. . ."
„Du murrst, da im System ich fehle;
und das System dein Herr ist,
und dessen Knecht bist du!"
„Es stets versprach, doch hielt es nicht,
es glich, doch war es nicht . . .
verzweifelt war man, nicht zu können sein,
zu werden der nicht, der man wollte sein!"

Eine Perle an die andre gereiht. Das Machwerk ist zu armselig und zu matt, als daß sichs verlohnte, den Zitaten ein Wort hinzuzufügen.

Adolf Paul, der den Toten nicht liebt, bezeugt, daß sein Stil eminent sei. Aber auch ohne Adolf Paul wissen wir das. Es kann nicht sein, daß das Genie einen fragwürdigen Stil hat. Genie: das bedeutet schon den unerbittlichen Zwang, das Einzige auf die einzige Art auszudrücken. Auf die einzige, präziseste, eindringlichste. Weder bei Goethe noch bei Rilke, weder bei Luther noch bei Karl Kraus steht auch nur ein zufälliges Komma, und jedes „ist" oder „und" steht an seinem unwiderruflichen, einzigen Platz.

Das ist es, was man Stil nennt.

Wir aber spielen: Steht der Tropfen, heult der Stein.

Wiens Theaterereignisse von Alfred Polgar

‚Bosporus‘ heißt ein neues Stück der Ungarn Lengyel und Farkas, das an der wiener Volksbühne seine überhaupt erste Aufführung erlebte. Spielt im modernen Konstantinopel. Die Muezzim rufen von den Türmen, die Herren tragen Gehrock und Fez, und die hübschen englischen Diplomaten schleichen, Abenteuer suchend, um die Harems. Einer von ihnen hat das Herz der schwärmerischen Nedschibe gewonnen, die aber von ihrem Vater gezwungen wird, dem General Tewik Bei als Frau zu folgen. Eben jener Engländer ist im Besitz einer für Krieg oder Nicht-Krieg entscheidenden Regierungsdepesche aus London. Nedschibes sträfliche Neigung wird bekannt, und General Tewik, obzwar gekränkt, benützt sie, um dem Engländer sein Geheimnis zu entlocken. In einer Verführungsszene mit Tanz, Haschisch, Bosporuszauber und Dreiviertel-Nacktheit muß Nedschibe dem eingeschlafenen Liebhaber die Depesche entwenden, verbrennt sie aber dann und nimmt Gift. Die Muezzim rufen, der Morgen bricht an, und die Kritiker sind schon deshalb sprachlos, weil sie die Hände ringen. Das Stück ist Theater, in der ganzen Schamlosigkeit des Begriffs. So könnte es immerhin Publikums-Zulauf finden. Als Nedschibe gastierte Fräulein Dergan aus Dresden. Sie hat in jedem Akt einmal der Länge nach auf den Boden zu fallen und besorgt das mit Anmut und Geschick. Das Dramatische bereitet ihr auch sonst keine Schwierigkeiten. Sie hat Akzente, Schmerzlichkeiten um Mund und Augen und ein schönes Portamento der Leidenschaft. In der Verführungsszene kam ihre Persönlichkeit unverhüllt zur Geltung.

*

Im Deutschen Volkstheater zum ersten Mal: ‚Die Straße nach Steinaych‘ von Wilhelm Stücklen. Ein kluges, sinnvolles Schauspiel, also abseits dem wiener Publikumsgeschmack. Noch nicht ganz erlöst aus dem Konventionellen, zeigt es doch in der Führung des Geschehens, in der Kontur der Figuren Mut zu mancherlei gedanklichem und psychologischem Wagnis. Die Heldin, um deren seelische Zwiespalte es geht, heißt Viga Securius. Klar, daß eine junge Dame, die solchen Namen führt, anders zum Leben und zur Liebe steht als irgendeine Mariedl. Sie ist stolz, herrisch, auf der Suche nach sich selbst. Sie leidet darunter, daß die Vernunft in ihr dominiert, möchte nicht genommen werden, sondern sich geben. Und ahnt es, daß eine Frau sich erst findet, wenn sie sich verliert. Aber sie hat das Pech, immer über der Situation zu stehen und vor lauter Klarheit niemals zur brauchbaren Täuschung zu kommen. Drei Männer werben um sie, jeder in seiner Art ein gutes Exemplar. Der wertloseste führt die Braut heim: weil schließlich er allein ihr die Illusion der freien Entschließung gibt. Bei den andern hatte sie nur die Wahl, sich sentimentalisch

überrumpeln oder durch Willenskraft ertrotzen zu lassen. Fräulein Viga ist kein uninteressantes Lebewesen. Ihr Menschentum ist stärker als ihre Weibschaft: das entscheidet letzten Endes. Und aus solchem Mißverhältnis blühen ihre Launen, ihre Unzufriedenheit, ihre Unsicherheit. Sie entscheidet: für das Leben, gegen die Liebe. Daß dieses Leben zehn Millionen in die Gemeinschaft mitbringt, macht den Entschluß leichter. Die Männerseelen um das komplizierte Mädchen werden von dem Dichter nicht mit gleicher Leser-Aufmerksamkeit durchblättert. Bei ihnen wird seitenweise überschlagen. Aber vom Inhalt erfährt man doch mancherlei und durchaus Signifikantes. In der schönen, saubern Einfachheit des Schauspiels steckt viel Kultur. Es ist dichterisch und dramatisch fein ausgewichtet. Nur manchmal ein wenig trocken, allzu preußisch „organisiert" und hie und da auch ein bißchen schnoddrig-wortkarg. Eine vortreffliche Aufführung half gegen gekränkte Zuschauer zum Erfolg. Frau Carlsens reizvoll blühende Nüchternheit paßt herrlich für die Viga. Sie hat so was schmeichlerisch Kühles und anmutig Scharfes in ihrer Art. Wie Kristallglas, spröde, farbensprühend und voll lieblichsten Glöckchenzaubers. Frau Erika Wagner sang vornehm ein Brahms-Lied. Ob kleine Lieder ihre Sache sind, scheint zweifelhaft, aber für große Oper dürfte sie — man hat das schon bei den Klassikern gemerkt — Eignung haben.

*

An der Neuen Wiener Bühne spielt man jetzt eine Komödie, die ‚Theater' heißt, drei Akte und einen Herrn Arthur Ried zum Verfasser hat. Zur jüngsten deutschen Dichterschule scheint er nicht zu zählen. Seine Komödie ist ein Schmarrn alten Stils, dünn und wässerig, voll gleichgültigen Geredes und Getues. Sie beschäftigt sich, in liebevoller Ironie, mit der Schauspieler- und Schauspielerinnenpsyche, zeigt, wie nervös, übertrieben, verlogen, kindhaft, leidenschaftlich, unecht, schlau und töricht Komödianten sind, wie's bei ihnen, um sie und in ihnen zugeht, wie sie mit einander, mit Direktoren, mit Friseusen, mit Agenten, mit Freunden, mit Dienstboten verkehren, wie sie launisch, boshaft, gutmütig, spielerisch, eitel, treu, untreu, albern, genialisch, lächerlich und unruh-voll sind, wie sie sich zanken und vertragen. Aber selbst wenn das ein Geschickterer und Witzigerer zeigte als der Dilettant, der diese schlechte Arbeit gemacht hat, möchten wir nicht gerne hinsehen. Wir haben genug vom Innen- und Außenleben des lustigen Künstlervölkchens. Es ist relativ unwichtig. Nach liebenswerten Betisen und entzückendem Schwachsinn aus Mimenkreisen ist derzeit geringe Nachfrage. Die menschlichen Schwächen der Schauspieler, ihr Nervensystem, ihr erotischer und sonstiger Betrieb sind ja sicherlich sehr bemerkenswert. Als Objekte der literarischen Darstellung jedoch ein wenig abgebraucht. Sie taugen nicht einmal mehr dazu, ausgelacht zu werden. Vom geringsten Mimen wollen wir gern, im Buch wie auf der Bühne, erzählen hören, wenn er ein interessanter Mensch ist. Aber

die Forderung zärtlichen Versenkens in ein wurschtigstes Menschentum, nur weil es den interessanten Schauspielerberuf übt, ist eine läppische Unbescheidenheit.

Frau Marietta Olly spielt die Primadonna in der armseligen Komödie. Sie ist eine angenehme, gewandte Schauspielerin, so eine Art verdünnte Roland. In die Darstellung eines ekelhaften Komödianten kniete sich Herr Stahl-Nachbaur mit der ganzen Wucht seines schauspielerischen Wesens hinein. Die schwächliche Rolle war so fünfschrötiger Parodie nicht gewachsen und ging aus dem Leim wie ein Sesselchen unter einem Athleten-Gefäß.

*

Im Deutschen Volkstheater: ‚Vater Engelbert', ein wiener Volksstück mit Gesang von Robert Nagel. Vater Engelbert ist ein Schlosser a. D. Er lebt mit seinem braven Weib in der Provinz und läßt den Sohn, Rudi heißt er, in der Großstadt studieren. Aber der studiert nicht, sondern geht mit der Milli. Drei Jahre lang. Dem plötzlich besuchenden Vater redet Rudis Freund ein, er, der Rudi, sei schon Doktor. Allerlei Mißverständnisse unterstützen die Täuschung. Die freundlichen Reden des Vater Engelbert wirken so moralisierend auf die Milli, daß sie tränenfeucht wird, eben erhaltene hundert Kronen dem Rudi zurückgibt und aus dem Volksstück verschwindet. Schade. Man hätte gern noch so ein Varietéliedchen gehört, wie es Fräulein Keller, den Tod des Vorstadt-Chantants munter parodierend, da trällerte. Zweiter Akt: zu Hause bei Vater Engelbert. Gemütliches Heim braver Leute. Die drollige Loisi-Tant' hätte auch länger auf der Bühne bleiben können. So ein phantastisches Provinzgewächs! Unwahrscheinlich welt- und zeitfern. Rudi, der Doktor, ist der Eltern und der Gemeinde Stolz. Er leidet aber unter dem Trug. Frage: Wie sag ichs meinem Vater? Das besorgt der Freund aus dem ersten Akt, der inzwischen geheiratet hat. Ehe er dem Vater Engelbert den Stoß ins Herz versetzt, singt er mit seiner jungen Gattin ein Duo. Nun, auch das geht vorüber. Und es erscheint ein dalmatinischer Schiffsreeder (Herr Homma), ein lang nicht gesehener Jugendfreund Vater Engelberts. Er hat einen ganz dicken weißen Schnurrbart, ist von allerheiterster Gemütsart, sieht aus wie ein sanguinischer Hotelportier und spricht südslawisches Deutsch (Böhm-Ersatz fürs Volksstück). Sein Töchterchen rollt die R wie ein Harzer Kanari. Sie liebt Rudi auf den ersten Blick und wird auf eben denselben von ihm wiedergeliebt. Nun erfährt Vater Engelbert von Rudis Nicht-Doktorschaft. Es trifft ihn hart, aber der Mutter zuliebe spielt er die Gemütskomödie weiter und schickt den Sohn als Matrosen mit dem Hotelportier nach Indien. Dessen rollendes Töchterlein bleibt hier. Dritter Akt: Vater Engelbert ist verarmt. Er hat Rudis Schulden gezahlt. Er fabriziert (für die Mutter) Briefe des Sohnes. Zwei Jahre lang. Bis ein echter Brief kommt, Rudis Aufstieg zum geachteten Kaufmann meldend. Gleich hernach erscheint der weißbuschige Dalmatiner und Rudi

selbst, und mit ihnen halten auf der Bühne Einzug: Verlobung, Wohlstand, Glück, Zufriedenheit. Vorher singt Vater Engelbert, im Schurzfell vorm Amboß stehend — er ist, verarmt, wieder schlosserisch tätig — ein Lied: Das Leben ist ein Tanz, das Leben ist ein Kranz, das Leben ist eine Kassette. Und der Tod hat den Schlüssel. Der Refrain wird mit leisen Hammerschlägen des Vortragenden begleitet. Na, schön. Etwas wehmütige Perspektive auf die Vergänglichkeit des Irdischen gehört nun einmal zur Ausstattung der volkstümlichen Muse. Von so kleinen Imitationen, Billigkeiten und Rührseligkeiten abgesehen, ist das Stück gar nicht übel. Ein bißchen spassig, ein bißchen gefühlvoll, ein bißchen dämlich. Es ist nicht ohne Laune und nicht ohne Stimmung. Ein Hauch altväterischer Güte und Heiterkeit durchwärmt manche Szene. Schmale Durchblicke in die Welt der engen Stuben und kleinen Leute vermitteln Anheimelndes. Es ist, insbesondere am Deutschen Volkstheater, viel böserer Schund viel gnädiger aufgenommen worden. Herr Thaller spielt den Vater Engelbert. Fein, still, warm, von Ur-Froheit durchhellt, von langer Sonne verschrumpelt, aber ganz süß gekocht, wie eben nur Herr Thaller so brave alte Seelen zu spielen weiß.

*

An der Volksbühne spielt Frau Ida Roland die Lola Montez in einem so betitelten Stück von Adolf Paul. Wir sehen hier die spanische, insbesondere durch ihre bayrischen Wirbel zu Ruhm gelangte Tänzerin in vollem Betrieb. Heiße Liebes- und grausliche Staatsangelegenheiten kreuzen einander: im Schnittpunkt tanzt Lola Montez. Ihr großes Temperament, farbig ausstrahlend, wird offenbar. Wenn du mich liebst, bist du entflammet, doch wenn ich lieb', nimm dich in Acht! Der herrliche Karlistenführer Madons nimmt sich in Acht. Mit Lackstiefeln und klingenden Silbersporen

stapft er in die Schlinge, die ihm der eifersüchtige Regent, gut bedient von einem eifersüchtigen englischen Diplomaten, gelegt hat. Und grade vor der armen Lola Fenster wird die Schlinge zugezogen, Madons gehängt. In jenem kritischen, herzzerfleischenden Augenblick kommt, gleichsam als Kind der unkonsumierten Liebe zu Madons, ihr Entschluß zur Welt, eine Rache-Tänzerin zu werden. Herr Adolf Paul hat schon bessere, ehrgeizigere Komödien geschrieben als diesen Reißer. Auch in ihm verleugnet er nicht eine gewisse Kultur der Theatermache und Theatersprache.

Frau Ida Roland zeigte, was sie kann. Das ist viel. Sie ist eine Kaprizen-Spielerin ersten Ranges. Ganze Regenbogen weibischer Laune sprüht sie über die Szene. Sie hat Kraft und Geschmeidigkeit. Auch in der Stimme, die knistert und Funken gibt und an ein gegen den Strich gebürstetes Katzenfell erinnert. Ihre Leidenschaft ist außerordentlich bühnen-praktikabel. Für Herrschsucht hat sie eine ganz besonders tönereiche Skala, für Verliebtheit die schönste Atemtechnik, für heftige seelische Erschütterung ausgezeichnete Methoden des Stockens und Hinrasens und Wieder-Stockens. Wenn sie sich im wilden Schmerz zerreißt, hat man die Empfindung, daß sie ganz bleibt. Ihr Körper ist von bewunderns-werter Klugheit. Ich kenne keine zweite Schauspielerin, die so intelligente Schultern, so witzige Kopf-Attituden, so schlagfertige Wendungen in der Taille hat. Was der Regent von Lola sagt, stimmt auch für Frau Roland: „sie ist kalt, berechnend, zu allem fähig". Er setzt dann noch hinzu: „. . . nur nicht, sich zu einer großen Passion hinreißen zu lassen".

Von dem Publikum des Volksbühnen-Abends hätte er das nicht behaupten können. Es hatte die Passion, ließ sich hinreißen und war dankbar, einem starken schauspielerischen Willen unterliegen zu dürfen.

Jugendgedichte von Josef Kainz

Heimweh

Die Brust ist beengt, der Kopf ist so schwer —
wo kommen die finstern Gedanken her?
Auf Thüringens Wiesen, in Thüringens Auen
ist nirgends ein trübes Gesichte zu schauen —
nur ich bin so traurig im frohen Verein.
Was mag mit mir wohl geschehen sein?

Soll ich Euch sagen, was mich bedrückt?
Der Heimat der Lieben bin ich entrückt!

Ein Fremder steh ich auf fremdem Grund
und nimmer wird meine Seele gesund,
wenn ich nicht wieder Oesterreichs Auen
und Oesterreichs Wälder kann wieder schauen.

Ich weiß am grünenden Donaustrand
ein lauschiges Plätzchen, gar wenig bekannt,
da breitet ein grüner Teppich sich aus
und Bäume wölben sich da zum Haus,
und in den Zweigen tönet Gesang,
der hat einen wunderlieblichen Klang,
ein murmelnder Bach das Plätzchen durchzieht,
darin die Forelle man spielen sieht.
Und wenn am Morgen die ersten Strahlen
der Sonne purpurn die Berge malen,
wenn hier und da ihr grelles Licht
gewaltsam das dichte Laub durchbricht,
dann siehst du wohl gar ein Rehlein stehn,
nach allen Seiten es lauschend spähn.
Wenn es sich dann ganz sicher glaubt,
ins Freie zu treten es sich erlaubt,
da rauscht ein Blättchen vom Baume nieder
und rasch ins Dickicht verschwindets wieder.
Und wenn des Mondes silbernes Licht,
sanft durch der Bäume Zweige bricht,
die Blumen, die am Bächlein sprossen,
die Kelche alle längst geschlossen,
wenn die Natur in Schlaf gewiegt
und still und lautlos alles liegt:
dann steigt das Donauweibchen ans Land
und wandelt entlang den grünen Strand,
an jenem Plätzchen hält es still
und singet dann da der Lieder viel
aus alter, längst hingeschwund'ner Zeit,
wie Markgraf Rüdger um Krimhild gefreit,
wie König Etzel der Frauenheld
zu Wien mit ihr die Hochzeit hält,
wie der Burgunder blut'ge Scharen
ins Hunnenland zur Sonnenwend' fahren,
wie sie gekämpft dort und alle erschlagen —
gar viel noch hört' ich sie singen und sagen,
doch mit dem ersten Hahnenschrei
taucht sie ins Wasser. Der Sang ist vorbei.

— — — — — — — — — —

Zu jenem Plätzchen laß beide uns ziehn,
laß uns dem Weltgetümmel entfliehn.
Dort laß mich der Leiden und Sorgen vergessen,
dort war ich so selig! Nichts hab ich besessen —
nichts als ein fühlendes Herz in der Brust.
Ach damals, da lebt' ich in Freude und Lust.
Und wenn ich unter der Menschenbrut
verloren habe so manches, was gut,
und wenn man schon vieles an mir verdorben:
Das Herz in der Brust ist mir noch nicht erstorben —
doch könnt' es gelingen den frevlen Bemüh'n,
drum laß' uns zu jenem Plätzchen ziehn,
dort wollen wir leben den Kindern gleich
und unser wird sein das Himmelreich!

Zur Entschuldigung, daß ich obenstehendes Gedicht verbrochen, genüge Folgendes: Ich hatte mir in Dresden, gelegentlich unsres Gastspiels, auf einer Probe der ‚Bluthochzeit' den Fuß vertreten und lag nun allein, von aller Welt verlassen (und wie das Gedicht zeigt, auch von Gott) den ganzen Tag auf meinem Sopha. Ein furchtbarer Zahnschmerz quälte mich ärger noch als der kranke Fuß. Mein Geist, angegriffen durch den zwiefachen körperlichen Schmerz, schwitzte obiges Gedicht aus. Mea culpa! Mea culpa! Me amaxima culpa!

Meiningen

Noch einmal an J. W.

Noch immer rast ein Fieber durch mein Hirn,
noch immer glüht ein Funke in der Aschen,
noch manchmal denk ich dein, du Plutzerbirn,
noch immer möcht ich von dir naschen.

Einst glich dein Aug' dem strahlenden Demant,
in dem das Wasser sich dem Feu'r vermählt.
Das Wasser blieb. Das Feu'r ist ausgebrannt,
und gegen deinen Blick bin ich gestählt.

Einst glich dein Auge einem klaren See,
aus dem des Himmels Reinheit wiederstrahlte.
Jetzt gleichts nur noch der Regenwasserpfütze,
in der sich der Novemberhimmel malte.

Und deine Lippe, einst der Rose gleich,
von der ich Paradieseswonnen küßte,
gleicht noch der Rose, aber der verwelkten,
wie sie zu finden ist auf jedem Miste.

Und dennoch rast ein Fieber durch mein Hirn.
Ich merks an meinen Versen. Dürft ichs wagen,
nochmals von dir zu kosten, Plutzerbirn?
Allein ich fürcht', du liegst mir dann im Magen.

München, am 24. Januar 1881.

An Sie

Ach, Lina, laß dich doch erweichen
und gib von dir ein Lebenszeichen!
Sonst — holen mich zehntausend Teufel —
setz ich in deine Liebe Zweifel.
In Trauer, Tränen, Schmerzen, Klagen,
in Sehnsuchtsweh muß ich verzagen.

Ach, Lina, laß dich doch erweichen
und gib mir doch ein Lebenszeichen,
und wärs auch nur „Muh!" oder „Mäh!"
Dein Schweigen tut mir gar so weh,
es hat mir schon mehr Leid gebracht
als Floh und Wanz' in stiller Nacht.
Wenn ich nicht bald ein Briefchen von dir habe,
trägt man mich noch am Knochenfraß zu Grabe!
Drum, Liebchen, lasse endlich dich erweichen
und gieb mir bald von dir ein Lebenszeichen,
denn sonst passiert wahrhaftig ein Malhör
mit deinem ewig treuen Liebhabör.

Wohlgemeinte Ratschläge
auf meine Photographie an mein Bräutchen!

Willst du ganz mein Herz erfüllen,
mußt du nicht Theater spüllen,
mußt die Rolle nur studieren,
die die Hausfrau durchzuführen.
Deiner Kleidung höchster Putz
sei der Küchenschürze Schutz.
Von des Küchenfeuers Blinken
laß dir deine Wangen schminken,
und als lieblichste Lektüre
stets ein Kochbuch bei dir führe!
Lorbeer sollst du nur benutzen,
einen Schweinskopf aufzuputzen,
oder auch, um würziges Leben
einer sauren Sauc' zu geben —
und dein höchster Lohn alsdann
sei ein Kuß von deinem Mann!

München, am 8. April 1883.

Techniker und Kaufmann von Lorarius

Es ist stets anerkannt worden, daß die Daimler-Werke hohe Leistungen aufzuweisen haben. Diese hohen Leistungen sind aber weniger der kaufmännischen Leitung als der technischen Leitung und der Arbeiterschaft zu danken." So die Heeresverwaltung in der Reichstagssitzung am zwanzigsten März. In Nummer 12 der ‚Schaubühne' sagte ich: „Wenn man loben will, so lobe man den Industrietechniker, der die Hauptarbeit leistete, nicht aber den Industriekaufmann, dem die gebratenen Tauben ins Maul gejagt wurden." Weshalb hat man der Heeresverwaltung die Zerstörung der Tüchtigkeitslegende überlassen, weshalb ist nicht von andrer Seite auf die einfachsten Tatsachen hingewiesen worden? Der Kaufmann ist in der Kriegswirtschaft zum gequälten Statistiker, zum ängstlichen Verordnungsstudenten geworden, vom Kaufmann ist nicht viel übrig geblieben. Immer wieder wurde über den Vernichtungsgang der Organisatoren geklagt. Dieser Feldzug gegen die Selbständigkeit vernichtete aber nicht nur Existenzen, sondern auch kaufmännische Findigkeit. Bei schreiender Nachfrage ist es keine Kunst, Aufträge einzuheimsen. Der Kaufmann brauchte sie nur zu verbuchen, zu verrechnen, und er hat das gewiß nicht zu seinem Schaden getan. Er war ja fast ohne Konkurrenz. Wohl sind mir die Materialsorgen bekannt, aber Materialsorgen sind keine Kaufmannssorgen. Geschäftemachen ist die Aufgabe des Kaufmanns. Nichts war in diesem Kriege

bequemer als die Lösung dieser Aufgabe. Dem Techniker dagegen wurde die Beantwortung der viel schwierigern Kapazitätsfrage aufgelastet. Er mußte die Verdauungsmöglichkeiten schaffen, die Fabrikatgüte den Anforderungen anpassen, für Ersatz und immer neuen Ersatz sorgen. Er ist der geistige Herrscher der Kriegsproduktion wie des Kriegsgeschäftes. Viel höher auch ist seine Leistung zu bewerten als die des Organisators der Kriegswirtschaft. Immer noch knien die Leute vor der Organisation. Einer trompetet seit 1915 laut sein Organisationsgenie aus. Der Herr imponiert uns nicht mehr, seit wir wissen, daß beinahe jeder Lehrling organisieren kann, wenn man ihm nur Vollmachten und Apparat zur Verfügung stellt. Also auch diese Kaufmannstätigkeit zwingt uns nicht zur Anbetung. Sie wurde uns schon im Frieden angepriesen. Wir sollten uns vor den Trustgiganten bücken und sie an den Ringenden vorbei bewundern. Aber kann man von uns verlangen, daß wir vor einem langweiligen Schematismus katzbuckeln oder lobsingend vor einem Bette stehen, das der Vater gemacht hat, und in dem jetzt der Sohn sich ausschläft? Das hat man von uns verlangt und verlangt man immer noch. Aber wir sehen die ganze Armseligkeit dieser Frisur auf dem ererbten Kopfe, der kaum die Konturen, viel weniger den Inhalt des Erblasserkopfes hat. Der war, nicht nur in Berlin, im Osten und Westen, im Norden und Süden Deutschlands, Kaufmann und Techniker dazu. Angewiesen auf seine eigenen Augen, oft auch auf seine eigenen Arme, kämpfend mit schweren Konkurrenzgefahren, mit Preisen und Qualitäten. Heute sehen wir Vertrustungen und bequeme Ankittungen an Großbanken im Frieden, im Kriege aber ein Zujagen der Aufträge, ein Aufdrängen der Kapazitätserweiterungen, eine Ausdehnung der Werke ohne Risiko und dennoch ein schamloses Ueberfordern. Wagt euch doch an die Sozialpropheten mit der schiefen Praxis, zeigt ihnen doch den Riß im Gemüt, diesen Tretern nach unten und Wedlern nach dem Ideal! Reißt doch der Verlogenheit die Maske herunter, dieser Tuerei auf den Millionen, dieser Heilbringerei ohne brauchbare Salbe! Und schont auch den Mann nicht, der für fünfzigtausend Mark Verteidigerhonorar einen Schieber mit dem deutschen Waffenschmied vergleicht.

Es ist keine Uebertreibung: Der Arbeiter, mindestens der Qualitätsarbeiter, hat mehr Anteil an den Erfolgen der Kriegsproduktion als der Kaufmann. Glaubt ihr aber, die Herren hätten ihren Dünkel vor solcher Leistung weggeworfen? Sie spielen gern die Patriarchen, aber mit Gnädigkeiten ist es nicht getan. Die Arbeiter wollen für ihre gewaltigen Taten Selbstbestimmung. Es gibt einen Weg dahin, den man ihnen mit schwerem Geschütz verbaut. Dieser Weg führt in die Geschäftsleitung, in die kaufmännische Verwaltung. Bestimmten kluge Arbeiter die Kalkulationen mit, so würde das Reich viel billiger weggekommen sein. Tut doch jenen Sozialpropheten den Gefallen, macht eine neue Wirtschaft, aber laßt Arbeiter und Angestellte in die Verwaltungen, gebt ihnen das Recht, das zwingende Recht zur Teilnahme an den Geschäften. Ihr hättet es im Krieg so bequem gehabt. Ein Paragraph im Hilfsdienstgesetze hätte genügt. Aber es ist noch nicht zu spät für eine solche soziale Großtat, die wirklich eine Schöpfungstat wäre. Ihr hättet nur die Entwicklungsrichtung gesetzlich anerkannt. Ihr würdet die besten Garantien gegen Unehrlichkeit, gegen alle die faulen Jungens schaffen, die die Patriarchen mit dem Knüttel spielen und euch bemogeln. Hättet ihr früher zugepackt: die Inflation wäre nicht derart angeschwollen, die Valutakurve wäre sanfter geworden, und viel Aerger wäre euch erspart geblieben. Wahrscheinlich auch der Anblick von Moralpaukern ohne zureichende Moral.

Antworten

J. Sch. Ja, richtig: es ist noch nachzutragen, was Barnowskys Schauspieler für oder gegen Strindberg geleistet haben. Da ihr Direktor und Regisseur die Neigung hat, von den Zeitungsverlegern zu verlangen, daß sie den Kritiker, der ihn nicht lobt, in irgendeiner Weise bestrafen: so muß man sich hüten, den Widerwillen gegen solche Praktiken zu einer Gereiztheit gegen das ganze Unternehmen werden zu lassen, und mehr denn je auf Gerechtigkeit aus sein. Aber ich kann doch nicht mit Gewalt gesehn haben wollen, was einfach nicht da war. In diesen erst vom Dichter und dann vom Spielleiter auseinandergetriebenen Szenen und Akten fehlten mir die Naturen, die sie wieder zusammengetrieben, geballt und befeuert hätten. Manche der stärksten Kräfte, etwa die Grüning, hatten zu kleine Rollen, und manche der großen Rollen schlotterten starken Kräften am ungeeigneten Leibe. Selten entfaltete sich ein wahres Zusammenspiel; am seltensten zwischen Komparserie und Solisten. Wenn in jener genialisch durchblitzten Gerichtsverhandlung, wo der Versucher einen Mord bis auf die Schlange im Paradiese zurückverfolgt und -erklärt, die Dorfbewohnerschaft eine Art Chor abgibt, so war zwar ersichtlich, daß dessen Rhabarber hatte verreinhardtet werden sollen; aber was herauskam, war Dilettantismus. Selbst zwischen zwei Gegenspielern stand meist eine kalte Luft. In diesen unpersönlich heruntergemalten ‚Gegenden', die weder als Phantasie- noch als Nordland überzeugten, schien auch den Darstellern diejenige Stimmung zu erfrieren, mit der uns anzuwärmen ihre Aufgabe war. Barnowskys Verderb ist sein falscher Ehrgeiz. Seine Sache ist Wied, ist Molnar, ist Shaw, ist vielleicht Tschechow. Aber da er höher hinaus will, als ihm die Anlagen seiner Truppe eigentlich erlauben, so nimmt er sich einen verführerischen Frackmenschen, einen Spezialisten für Beichtkinder mit dem längsten Sündenregister her und macht aus ihm einen Beichtvater mit Tonsur. Es war bezeichnend, daß Kurt Götzens Konfessor einen einzigen Augenblick hatte, wo ein Menschenklang durch die eingelernte Salbaderei schlug: nämlich als er mit jenem verschleiert-entschleiernden Lächeln, das ihn im Lustspiel so niederträchtig gut kleidet, und mit dem entsprechend lüsternen Unterton von David behauptete, daß er in seiner Jugend was andres getan als Psalmen gedichtet habe. Loos hat nie was andres getan; wohlverstanden, wie er als Schauspieler wirkt. So ist er ein wunderbar milder Priester Keegan, ein mindestens glaubhafter Gregers Werle, aber kein zwingender Doppelgänger August Strindbergs, der euch alles in allem war: der Sohn der Magd und das Stiefkind des Lebens, der Hasser, Flucher und Trinker, der gefallene Engel, der Künstler, die weiche, verletzbare Seele, der Aristokrat und der Werwolf, der ringende Gottsucher und der resignierende Gottfinder, der im ungeschriebenen vierten Teil dieses Dramas das Kloster verläßt und ahasverisch weiterwandert „und wandert, wandert, wandert ruhelos". Ein so grauenvoll Unbekannter als der bekannte, durch und durch bekannte sympathische Loos (der jetzt wieder in seine alte Schwäche verfällt, bei Ausbrüchen nicht die Zähne auseinanderzukriegen): da muß die Einbildungskraft nachdrücklicher helfen, als sie gemeinhin fähig ist. Sie wird auch nicht fertig bringen, sich unter Lina Lossen „die Maitresse eines verheirateten Mannes" zu denken, „den sie wegen Vergewaltigung anzeigte, nachdem sie selbst in sein Atelier gedrungen war und ihm nackend Modell gestanden hatte". Aber wenn aus der ‚Dame' endlich „die Mutter" wird, durch welche Entsühnung zu erlangen, auf deren Knieen einzuschlafen der Traum, die

Sehnsucht, das Lebensziel des Unbekannten von jeher gewesen ist: wenn dann das Antlitz der Lossen zu leuchten beginnt und Jubel von ihren Lippen kommt — dann ist es freilich, als ob sich der Himmel öffnet. Auf der Erde dagegen war am siegreichsten Abel. Er sollte sich gewisse vulgäre Vokalabschleifungen abgewöhnen, zum Beispiel nicht „ze“ statt „zu“ sagen, weil das dazu beiträgt, den Abstand zwischen seinem und Strindbergs Format mehr zu vergrößern, als bei seiner schauspielerischen Potenz vonnöten ist. Diese ist immer wieder erstaunlich. Er tritt auf, und das farbigste Leben ist auf der Bühne. Der zweideutige Blick, der spöttische Mund, die Ironie schon im Timbre der Stimme: das könnte reizen, diesen Versucher mit dem Mephisto zu versuchen. Ein Reiz, dem nicht nachzugeben ist. Zu Mephisto würde sich Abel wahrscheinlich verhalten wie zu Goethe dieser poète maudit, dessen hingewühlte, qualengeborene, unerlösende, todgeweihte Trilogie man mit dem ewigen ‚Faust‘ zu vergleichen unbefangen genug war.

Eveline P. Sie sind — nach meiner Kritik der ‚Seeschlacht‘ und nicht nach dieser allein — „ehrlich traurig“, daß ich für die neue Generation nicht begeisterter bin. „Der jüngste unter den berliner Kritikern, auf die man hört, ist gegen die jüngsten Dramatiker am kühlsten. Wie schade!“ Aber ich singe, glauben Sie mir, wie Verdis Amneris: Komm her, berausche mich! Und wäre glücklich, berauscht zu werden. Liegts wirklich an mir, daß ich nicht berauscht bin? Weil Sie für ausgeschlossen halten, daß es an der Gegenpartei liegt, setzt es gar den mit Recht so beliebten „Rationalisten“. Das tut nun am wenigsten weh. Wie sagt Kurt Hiller? „Rationalist!: Racheschrei Derer, die nicht denken können.“ Ich denke, zum Beispiel, daß mich die Jüngsten nicht nötig haben. Die Generation von 89 hatte Brahm und Schlenther für und den ganzen Troß gegen sich. Der stand auch noch gegen die Generation von 1900, die zwei andre Kritiker für sich hatte. Den Einen zu nennen, verbietet mir meine Bescheidenheit. Wenn am Morgen nach der Premiere des ‚Marquis von Keith‘ der Autor gepfählt wurde, nachdem am Morgen vorher ‚Es lebe das Leben‘ als eine Dichtung bezeichnet worden war, um derentwillen sich das Leben zu leben lohne: dann ging man den Rest der Woche in einer Wut herum, die sich nicht eher beruhigte, als bis man am Montag den Sudermann kurz und klein geschlagen und für Wedekind die Fanfare geblasen hatte. Man hat seitdem nicht verlernt, die Fanfare zu blasen, gewiß nicht. Aber die Generation von heute hat als Fanfarenbläser ja doch den ganzen Troß für sich. Dem sind zwei Blamagen genug, und so ist er entschlossen, dieses Mal zu bestehen. Sein Herz ist bei Sudermann, weil sein geistiger Zuschnitt dessen dichterischem entspricht. Macht nichts. Man schleicht mit gesenktem Blick an dem rüstigen Sechziger vorüber, behandelt ihn schlechter als er — nicht etwa verdient, aber von den Aposteln seines besten Mannesalters verdient, und huldigt den Jünglingen, die man nicht irgendwie liebt, die man nicht versteht, denen man nur eine Zukunft anzuriechen sich einbildet. Man kümmert sich nicht darum, daß man durch allzu große Verwöhnung diese Jünglinge möglicherweise verhindert, sich diejenige Zukunft zu erarbeiten, die ihre Begabung haben könnte — man lobt nur wild und unwählerisch drauf los. Nichts wäre zeitgemäßer als eine Streitschrift wider die Verweichlichung in der Theaterkritik. Ich meinesteils war vor sechzehn Jahren für die Verrohung und bin es noch. Meine Kühlheit wächst im gleichen Verhältnis zu der künstlichen Hitze der Stockfische. Das Motto des ersten Buchs von ‚Dichtung und Wahrheit‘ sollte der Bannerspruch jedes Kunstpolitikers sein. Aber — und endlich lasse ich wieder Sie zu Worte, teuerste Frau: man ist doch

erst zudritt Kunstpolitiker! Zunächst ist man Kunstempfänger und als solcher immer und immer wieder ein unbeschriebenes Blatt; zuzweit ist man Kunstkritiker und als solcher, wenn man nicht berufsmäßig „contre-imitation" zu treiben beliebt, mit seinem Urteil fertig, bevor sich ein Andrer geäußert hat. Das stimmt und stimmt nicht, weil man ja schon im Theater spürt, ob der Künstler mit widrigen oder günstigen Winden segelt und ihm, je nach dem, von vorn herein innerlich hilft oder opponiert. Das ruft innerhalb einer Kritik Nuancen des Ausdrucks und der Betonung hervor, über die man öffentlich keine Rechenschaft abzulegen braucht, weil man sie nur seiner höchsten Instanz: dem eigenen Gewissen schuldet und dieser auch abgelegt hat, bevor der Setzer seine Arbeit beginnt. Aber — und jetzt kommen wir doch zu einander: Es sind Nuancen. Das alles spielt sich hinterher ab. Im Anfang grüßt das Blut die neue Erscheinung — und das allein ist entscheidend. Und da fühlen Sie allerdings richtig heraus, daß mein Blut die neue Generation (über die an dieser Stelle von mir und den Meinen noch viel gesagt werden wird) bisher nicht gegrüßt hat. Dieser ganze Heerbann von ekstatischen Aktivisten, so verschieden sie unter einander sind, erscheint mir ungefähr wie das Gefolge Gerhart Hauptmanns in seiner ersten Blüteperiode, wie die Halbe und Hirschfeld und die übrigen Naturalisten-Mannschaften, Feldwebel, Leutnants — ohne den Hauptmann. Es sind Nachläufer in der Gestalt von Vorläufern. Sie sind nicht uneben; aber sie ermangeln des Königsgedankens. Sie sprechen fließend, teilweise allzufließend eine Sprache, die bereits über die Grenzen des Bundes verstanden und doch nicht eher Bedeutung erlangen wird, als bis ein Genie sich drin ausgesprochen hat. Auf dieses warte ich, ohne vor seinen Vorhutschwärmen verzückt zu erschauern. Wenn es einzieht, werden Sie mich dort finden, wohin man vor dem Genie gehört: im Staube.

Theaterbesucher. Ueber Wedekind den Dramatiker stehen in meinen Büchern fünfunddreißig Seiten, denen ich nichts hinzuzufügen noch wegzunehmen habe, bevor mir nicht sein Lebenswerk, teilweise oder ganz, von neuem vor die Augen gekommen ist. Des Menschen Wedekind, der mich nicht mehr mochte, seitdem er durchgedrungen war und in mir länger keinen Herold, sondern nur noch einen sachlichen Kritiker hatte (und der, so sehr er sich sonst vom Durchschnitt abhob, in der Abneigung gegen eine einschränkende, also geschäftsschädigende Kritik keinen Wert auf Besonderheit legte) — des Menschen gedenke ich voll Dankbarkeit für viele lebendige Stunden. Ich gedenke seiner altfränkischen Höflichkeit des Herzens; seiner neidlosen Bewunderung überlegener Dichtergenossen; seines schonungslosen Witzes, der mit einem einzigen Biß eine Reputation mitten durchknackte; seines ehrlichen Eingeständnisses einer Erfolgssucht, die sogar das Mittel des dauernden Umgangs mit Schmöcken heiligte, wofern ihre Zeitung gelesen genug war. Ich gedenke eines Mittags in seiner münchner Wohnung, der ihn als Gastgeber, Gatten und Vater von einer rührend zarten und zärtlichen Seite zeigt. Ich gedenke eines Gelages mit ihm und Matkowsky, den er kennen zu lernen sich gewünscht hatte, und den wir nach dem ‚Othello' bei Steinert am Kurfürstendamm erwarteten. Gegen Mitternacht stampfte Adalbert endlich herein. Er hatte, selbstverständlich, noch niemals Wedekinds Namen gehört und behandelt ihn so unbefangen, wie es dem grade recht war. Den reizte der Gaukler und Feuerfresser, der Zigeuner und Mauernweiler, der Unband, das große Kind, der verschwenderisch lachende und zechende Riese, der bei aller Aufgeschlagenheit doch niemals durchsichtig wurde. Wedekind hatte die Undurchsichtigkeit

ohne die Aufgeschlagenheit. Wortlos, soweit es möglich war, ohne ungezogen zu wirken, saß er vor diesem Letzten der Mohikaner, starrte und horchte, nickte manchmal zustimmend, trank von dem guten Rheinwein in geziemendem Abstand von einem unerreichbaren, damals noch unerreichbaren Partner und empfahl sich unvermittelt so gegen Zwei. Matkowsky versuchte eine Weile, den Eindruck dieses steinernen Gastes durch Fragen über seine künstlerische und menschliche Beschaffenheit zu ergänzen, und schlug um vier Uhr vor, den angebrochenen Nachmittag in einem kleinen Caféhaus der Nachbarschaft zu beschließen. Da — wer hockte da mutterseelenallein an einem Nischentisch und schrieb mit Bleistift in ein Kalikoheft vor sich hin? Wir bemühten uns wegzusehen; aber Matkowskys Einzug in ein Lokal zu solcher Stunde pflegte, wie die Musik, mit Geräusch verbunden zu sein, und es war unvermeidlich, daß Wedekind hochsah. Er lächelte, wurde rot, sprang auf, begrüßte uns, entschuldigte sich, daß er geflohen sei, weil er diese Stunden der Stille nicht für die Arbeit entbehren könne, bat, da es damit nun doch einmal vorbei sei, wieder zu uns stoßen zu dürfen, und versprach, nicht wieder so maulfaul zu sein. Er habe sich — ich solle ja nicht, um Himmelswillen nicht, das müsse ich ihm versichern, im geringsten gekränkt sein — bei unserm Anblick lebhaft an Falstaff und seinen Pagen erinnert gefühlt, trotzdem ich — dabei verbeugte er sich verbindlich — unleugbar mein eigenes Schwert vor mich hertrüge, und da sei es wohl gegeben, daß er als Dritter im Bunde den Pistol mache. Es empfehle sich, dazu scharfe Getränke zu mixen — und dieses Mal wars Matkowsky, der starrte und horchte; was ihm genau in dem Maße leichter fiel, wie seine Zunge schwerer wurde. Um sieben Uhr schafften wir ihn quer über die Straße in seine Wohnung, und dann sanken wir selber mit reichlichem Bettgewicht in eine Nacht- oder Morgendroschke. Zehn Stunden später — nachmittags um Fünf, ich war zwischen erstem und zweitem Frühstück — stand Wedekind neben meinem Schreibtisch. Wie aus dem Ei gepellt; und so redete er jetzt auch. Es bedrücke ihn doch, daß wir ihn womöglich für einen Mann von schlechter Erziehung hielten, weil er unsre Gesellschaft verlassen habe, ohne nach Hause zu gehen, und er müsse das unbedingt aufklären. Er habe Matkowsky kennen zu lernen gewünscht, um für einen Kerl aus der Antike oder der Bibel, der ihm dunkel vorschwebte, der sich aber bisher leider nicht habe fassen lassen, irgendwie einen Anhalt zu gewinnen. Je mehr dieser herrlich strotzende Mensch, noch warm vom Tragödienspiel, sich entfaltet habe, desto deutlicher sei ihm die ersehnte Gestalt geworden, und er habe befürchtet, daß ihre Umrisse wieder verblassen könnten, wenn er sie nicht auf der Stelle festlegte. Immerhin sei das Bedürfnis, durch diese Beichte sich reinzuwaschen, nur der eine Grund des Besuchs. Der andre sei die Frage, wie zu erzielen wäre, daß in solch einem Stück, vorausgesetzt, daß es ihm gelänge, die Hauptrolle denjenigen Leib bekäme, auf den er sie tatsächlich geschrieben habe. Ich erwiderte, daß meines Wissens Matkowsky zum Beispiel gern den John Gabriel Borkman spielen, daß es also kein Kunststück sein würde, ihn auch für andre Figuren moderner Dichter zu interessieren. Allerdings: die Hofbühne werde die zugehörigen Dramen bestimmt nicht erwerben, und so sei zunächst einmal nötig, daß man ihren Protagonisten vom Gendarmen-Markt in die Schumann-Straße hinüberbugsiere. Diese Aussicht, die Möglichkeit dieser Aussicht elektrisierte Wedekind förmlich. Es war lustig, wie schnell er außer dem ungeschriebenen Werk die gedruckten und oft gespielten neu mit Matkowsky besetzte. Sie alle würden ein völlig verändertes Gesicht erhalten, und zuverlässig ein schöneres und

mehreres. Die erfolgreichen würden zum zweiten Male erfolgreich sein und die durchgefallenen würden verstanden werden. Ich solle freundlichst Matkowskys Gesinnung erkunden, und dann werde er mit Reinhardt reden. Weiter geht meine Geschichte nicht. Man weiß, daß Matkowsky dem Schauspielhaus niemals untreu geworden ist. Aber die jüngere Literaturgeschichte, die ihre Tätigkeit erst beginnt, wenn sie den „Konzeptionspunkt" einer Dichtung erstöbert hat, behalte diese Kneipnacht im Auge: wahrscheinlich ist sie für die Entstehung von Wedekinds ‚Simson' und ‚Herakles' entscheidend gewesen.

Fünf Brüder Ullstein. Ich nehme an, daß vielbeschäftigte Kaufleute Ihres Schlages nicht morgens und abends dazu kommen, die Vossische Zeitung so sorgsam zu lesen wie ich. Da scheints mir denn nötig, zu Ihrer Kenntnis einen Vorgang zu bringen, dems vielleicht nicht gelingen wird, Ihr Interesse wachzurufen, ders aber ohne Zweifel verdient. Ich vollziehe hier nur, was die Berliner Volkszeitung eine notwendige Feststellung nennt. Beim Merkur, der der Gott des Handels war: sie ist notwendig. Und man würde sich wundern, daß nicht auch die übrigen großen Tageszeitungen diese Notwendigkeit empfinden, wenn man nicht wüßte, daß sie teils den Verdacht der Konkurrenz-Kabbelei, vornehm, allzu vornehm, vermeiden wollen, teils genügend Grund haben, sich durch eigene Milde der Milde des Nachbarn zu empfehlen. Ich weiß aber eigentlich doch kein Blatt (es sei denn die Deutsche Zeitung), das in dem Grade schonungsbedürftig werden könnte wie neuerdings Ihre Vossische Zeitung. Sie beschäftigt den Reporter Professor Stein, zu dessen Charakteristik (in Nummer 11) die ‚Schaubühne' leider wohl einen Nachtrag wird liefern müssen, weil ich keine Lust habe, mir noch lange das Herz von dem Gestöhn seiner Freunde zerschneiden zu lassen, die ihren Freund als viel zu gut weggekommen bezeichnen und mich mit ‚Material' bombardieren. Wie's Gescherr, so der Herr. Der Herr ist Ihre Vossische Zeitung. Aber, was man nicht für möglich gehalten hätte: hier ist der Herr noch schlimmer als das Gescherr. Aus der Berliner Volkszeitung ergibt sich nämlich, daß der Reporter Professor Stein den ukrainischen Delegierten Ssewrjuk in der üblichen Weise belästigt und ihm, der seiner Regierung verantwortlich ist, in „einer politischen Frage von größter Tragweite" Aeußerungen auf die Zunge gelegt hat, die diese gezwungen ist erschrocken weit von sich zu spucken. Unter normalen Umständen könnte ein ausgepichter Skeptiker denken: Nun, da stehen sich wieder einmal zwei Meineide gegenüber. Wenn ein Gespräch stattgefunden hat und A bestreitet, was B berichtet: warum muß dann der Berichterstatter allein der Lügner sein? Der Ukrainer aber scheint seinen Ungarn gekannt zu haben und hat vorsorglich zu der Unterhaltung Zeugen geladen. Und einer der Zeugen stellt den Reporter zur Rede, und dieser erklärt ihm mündlich, „daß Ssewrjuk das auch nicht gesagt hätte, sondern daß die Redaktion aus dem Artikel einen Extrakt gemacht habe und einen derartigen Sinn hineinpraktizierte", und erklärt ihm noch einmal schriftlich: „Da wir in der Vossischen Zeitung keinen Platz zur Verfügung hatten, wurde meine Unterredung sehr gekürzt und die betreffende Stelle, auf die es Ihnen ankommt, anders gefaßt, als in meinem Manuskript stand." Gott, es ist purer Zufall, daß nur die andre Fassung der Vossischen Zeitung in den Kram gepaßt hat. Der Berliner Volkszeitung aber verschlägt es doch ein bißchen die Rede „dieses merkwürdige Verfahren, das sich politische Aeußerungen, um sie einem eigenen vorhandenen politischen System dienstbar zu machen, vergewaltigt"; und so läßt sie den Briefwechsel

ohne Erläuterung durch sich selber selber wirken. Ich lasse nicht. Ich kann nicht schweigend den moralischen Verfall eines Blattes mitansehen, an dem ich lesen gelernt habe. Zu meiner Zeit war ein Wort in der Vossischen Zeitung ungefähr wie das Amen in der Kirche. Unsre Eltern glaubten an ein Ereignis, welcher Art immer, erst dann, wenns die Vossische Zeitung mitgeteilt hatte. Jede Nachricht, die in der Breiten Straße einlief, wurde so umständlich nachgeprüft, bis die Konkurrenz sie schon wieder dementiert hatte. Darum war auch die Auflage winzig; in der Glanzperiode der Lessingschen Erben um vierzehntausend herum. Ehrlich währts eben am längsten. Und so begriff man, daß die Erben der Lessingschen Erben, Bankleute, die sich bewährte Sensationsmacher aus der Zimmer-Straße beigebogen hatten, zunächst diesem Grundsatz zu Leibe gingen. Aber sie hatten offenbar noch zu viel Gewissen. Erst Sie, Herren Ullstein, Sprößlinge eines Vaters, der ein Stück angesehenes altes Berlin war, haben Leute in Ihre Zeitungen und zumal in die redliche Vossische Zeitung genommen, die die Fähigkeit haben, der Vorgängerschaft zu zeigen, was eine Harke ist. Ich habe keine Ahnung, wo aus dieser Vorgängerschaft ein Journalist geblieben ist, der nicht einmal unter seiner Chiffre J. L. die gebührende Anerkennung erlangt, der völlig namen- und selbstlos Jahrzehnte hindurch an der leitenden Stelle des Hauptblatts nichts weiter als politisches Urteil, Anstand, Geschmack und Sprachgefühl bekundet hat. Wo immer er hingeraten sei: er muß sich noch nachträglich schämen, sein Leben bei einer Zeitung verbracht zu haben, die es fertig kriegt, im dritten Jahrhundert eines ruhmreichen Daseins einem Mitarbeiter — möge er selbst so beschaffen sein, daß er früher nicht über diese Schwelle gelassen worden wäre — die berichtete Ansicht nicht des ersten Besten, sondern des Delegierten eines eben noch feindlichen Staates, mit dem Deutschland künftig die freundschaftlichste Beziehung zu pflegen wünscht, ins genaue Gegenteil zu verkehren und die Beziehung damit von vorn herein zu stören. Die es fertig kriegt, einen so ungeheuerlich groben Vertrauensbruch gegen einen Mann zu begehen, der sich darauf verlassen hat, daß an der Spree ja nicht schlechtere Zeitungsgepflogenheiten herrschen werden als jenseits der Wolga. Die es fertig kriegt, auf solchen Verrat einen Betrug an ihren Lesern zu setzen, sie nämlich durch keine Berichtigung aufzuklären, daß sie damals das Gegenteil der Wahrheit erfahren haben. Ueber den Ausfrager, der Millionen besitzt und nach diesem Erlebnis noch eine Zeile für Ihre Firma schreibt, gibts keine Meinungsverschiedenheit. Aber wie dünkt Sie, Herren Ullstein, die Handlungsweise Ihres wichtigsten Blattes? Wie ertragen Ihre Magennerven den ebenso aufreizend lächerlichen wie widerlichen Zustand, daß dieses Blatt im Ton der gottähnlichen Allwissenheit unablässig die Regierung ob der Kurzsichtigkeit beschimpft, um des gegenwärtigen Vorteils willen die Zukunft Deutschlands im Bund der Völker zu ruinieren — und selber nur vom Morgen- zum Abendblatt existiert, den billigsten Boulevard-Erfolgen nachläuft und nicht merkt, wie von seinem Leserstamm der kultiviertesten Berliner, für welche die Vossische Zeitung ein Wahrzeichen ihrer Stadt war, Zweig auf Zweig lautlos abfällt? Wollen Sie ebenso lautlos zuschauen, daß man in Ihrem Hause sich immer ungenierter zu dem Prinzip jenes wiener Zeitungsherausgebers bekennt, der gesagt hat: „Eine falsche Nachricht ist besser als eine richtige — denn die falsche hat man allein"? Und schließlich: wie glauben Sie vor Ihrem Verlagsdirektor bestehen zu können? Das ist ein Mann nicht allein im Staat, sondern auch im Reichsverband deutscher Presse, der die gesamten Interessen des Zeitungswesens vertritt. Wenn ich ihn in

der nächsten Vollsitzung frage, inwiefern der Fall Ssewrjuk-Stein die gesamten Interessen des Zeitungswesens fördert, und wie er ihn zu vertreten gedenkt — was soll mir der arme Mensch antworten? Selbstverständlich wird er als treuer Diener seiner fünf Herren mit dem Brustton der Ueberzeugung, den er nun einmal spielen gelernt hat, sich vor Sie stellen. Aber daß er es muß: wird das nicht seine Seele vergiften? Und wird dies nicht wieder Ihr Unternehmen schädigen? Allmählich wird in der Koch-Straße eine Luft entstehen, in der Ihr professoraler Reporter Mühe haben wird, sich durch seinen Sondergeruch bemerkbar zu machen. Ist das Ihr Ziel? Dann glückauf! Dann sind Sie auf dem sichersten Wege. Und wenn das Pflaster dieses Weges keiner von der alten Gefolgschaft aushält: ich halte es aus. Ich gehe mit. Und werde jede Etappe, die erreicht ist, peinlich gewissenhaft verzeichnen . . . Und kaum war mir dies Wort entfahren, da war bereits eine neue Etappe erreicht. Allerdings gleich die letzte, der Gipfel. Meine Phantasie wenigstens kann sich nicht ausmalen, wie es noch höher gehen soll. Am sechsundzwanzigsten Februar hat der Reporter Herrn Ssewrjuk heimgesucht und sich dann das Ergebnis seiner Hartnäckigkeit umdrehen lassen. Aus der Veröffentlichung der Berliner Volkszeitung ist zu schließen, daß die Ukrainer alles versucht haben, um von der Vossischen Zeitung eine Richtigstellung herauszuschlagen. Vergebens. Schon das ist ziemlich beispiellos. Wenn mir Herr Georg Bernhard morgen mitteilt, daß meine Darstellung ganz oder teilweise falsch sei, und sich nicht einmal auf § 11 beruft, so wird sein Brief, selbstverständlich, abgedruckt. Von diesen primitivsten Anstandspflichten der Presse also scheint die neue Vossische Zeitung nichts zu wissen. Irgendwer muß aber unsern Reporter doch gefragt haben, was eigentlich da los gewesen sei. Der antwortet nun nicht etwa. Seine Sendung auf Erden ist: zu fragen; nicht: zu antworten. So fragt er denn nach vier Wochen Herrn Ssewrjuk abermals — und bei der Wiedergabe dieser Belästigung erfolgt, so unauffällig wie möglich, die Berichtigung. Nämlich der Gesandte „nahm Veranlassung, mich auf einen Hörfehler aufmerksam zu machen . . .“. Man ringt nach Atem. Ein Zeitungsmensch, der von dem Glauben der Abonnenten an seine Wahrheitsliebe sein Leben fristet, schämt sich nicht, heute zu schreiben, daß ihm die Zeitung seinen Bericht verstümmelt, und morgen, daß er nicht richtig gehört habe — dies zu schreiben in der Zuversicht, daß kein Leser der Vossischen die Berliner Volkszeitung zu Gesicht kriegt, und daß es nicht mich gibt. Das ist eine Art des Selbstmords, die keinem Grabredner auferlegt, die Würde des Ortes zu wahren. Ueber diesen Toten nur Schlechtes. Man darf ihm, von dem die Sage erzählt, er habe bei Lebzeiten Vorlesungen über Ethik gehalten, ruhig den einzigen Lobstrich, den man ihm unvorsichtigerweise jemals erteilt hat, wieder entziehen. Der Herr war hier wirklich nicht schlimmer als das Gescherr. Sie waren einander wert. Und so hofft man inständig, daß der überlebende Teil die Leiche angemessen ersetzen wird.

Sport

Eröffnung der Grunewald-Bahn durch den Kölner Renn-Verein. Die ersten Rennen dieses Jahres auf der Grunewald-Rennbahn finden, wie wir erfahren, nunmehr bestimmt am 21. April statt. Der Kölner Renn-Verein will sein Frühjahrsmeeting nach Berlin verlegen, um den Transportschwierigkeiten zu begegnen. Als Hauptnummer der Grunewald-Eröffnung gelangt der Kölner Frühjahrs-Ausgleich zum Austrag.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin [illegible] 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.